



Edinburg.

Edinburg, die Hauptstadt Schottlands, gewährt aus der Ferne einen Anblick, der schwerlich seines Gleichen hat. Zuerst tritt dem Auge das Kastell auf hohem Felsen mit seinen dicken düstern Mauern, mit Warttürmen und zackigen Zinnen entgegen; im Hintergrunde erhebt sich, gerade über der Stadt gleich einem Gespenste der hohe Basaltberg, Arthurs Seat, der Thron des ritterlichen Arthur, und auf ihm das weiße Kreuz der Anthony-Kapelle, die durch Herbers schönes Lied uns so nahe gerückt ist. Zwischen beiden Bergrücken steht der schöne grüne Calton-Hill, um den sich die zauberisch reizende Stadt lagert und auf dem die Monumente großer Schotten stehen.

Zwischen diesen Bergen breitet sich die Stadt aus, welche an Gruppierung und Originalität einzig in der Welt dasteht. Die alte Stadt dehnt sich auf einem sanft ablaufenden Bergrücken bis zu dem Königspalaste am Fuße des Arthur-Seat herab und zeichnet sich durch ihre 8 bis 10 Stockwerk hohen Häuser, die hohen Siebeldächer und Schornsteine aus. Sie ist von der neuen Stadt durch einen tiefen Graben getrennt, in dem ebenfalls Häuser stehen, mit ihr aber durch eine breite schöne Brücke und einen Damm verbunden, auf dem das als griechischer Tempel erbaute Gemäldemuseum steht. Die andere Seite des Grabens oder Thales wird nach der ganzen Länge, vom Kastell bis zum Calton-Hill, durch die Prinzenstraße abgeschnitten, welche in gerader Linie von einem Felsen zum andern läuft,



(Edinburg.)

an der Seite gegen das Thal hin offen, und nur mit eisernen Balustraden versehen ist und eine der schönsten Straßen in der Welt bildet. Hinter ihr erhebt sich die neue Stadt auf wellenförmigen Hügeln und steigt auf der andern Seite gegen den Fluß Forth hinab, der sich mit dem Meere vereinigt und in dessen drei Hafen drei breite Straßen führen.

Hätte Edinburg italienische Sonne und italienische Luft, es könnte sich kühn neben Neapel auch am Tage stellen, während es in Mondbeleuchtung noch weit schöner erscheint als jene Meereskönigin.

Aus Liebe stumm.

(Nach einer piemontesischen Chronik.)

Es war zur Zeit der Feldzüge des Königs Ludwig XII. in Italien. Einer der jungen französischen Herren, die ihm über die Alpen gefolgt waren, Saint Pierre, ein tapferer Offizier von eblem Character und aus altadeliger Familie, verliebte sich in eine junge Italienerin, Caïa mit Namen. Sie wohnte in der Stadt Turin, war vollendet schön, kaum zwanzig Jahre alt, aber bereits Wittwe. Caïa war als sechszehnjähriges Mädchen mit einem Mann verheirathet worden, den sie innig liebte, hatte aber ihre Liebe durch den verspottet sehen müssen, der sie geweckt. Ja, ihr schuldiger Gatte hatte noch

mehr gethan, er war ihr untreu geworden und hatte selbst die geheimsten Ergüsse der offenen Seele seiner Gattin an eine unwürdige Nebenbuhlerin verrathen. Da wurde Caïa von tiefer Verzweiflung erfaßt; sie zerfloß in Thränen und der Gram würde sie in das Grab gebracht haben, wäre nicht ihr Gatte, in einem Zweikampfe tödtlich verwundet, vor ihr hinabgesunken.

In Folge dieses Ereignisses hatte Caïa, wenn auch nicht ihr Glück, doch den Frieden ihrer Seele wiedergefunden. Von ihren frühern Gefühlen war ihr nichts geblieben als das größte Mißtrauen gegen die Treue der Männer; sie glaubte nicht mehr an die Beständigkeit derselben, noch weniger an ihre Verschwiegenheit. Da der Erste sie betrogen, den sie geliebt hatte, so hielt sie alle übrigen für eben so flatterhaft und treulos.

Ganz gleichgiltig konnte indef Caïa bei den Huldigungen des schönen St. Pierre nicht bleiben. Sie hörte, aber lachend, seine sentimentalen Beteuerungen an; sie nahm seine Schwüre mit einer Bewegung des Kopfes auf, welche bewies, wie ungläubig sie war, und wenn er vor ihr auf die Knie sank und sie beschwor, seinen Leiden ein Ende zu machen und ihm ihre Liebe und ihre Hand zu gewähren, antwortete sie lächelnd, er möge lieber zur Jungfrau beten. St. Pierre verstiel, da er die Grausame nicht zu rühren vermochte, in düstere muthlose Verzweiflung. Das Leben war ihm zur Last. Er suchte den Tod in den Schlachten, aber die Lanzen der Feinde zersplitterten an dem Herzen, das durch einen Blick Caïas so leicht er-



schüttert wurde, und er kehrte bald zu ihren Füßen zurück, ruhmreicher, aber nicht minder liebevoll.

Caïa besaß trotz ihrer scheinbaren Kälte ein empfängliches Herz; sie wurde durch so große Liebe bewegt. Eines Tages als St. Pierre auf seinen Knien lag und sie wie gewöhnlich um Erbarmen anflehte, erröthete sie und wurde so verlegen, daß sie beinahe verathen hätte, daß sie seine Liebe erwidere; aber gerade in diesem Augenblicke trat die Besorgniß, den Mann den sie beglücke, wiederum undankbar und treulos werden zu sehen, lebhafter als je vor ihre Seele; sie hörte nur auf ihre traurigen Erinnerungen und gebot ihrem Herzen Schweigen.

Als Saint Pierre seine Erklärung beendet hatte, sprach Caïa, statt ihm lachend wie gewöhnlich zu antworten, in feierlicher Weise zu dem noch immer knieenden Ritter:

„Ihr versprecht viel, aber welches Pfand gebt Ihr mir für die Aufrichtigkeit Eurer Worte?“

„Befehlt und Ihr werdet Gehorsam finden,“ antwortete ihr St. Pierre leidenschaftlich; „ja ich verpfände mein Ritterwort, Alles zu thun, was Ihr mir gebieten werdet.“

Caïa dachte einen Augenblick nach, dann sprach sie: „Ich will glauben, daß Ihr die Wahrheit redet, und deshalb von heute an die Prüfung beginnen. Herr Ritter, nach drei Jahren gebe ich Euch mein Herz und meine Hand, wenn Ihr mir während dieser Zeit treu bleibt und in diesen drei Jahren kein Wort sprecht.“

Saint Pierre senkte sein Haupt zum Zeichen des Gehorsams, und von diesem Augenblicke an war er stumm.

In Turin glaubte man an seine Krankheit und beklagte ihn eines Unglücks wegen, dessen Geheimniß nur Caïa kannte. So jung, so schön, so tapfer, und Opfer eines so traurigen Gebrechens! Fragte man St. Pierre über die Ursache dieser plötzlichen Krankheit, so antwortete er seinen Freunden nicht einmal durch Zeichen. Er blieb eben so gleichgiltig bei ihren Tröstungen, wie bei ihren Klagen. Seine Leiden wurden bald im höchsten Grade peinlich. In der Verzweiflung darüber, daß er nur durch Blicke und Geberden Caïa die Liebe ausdrücken konnte, welche in ihm glühete, schwand ihm oft fast der Muth, ob er die Prüfung würde bestehen können, und sein Mund öffnete sich häufig, bereit, eine Klage oder eine Bitte auszusprechen. Er trat dann zu seiner grausamen Geliebten mit dem festen Vorsatz, Alles auszusprechen und Alles zu wagen, bald aber erinnerte er sich an sein gegebenes und verpfändetes Wort, und er blieb ruhig und stumm. Und wäre nicht Alles für ihn verloren gewesen, wenn Caïa unerbittlich blieb? Wenn er schwieg, durfte er doch wenigstens hoffen. Er beharrte demnach in dem Schweigen, wenn auch vielleicht ebenso sehr aus Eitelkeit, als aus Liebe.

An einem Tage indes glaubte er zu fühlen, daß er einen längern Kampf nicht würde bestehen können, und daß er unterliegen oder Caïa verlassen müsse. Hätte er sie von seinem Vorhaben unterrichtet, so würde sie ihn ohne Zweifel zurückgehalten und ihn seines Schwures entbunden haben; aber Saint Pierre entfloß und ließ der Geliebten zum Abschied schriftlich

nur die Worte zurück: „Auf Wiedersehen!“ Er kehrte in sein Vaterland zurück, aber seine Melancholie wurde dort nur noch tiefer. Treu seinem Gelübde, aber entschlossen zu sterben, stürzte er sich in jene schrecklichen Kämpfe, die damals zwischen Frankreich und England gekämpft wurden. Er zeigte in zahlreichen Gefechten einen beispiellosen Muth, und da er sich in den Schlachten begnügte, die Lanze ausgestreckt und das Schwert in der Faust, auf die Feinde zu stürzen und seine Gefährten durch sein Beispiel anzufeuern, ohne zu rufen, wie die anderen Ritter: „Montjoie und Saint Denis!“ so wurde er unter beiden Heeren bald unter dem Namen: „Der tapfere Stumme,“ allgemein bekannt.

(Beschluß folgt.)

Literatur.

Die nachfolgenden anspruchslosen „literarischen Berichte,“ die wir hiermit beginnen, und von Zeit zu Zeit fortzusetzen gedenken, werden keine eigentlichen Kritiken sein; sie sollen nur den leitenden Faden bilden, an welchem unsere Leser in dem Labyrinth der neuen schöngestirnten Literatur sich zurechtfinden können. Wir werden zu diesem Zwecke nur die leistungsfähigsten neuesten unterhaltenden Schriften, und zwar nicht bloß die deutschen Originalwerke, sondern auch die Uebersetzungen der neuen Schriften der berühmteren Dichter des Auslandes, vorsehen, und mit strenger Unparteilichkeit, wie in möglichster Kürze darlegen, was sie enthalten. Darnach mögen sich die Leser zur Lectüre dasjenige aussuchen, was ihrem Geschmacke zusagt.

1. Der Prinz von Dranien. Historischer Roman von Robert Keller. (Leipzig, Gebr. Neichenbach, 1843. 3 Bde.)

Der als gewandter Erzähler bereits bekannte Verfasser versetzt uns in diesem Romane in die Zeit, da die Niederländer tapfer und ausdauernd gegen Spaniens Despotismus um Freiheit und Unabhängigkeit kämpften. Zuerst zeigt er uns Brüssel (1572) unter Albas Druck und Grausamkeit, in der beängstigenden Schwüle, die einen nahen Ausbruch der Volkswuth verkündet; dann führt er uns unter die tapfern wilden Geusen, schildert die Eroberung von Briel, jenen ersten Sieg, der die Grundlage der niederländischen Freiheit werden sollte, und geleitet uns durch Kriegsgetümmel bis zur Belagerung und Entsetzung Leydens. Mit diesem reichen historischen Gemälde vereinigt der Dichter effectvoll die Gebilde seiner Phantasie, mit

geschichtlich bekannten Personen bringt er interessante Romanfiguren in Berührung und mit den großen Begebenheiten der Geschichte verschmilzt er erfundene Abenteuer und Ereignisse. In dem ersten Bande herrscht das Interesse für den Roman vor; er führt uns gleich anfangs in Verhältnisse und unter Personen, die unsere Theilnahme in Anspruch nehmen; er ist der spannendste. In den beiden letzten Bänden laufen die Fäden, die in dem ersten geschickt angeknüpft worden sind, zu weit auseinander; die Aufmerksamkeit des Lesers wird getheilt, das Interesse zersplittert sich und wendet sich zum Theil ab von dem Romane der Geschichte zu, welche in ihrer Großartigkeit die Erfindung überragt und erdrückt. Dem Buche freilich wird dadurch nichts von seinem Interesse entzogen, aber nicht die Kunst des Dichters allein fesselt den Leser, und es ist ein Fehler, in einem „historischen Romane“ die Geschichte, die nur den Hintergrund bilden darf, in den Vordergrund treten zu lassen. Doch nicht bloß mit geschichtlichen Begebenheiten, auch mit Romanhandlung hat der Dichter sein Werk reich ausgestattet und den Leserinnen wird bei der Lectüre gar oft das Herz ängstlich klopfen. Die Charaktere sind vorzüglich gezeichnet, z. B. der Steuermann Soert, Margarethe etc. Einzelne Schilderungen lassen sich dem Trefflichsten und Meisterhaftesten, was wir in dieser Art kennen, an die Seite stellen, z. B. die Wegnahme einer spanischen Galione, die Cooper nicht lebendiger beschreiben könnte, ein Kampf in der Nacht in einer Meierei u. A. Die Sprache zeichnet sich durch edele Einfachheit aus, und der Roman gehört unbedingt zu den besten, die in der neuesten Zeit in Deutschland erschienen sind.

2. Ein Tagebuch von Fredrika Bremer (Hamburg, Kistler 1843. 2 Bde.). Welcher Zauber liegt in den Schriften der Bremer? Was gab ihnen in so kurzer Zeit eine fast europäische Berühmtheit? Wenn es die niederländisch-treue Schilderung der Alltäglichkeit nicht ist, die bei den Lesern jetzt eben so beliebt zu sein scheint, wie es die niederländischen Gemälde bei den Kunstfreunden sind, so weiß ich es nicht. Lese ich einen Roman der Bremer, so glaube ich eine etwa vierzigjährige „Unverheirathete“, die sich in ihr Schicksal ergeben hat, recht hübsche Kenntnisse und etwas Mutterwitz besitzt, „Geschichten aus dem Alltagsleben“, von den „Nachbarn“ etc. so behaglich erzählen zu hören, daß man ihr gar nicht gram sein kann. Einen gleichen Eindruck hat auch das Tagebuch auf mich gemacht, das von einer Dreißigerin geführt wird, welche nach langer Abwesenheit in das Haus ihrer Stiefmutter, einer vornehmen Dame, zurückkommt, die kleinen Ereignisse in der Familie, die Anfänge und die Entwicklung einiger Liebesverhältnisse verzeichnet und auch recht hübsch erzählt, wie sie selbst mit verliebt wird, und endlich unter die Haube kommt. Da der Schauplatz eine Hauptstadt ist, und die Geschichte in den höheren Kreisen der Gesellschaft spielt, so finden sich in dem „Tagebuche“ weniger nationale Schilderungen, als in den früheren Schriften der Verf. Die vornehme

Welt ist überall eine und dieselbe. Die Charaktere der Frauen sind recht gut gehalten, bis auf Flora, die gar zu unnatürlich erscheint, die der Männer dagegen sind fast sämmtlich mißlungen und nur der berbe treuherzige Seemann, in den die Schreiberin des Tagebuchs sich selbst verliebt, kann gelungen genannt werden. Obgleich eigentlich nicht viel geschieht, so weiß die Verf. den Leser doch in einer gewissen Spannung und über den Ausgang in Ungewißheit zu halten. Hier und da findet sich auch ein neuer, oder wenigstens glücklich ausgedrückter Gedanke, z. B.: „Man sagt, das Leben stehe still, wenn keine äußeren Ereignisse es aufregen und bewegen. Aber das ist nicht so. Es kommt mir vor, daß in solchen ruhigen Zeiten die Engel des Himmels am aufmerksamsten auf das Erdenleben horchen, denn dann zittern die Saiten in seiner innersten Tiefe, dann entwickeln sich seine feinsten Nerven, dann bildet sich das, was die Macht des Himmels oder der Hölle vermehrt. In dem Augenblicke, wo der Schmetterling seine Flügel entwickelt, ist er ganz ruhig an der sichern Stätte, die er sich ausgesucht hat. In der Verwandlungsstunde scheint sein Leben ganz und gar ein inneres zu sein. Aber der strahlende Tageschmetterling und der nächtliche Todtenvogel sind Kinder derselben stillen Sommerstunde.“ Die Uebersetzung ist etwas ungenau.

3. Sybrecht Wilms. Ein historischer Roman von Ida Frick. (Dresden und Leipzig, Arnold. 1843. 2 Bde.)

Der vorliegende Roman enthält die bekannte tragische Geschichte des Königs Christian III., die Verf. bestrebt sich aber auch hier, wie in allen ihren Schriften, vorzugsweise das Herz des Weibes mit seinen Räthselfragen und Abirrungen, das Labyrinth der Leidenschaften und die Regungen des Gewissens zur Erscheinung zu bringen, und sie entwickelt deshalb mit Vorliebe die weiblichen Charaktere, den der unglücklichen Däveke (der Geliebten des Königs), den der Mutter derselben, der dämonischen „Sybrecht“, der Königin Elisabeth und der Emerentia Brahe. Die Dichterin beweist dabei, daß sie das weibliche Herz kennt wie wenige, daß sie seine Räthsel zu lösen, wie seine Gefühle, oft mit begeisterten Worten (z. B. I. S. 198), zu schildern versteht. — Der geschichtliche Hintergrund zeugt von sehr ernsten und gründlichen Studien, die bisweilen vielleicht etwas zu sichtbar werden, und das ganze „historische Gemälde“ ist in so festen, kräftigen Zügen entworfen, wie man sie von weiblicher Hand kaum erwartet. Die Verfasserin verräth sich nur durch die hier und da zu wortreichen Gespräche und Erläuterungen, so wie dadurch, daß sie einige Male den Roman abbricht, und dann als Ida Frick zu den Lesern spricht.

D.



Aus Liebe stumm.

(Nach einer piemontesischen Chronik.)

(Beschluß.)

In einer blutigen Schlacht, die in der Nähe der Stadt Rouen geschlagen wurde, sah sich der König von Frankreich, der muthig mit seiner Person an dem Kampfe Theil nahm, plötzlich von einem Haufen von Feinden umgeben. Obgleich allein gegen zwanzig, bot er ihnen doch tapfer die Spitze, aber trotz seinem Heldenmuth wurde er der Ueberzahl bald unterlegen sein, als Saint Pierre, immer stumm, aber schrecklich auf die Feinde stürzte, mit vier Schlägen seiner Streitart vier der tapfersten Gegner niederschmetterte und die anderen in die Flucht trieb. Der König, der so aus der größten Gefahr gerettet worden war, umarmte den stummen Ritter herzlich, hing ihm eine schwere goldene Kette um, die er an diesem Tage trug, und übertrug ihm den Befehl über die Elitentruppen seines Heeres.

In dieser hohen Stellung strahlte die Tapferkeit Saint Pierres in noch hellerem Glanze als je. Der König von Frankreich, der die innigste Freundschaft zu ihm gefaßt hatte, begnügte sich nicht, ihn mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen und seine Schätze mit ihm zu theilen, er wollte ihm auch, nachdem er ihm Beweise von Dankbarkeit gegeben, seine Liebe bethätigen. Herzog durchzogen das Reich und verkündeten in allen großen Städten, daß eine glänzende Belohnung denjenigen erwarte, welcher dem muthigen Freunde des Königs die Sprache wieder zu geben vermöchte. Andere Boten machten dasselbe in den Hauptstädten der benachbarten Staaten bekannt.

Aus allen Theilen Europas strömten die Aerzte, gelockt durch die verheißene Belohnung, herbei. Ihre Anzahl war so groß, daß St. Pierre, statt seine Gesundheit, d. h. die Sprache wieder zu finden, gewiß in Todesgefahr gekommen wäre, wenn er alle Mittel versucht hätte, die ihm empfohlen wurden. Der König ließ deshalb auch, um seinen Günstling von dieser Gefahr zu befreien, bekannt machen, daß er zwar die verheißene Belohnung demjenigen geben würde, welcher dem Stummen die Sprache zurückzugeben im Stande sei, daß aber alle diejenigen, welche die Heilung begonnen und nichts bewirkten, ihre Unwissenheit und Anmaßung mit ihrem Leben büßen sollten.

Die Aerzte kehrten, wie man sich leicht denken kann, eben so schnell zurück, als sie gekommen waren; nur zwei blieben,

der erste, weil er sehr gelehrt war, und nach der gründlichen Untersuchung des Sprachorgans des Ritters dasselbe so vollkommen gebildet gefunden hatte, daß es ihm unbegreiflich erschien, warum Saint Pierre nicht sprechen sollte, sobald ihm das Sprechen recht gründlich und wissenschaftlich gelehrt würde; der zweite, weil er gar nichts verstand, und folglich auch an nichts zweifelte.

Beide bemühten sich indeß vergebens, Saint Pierre von dem Gebrechen zu heilen. Die Wissenschaft und die Gelehrsamkeit des Einen vermochte so wenig, als die Anmaßung des Anderen. Die Zeit, welche man ihnen bewilliget hatte, um ihr Unternehmen zu Ende zu bringen, war fast abgelaufen, und Saint Pierre noch so stumm, wie im Anfange, und die unglücklichen Aerzte sahen sich genöthigt, einzugestehen, daß sie nichts vermöchten. Sie thaten dies und baten zugleich um Gnade, denn, sagten sie, wenn ihnen nicht gelungen, was sie unternommen, so liege dies weniger an ihnen, als an der Natur, oder an dem Kranken. Die Behörden hatten bereits die Befehle des Königs erhalten, ließen sich mit solchen leeren Entschuldigungen nicht abspeisen und warfen die beiden Aerzte in das Gefängniß. Schon war der Tag, an welchem sie hingerichtet werden sollten, bestimmt, schon wurde das Blutgerüst aufgebaut, als eine junge Wittve von seltener Schönheit an dem Hofe Frankreichs erschien und zu dem Könige geführt zu werden bat.

Als man sie zu dem Könige geführt hatte, sprach sie: „Ich habe ein unfehlbares Mittel entdeckt, das Eueren tapferen Freund heilen wird; auch bitte ich nur um eine kurze Zeit, um diese wunderbare Heilung zu bewerkstelligen. Nach drei Tagen soll die Hinrichtung der beiden tollkühnen Aerzte erfolgen, welche in dem Unternehmen, das sie begonnen, scheiterten; nach drei Tagen werde ich die versprochene Belohnung verdient haben, oder mit den beiden Aerzten auf das Blutgerüst steigen.“

Der König, auf welchen die Schönheit, das Selbstvertrauen und das edele Benehmen der Unbekannten einen tiefen Eindruck machten, ließ es nicht an väterlichen Ermahnungen und ernstlichen Vorstellungen fehlen, aber die Dame unterbrach ihn und sprach: „Ich bin des Erfolges vollkommen sicher; laßt mich handeln; binnen Kurzem wird Euer Freund reden.“

„So versucht es,“ sprach der König, „da Ihr Euerer Sache so gewiß seid; aber erreicht, was Ihr verspricht, denn

wenn es Euch nicht gelänge, würdet Ihr keine Gnade von mir zu erwarten haben.“

„Ich werde nicht um Gnade bitten,“ antwortete die Unbekannte entschlossen und sie ließ sich zu Saint Pierre führen. Bei dem Anblicke des Ritters glaubte Caïa, denn sie war es, in Ohnmacht fallen zu müssen, bald aber faßte sie wieder Muth, trat erröthend zu dem jungen Manne und sprach mit bewegter Stimme zu ihm: „Erkennt Ihr mich? Redet! Redet! Ich that Unrecht, als ich glaubte, ein Mann wie Ihr sei der Beständigkeit und der Verschwiegenheit nicht fähig. Redet, ich entbinde Euch des Schwures, den ich in einem Augenblicke des Mißmuthes von Euch verlangte. Ach, wenn Ihr wüßtet, wie sehr ich Euren Muth und Euren großen Character bewundere! Sprecht mit mir! Redet mit mir, ich beschwöre Euch!“

Saint Pierre antwortete auf diese lieblosen Worte nur mit einem traurigen Lächeln.

Höchlich verwundert hat ihn Caïa, aber immer vergebens, das Schweigen zu brechen; sie gab ihm die süßesten Namen und verband mit den inständigsten Bitten die lieblichsten Schmeicheleien. Saint Pierre antwortete auf ihre Seufzer mit Seufzern, aber sein Mund öffnete sich nicht und seine Zunge blieb gebunden. Die schöne Italienerin verließ ihn endlich, trostlos über dieses unerklärliche Schweigen, mit Thränen in den Augen und mit schwerem Herzen.

Den andern Tag fand sie sich von neuem bei dem Geliebten ein.

„Saint Pierre,“ sagte sie zu ihm, „könntet Ihr so sehr an der redlichen Meinung derjenigen zweifeln, die Euch mehr liebt als ihr Leben? Könntet Ihr glauben, daß diese meine Bemühungen nur eine neue Prüfung sein sollten? Ach, glaubt das nicht.“

Nach einiger Zögerung und einer kurzen Pause fuhr sie mit Wärme fort:

„Zweifelst Du noch immer daran, daß ich es aufrichtig meine? Du antwortest mir nicht, Grausamer? Nun wohl,“ setzte sie erröthend hinzu, „wenn Du noch immer zweifelst, so sprich nur die drei Worte: „ich liebe Dich!“ und ich schwöre es bei der heiligen Jungfrau, daß ich Deiner Liebe nichts, nichts versagen werde.“

Diese Versicherung erschütterte den Muth des Ritters; schon bewegten sich seine Lippen, schon machte sein Mund eine Bewegung, als wolle er sich öffnen; aber St. Pierre nahm seine ganze Entschlossenheit zusammen, kämpfte seine erste Regung nieder und machte sich von der reizenden Dame los, die ihn so liebewarm bat. Die schöne Caïa vergoß, als sie ihn selbst bei der so zärtlichen Bitte unerschütterlich fand, reichliche Thränen, und als sie sich entfernte, wußte sie selbst nicht, was sie in ihrem Herzen mitnahm, ob Zorn, ob Verzweiflung, ob Liebe.

Die ihr bewilligte Frist verstrich; noch ein Tag und Caïa mußte sterben, wenn Saint Pierre nicht sprach. Die Italienerin, die an dem Leben hing, weil sie liebte, entschloß sich, einen

letzten Versuch zu machen und ging noch ein Mal zu ihrem Geliebten.

„Liebst Du mich?“ fragte sie ihn, sobald sie ihn erblickte.

Saint Pierre legte die Hand auf sein Herz und erhob die Augen gen Himmel, als wolle er denselben als Zeugen seiner Liebe anrufen.

„Willst Du meinen Tod?“

Saint Pierre machte eine Bewegung des Abscheues.

„Nun, so sprich, sonst muß ich, Du weißt es, sterben.“

Saint Pierre sah sie mit zärtlichem und kummervollem Blicke an, aber er schwieg.

„Grausamer!“ sprach da Caïa mit Leidenschaft; „warum läßt Du mich in Deinen Blicken so viel Liebe lesen und bleibst doch stumm bei meinen Bitten? Warum heuchelst Du Liebe zu mir, wenn Du meine Liebe verschmähst und, treu dem unsinnigen Schwure, dessen ich Dich entbunden habe, durch Dein fortwährendes Schweigen mein Todesurtheil sprichst? Nein, Du liebst mich nicht, ich kann es nicht glauben, und ich traure nicht darum, daß ich das Leben verlieren soll, sondern daß ich Deine Liebe verloren habe. Verlangst Du einen Beweis von der meinigen, kannst Du an ihr noch zweifeln, so zögere nicht länger, schließe mich in Deine Arme, ich bin die Deinige.“

Saint Pierre drückte sie liebend an sein Herz, aber auch da öffneten sich seine Lippen nur für Seufzer; er sprach kein Wort, er antwortete mit keinem Wort der Liebe auf die leidenschaftlichen Liebkosungen, auf die süßesten, schmeichelndsten Worte der unglücklichen Caïa. Die Italienerin erschrak nun ernstlich über dieses Schweigen. Saint Pierre konnte an ihren Gefühlen nicht mehr zweifeln und doch blieb er fortwährend stumm. Sollte seine durch zu langes Schweigen gelähmte Zunge nicht wieder gelöst werden? War er wirklich stumm geworden, nachdem er sich so lange stumm gestellt? Wußte er nicht, daß Caïa an demselben Tage das Blutgerüst besteigen sollte? Sie mußte ihn jetzt verlassen und sie vergoß in diesem schmerzlichen Augenblicke nicht eine Thräne, sie sprach keine einzige Klage aus; sie streckte schweigend ihre Arme dem Geliebten entgegen und der letzte Kuß, der letzte, von dem sie vielleicht noch das Leben erwartete, war stumm.

Schon war das Schaffot aufgebaut; eine ungeheuere Menschenmenge hatte sich auf dem Plage versammelt, auf welchem die Hinrichtung erfolgen sollte. Caïa's Haupt sollte zuerst fallen. Todtenbleich erschien sie inmitten des schauerlichen Zugcs; mit wankenden Schritten stieg sie auf das Blutgerüst hinauf; schon schwebte das Beil über ihrem Haupte.

„Haltet ein!“ rief mit einem Male mit donnernder Stimme zum allgemeinen Erstaunen der versammelten Menge ein Ritter, der neben dem Könige stand. „Haltet ein! Ich habe die Sprache wieder gefunden.“

Dieser Ritter war Saint Pierre. Caïa hörte ihn, sah ihn, streckte ihm die Arme entgegen und sank in Ohnmacht. Die Menge, die sich eben über das Schauspiel der bevorstehenden Hinrichtung gefreut hatte, freute sich noch mehr über die glückliche Wen-

dung, drängte sich um die schöne Fremde, lösete die Fesseln derselben, trug sie im Triumphe davon, und aus den Armen des Volkes sank Caïa in die Arme ihres Geliebten.

„Saint Pierre,“ sagte sie, als sie wieder zum Bewußtsein erwacht war, „ich gestehe es, daß ich gesteht, daß ich Dich falsch beurtheilt habe; vielleicht hatte ich die Strafe verdient, die Du mir wegen meines thörichten Einfalles ertheilt hast, aber ich überlasse Deinem Herzen die Entscheidung, ob Du nicht noch grausamer gehandelt hast, als ich.“

„Danke dem Himmel dafür, daß mein Herz schwach war,“ entgegnete Saint Pierre mit einem Seufzer; „ein Anderer hätte vielleicht das Beil niederfallen lassen. Caïa, die Prüfung, zu der Du mich verurtheilt hattest, ist eine Kränkung, die nur die Liebe verzeihen kann.“

Die Liebe verzieh. Saint Pierre vermählte sich mit Caïa und ihre Vermählung wurde durch die glänzendsten Feste, sowie durch ein Turnier gefeiert, an welchem der König von Frankreich persönlich Antheil nahm. Die beiden Kerker, welche in dem Kerker den Tod erwarteten, vergaß man ansangs, und als man ihnen ihre Freiheit schenkte, machten beide auf die versprochene Belohnung Anspruch. „Hat der Stumme nicht gesprochen?“ sagten sie. Beide glaubten ohne Zweifel, er habe die Sprache durch ihre Mittel wieder erlangt.

Der Begnadigungsbrief.

Ungefähr um die Mitte des Monats März 1788 erschien der Kammerdiener des Herrn von Maurepas früh um fünf Uhr bei diesem Minister, um ihm den geheimnißvollen Besuch des Grafen von L., eines Verwandten Sr. Excellenz, zu melden. Der alte Minister war bereits aufgestanden. Er hatte, obgleich fast ein Achtziger, seine jugendliche Thätigkeit behalten, deren Ueberreste er auf lächerliche, unnöthige Dinge, auf Kleinlichkeiten, auf literarische Arbeiten u. verwendet. Sobald der Angemeldete auf der Schwelle des Cabinets erschien, verdeckte der Minister die angefangenen Verse, mit denen er sich eben beschäftigte, streckte die Hand gegen den Grafen aus und sagte:

„Sachte! lieber Graf, sachte! Gehen Sie nur auf den Fußspitzen, thun Sie, als lägen Eier auf dem Fußboden, denn der König schläft gerade unter uns. Gleiten Sie leicht obenhin, treten Sie nicht auf, wecken Sie um Gotteswillen Se. Majestät nicht auf!“

Der Herr von Maurepas hatte in Versailles eine Wohnung über dem Schlafgemache des Königs inne und Ludwig XVI. sagte denn auch bei dem Tode des Ministers:

„Ich werde meinen Freund nicht mehr früh aufstehen hören.“

Der Graf gehorchte der Weisung, die ihm gegeben wurde, ging ganz leise weiter, setzte sich auf einen Sessel nieder und drückte dem Minister schweigend die Hand.

„Was ist Ihnen, Better?“ fragte ihn Maurepas; „Sie sehen recht niedergeschlagen aus.“

„Das bin ich auch.“

„Ist Ihnen ein Unglück zugestoßen?“

„Das nicht gerade, — ich möchte Sie um einen Begnadigungsbrief bitten.“

„Für Sie selbst? Sprechen Sie.“

„Von mir handelt es sich durchaus nicht, aber von Jemandem, an dem ich innigen Antheil nehme.“

„Um was handelt es sich?“

„Ein Duell . . .“

Bei dieser Antwort schob der Herr v. Maurepas seinen Sessel zurück, der dicht an dem des Grafen gestanden hatte, und sagte:

„Sprechen wir nicht mehr davon; was Sie von mir verlangen, ist unmöglich. Se. Majestät haben geschworen, das Gesetz gegen den Zweikampf ausführen zu lassen und niemals eine Begnadigung zu gewähren, und der König wird sein Wort halten . . . Haben Sie selbst ein Duell gehabt?“

„Nein, ich nicht . . .“

„Nun, lieber Better,“ entgegnete der Minister, indem er wieder eine freundliche Miene annahm und dem Grafen von neuem nahe rückte, „wenn Sie sich für den Schuldigen interessieren, so geben Sie ihm eine gut gespickte Börse, setzen Sie ihn in einen Wagen und lassen Sie ihn auf der Stelle nach Deutschland abreisen.“

Der Graf bedeckte sein Gesicht mit den Händen, wahrscheinlich um nachzudenken. Maurepas fuhr unterdes fort:

„Wohl ein eifersüchtiger Mann, den man dafür züchtigte, daß er gute Augen hatte?“

„Nein.“

„Also ist der Liebhaber geblieben?“

„Nein, der Ehemann.“

„Sie sagten aber eben . . .“

„Ja,“ antwortete der Graf in sichtbarer Verlegenheit, „wenn ich sage der Ehemann, so meine ich eigentlich nicht den Ehemann, sondern . . .“

„Erklären Sie sich deutlicher, Herr Better.“

„Es ist eine seltsame Geschichte.“

„Wirklich?“ entgegnete der Minister, der neugierig wurde.

„Sonst nannte man den Zweikampf ein Gottesgericht; der, für welchen ich Ihre Nachsicht in Anspruch nehme, verdient diesen Namen auch.“

Der Herr von Maurepas, der sehr gespannt war, eine wahrscheinlich noch ganz unbekannte Anekdote zu erfahren, die er dann Abends in seinem Salon erzählen konnte, rückte noch näher an den Grafen, drückte diesem zärtlich die Hand und sagte:

„Ein Mann, der nicht der Mann ist, ein Gottesgericht? Sie machen mich neugierig, Herr Graf; erzählen Sie, erzählen Sie!“

„Neht gern, ich fürchte nur, Ihre kostbare Zeit . . .“

„Keineswegs; der König hat sich gestern auf der Jagd sehr ermüdet, ist spät zu Bett gegangen und wird nicht so früh aufstehen als gewöhnlich. Wir haben Zeit.“

„Vor acht Jahren hatte ein Herr von Nigremont, den Sie nicht kennen . . .“

„Doch, lieber Graf, ich kenne einen Nigremont.“

„Wenn Sie wirklich einen Nigremont kennen, so ist es sicherlich nicht der, von welchem ich sprechen will . . .“

„Ach so!“

„Vor acht Jahren also heirathete der Herr von Nigremont, ein reicher junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, ein sehr junges ebenfalls reiches Mädchen von vollendeter Schönheit. Aber diese Schönheit hatte keinen Eindruck auf ihn gemacht, denn er hatte sich nur verheirathet, um seiner Familie gefällig zu sein, deren einziger Sproß er war. Er vernachlässigte seine Frau vom ersten Tage an und kaum war ein Monat vergangen, als er sich vornahm, sie ganz zu verlassen, nicht weil seine Frau ihm mißfiel, nicht weil er eine Abneigung gegen sie fühlte, sondern weil er sie nicht liebte und die Ehe überhaupt haßte. Die Dienerinnen der Madame, die Equipage der Madame, Alles das war ihm lästig und unerträglich. Er verkaufte unter der Hand dasjenige von seinen Gütern, worüber er verfügen konnte, und reisete ab, ohne Jemanden von seinem Plane zu unterrichten und ohne es selbst zu wissen, wann er wohl zurückkommen würde. Die Frau von Nigremont begab sich, in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihrer Eitelkeit, vielleicht in ihrer Liebe verlegt, da ihr der Herr von Nigremont gar nicht mißfallen hatte, wieder zu ihren Aeltern. Es ist ganz die Geschichte wie die des Mannes, der das Glück in weiter Ferne suchte, während er es in seinem Hause zurückgelassen hatte. Die Frau von Nigremont besaß alles, was einen Mann glücklich machen konnte, Jugend, Schönheit, Geist und dabei den sanftesten Character.“

„Sie kennen sie?“ fragte der Herr von Maurepas.

„Einigermassen. Der Herr von Nigremont verließ Frankreich, besuchte die Schweiz, aus der Schweiz begab er sich nach Italien und immer floh er vor seiner Frau, die keine andere Nachricht von ihm erhielt als durch seinen Bankier, den einzigen Menschen in Paris, an den er schrieb. Bald meldete er diesem gar, er gedenke ein oder ein Paar Jahre in Turin zu bleiben, und er verbiete seiner Frau nichts, als ihn in Turin aufzusuchen.“

„Nun, einer solchen jungen Frau wird es in Paris nicht an Liebhabern gefehlt haben,“ fiel der Minister ein, „wenn sie wirklich so schön und lebenswürdig ist, wie Sie dieselbe schildern.“

„Die Frau von Nigremont hat nie einen Liebhaber gehabt; sie begab sich, als sie ihr Mann verlassen hatte, wie bereits erwähnt, zu ihrem Vater und lebte bei diesem auf dem Lande. Ihr Mann verließ Turin nicht und man erfuhr, immer nur

durch den Bankier, daß er dort eine junge Wittwe habe kennen lernen, in welche er sich heftig verliebt. Von da an verging ein ganzes Jahr, ohne daß man wieder etwas von ihm vernahm, und endlich starb er . . .“

„Sie sehen,“ fiel der Herr von Maurepas wieder ein, „es giebt noch einen Gott für die jungen hübschen Wittwen.“

„Ja wohl. Als der Mann gestorben und die Trauerzeit abgelaufen war, wollten die Aeltern die Frau von Nigremont wieder verheirathen und das konnte gar nicht schwer sein, da die Wittwe schön, reich und erst neunzehn Jahre alt war. Es fanden sich mehrere Bewerber, aber die Frau von Nigremont wies sie alle ab. Das Unglück, das sie bei ihrer ersten Verheirathung gehabt hatte, brachte sie zu dem Entschlusse, sich nur mit einem Manne zu verbinden, dessen Werth sie kennen gelernt und dessen Liebe sie sicher zu sein glauben konnte. Der Zufall begünstigte sie; der Herr von Royan . . .“

„Herr von Royan!“ unterbrach der Minister. „Die Royans aus Poitou? die kenne ich. Es dient ein Royan in der königlichen Marine.“

„Nein, Erw. Excellenz kennen den nicht, den ich meine; er gehört einem jüngern Zweige an, der nach der Widerrufung des Edicts von Nantes auswanderte, und dessen letzter Sprößling erst seit etwa zehn Jahren wieder nach Frankreich zurückgekommen ist.“

„Aber wie geht es zu, daß Sie von lauter unbekanntem Leuten sprechen?“ fragte der Minister. „Es handelt sich also um ein Duell unter obskuren Leuten, für die sich Niemand hier interessiert?“

„Ich werde Ihnen Alles das später erklären, Excellenz; erlauben Sie, daß ich fortfahre? Herr von Royan kaufte eine Besizung in der Nähe des Schlosses, welches die Frau von Nigremont bewohnte, und als er sie das erste Mal sah, hielt er sie für ein junges Mädchen. Er sah und liebte sie. Er selbst war damals ein Mann von achtundzwanzig Jahren, sanft, etwas blöde, und wünschte nichts mehr, als ruhig auf seiner Besizung zu leben und mit einer geliebten Frau glücklich zu sein. Die Frau von Nigremont konnte keine bessere Wahl treffen; sie fühlte auch bald selbst die Liebe, die sie in dem Herzen Royans geweckt hatte, und nach kurzer Zeit war sie Frau von Royan. Nie wurde eine glücklichere Ehe geschlossen; die beiden Gatten liebten einander und lieben einander noch unverändert wie vor sechs Jahren.“

„Aber,“ fiel der Minister ein, der ungeduldig zu werden anfing, „aber der Mann ist also nicht in dem Duell geblieben?“

„Nein, Excellenz; ich hatte schon die Ehre, Ihnen dies zu sagen; der Herr von Royan hat einen Bruder . . .“

„Ach, nun merke ich . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-
No 3.

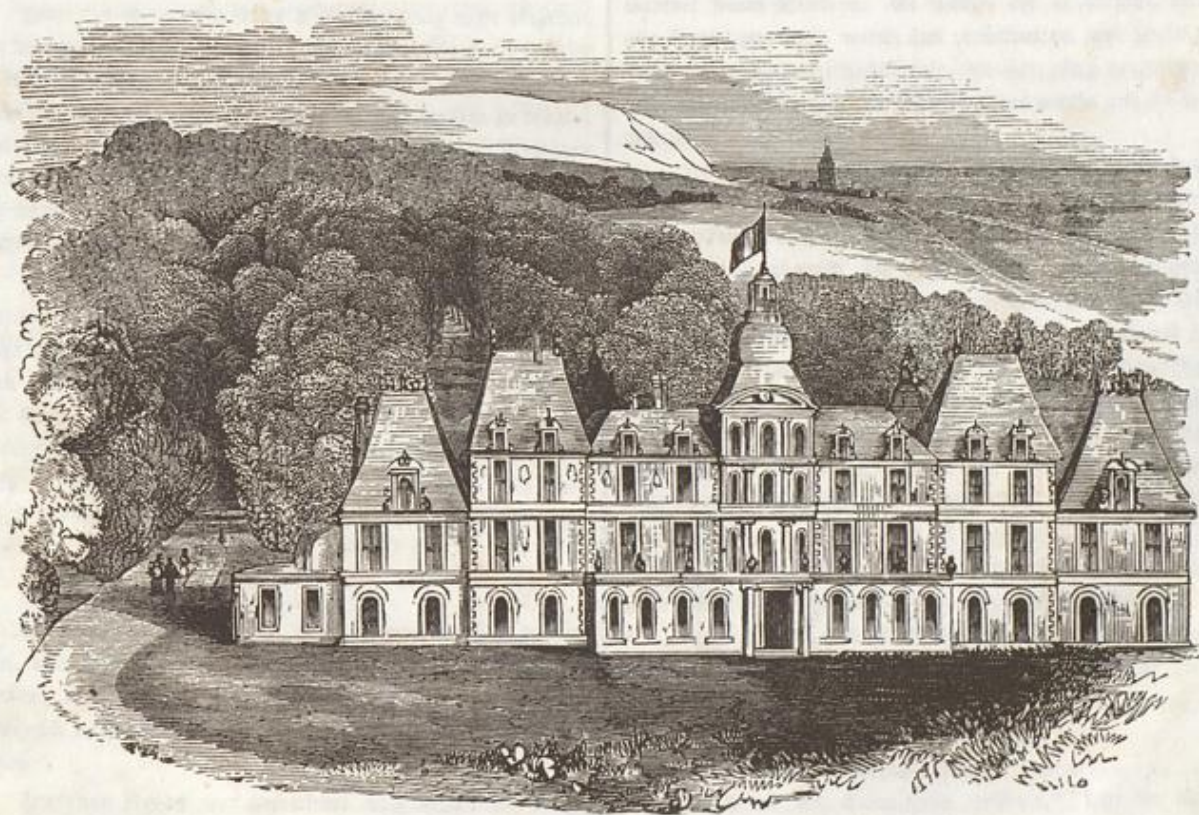


Magazin
1844.

Das Schloß Cu.

Das uralte Normannenschloß Cu, das neuerdings durch den Besuch merkwürdig geworden ist, welchen die Königin von England dem Könige von Frankreich abstattete, liegt bei dem Städtchen Cu an dem Flüschen Bresle am Nordende der Normandie und wird von Laube (franz. Lustschlöffer 2. Bb.) nach eigener Anschauung mit folgenden Worten geschildert: „Umsonst sucht man in der Nähe des Städtchens ein Felsen- oder Bergschloß Cu. Bescheiden im Bresle-Thale, in einem weichen Wiesengrunde liegt Chateau d’Cu, durch einen Park wunderschöner Bäume gedeckt gegen den Meerwind. Von rothen Steinen in italienischem Geschmack gebaut, nicht hoch, sondern weit und überall jetzt fertig und wohnlich gemacht, gleicht es mehr einer

stolzen Villa, als einem alten Normannenschlosse. Von den Zimmern des ersten Stockes und freier noch von der Terrasse des Daches sieht man hinter dem Parke das Wiesenthal der Bresle eine halbe Stunde lang sich hinabschlängeln ans Meer bis zu dem uralten Hafenorte Treport. Dort endiget das Land und zwischen zwei weichen Vorgebirgen dehnt sich eingerahmt über Treport das Meer. — Das alte zerstörte Schloß ist überbaut. Kollo selbst hatte es gegründet und es war in der wilden Kriegszeit oft zerstört und wieder aufgebaut worden, es war an die Lusignan, in den Besitz der Brienne, der Artois, der St. Pol gekommen und unter einem St. Pol ging es als altes Normannenschloß für immer zu Grunde. Dem erbarmungslosen ersten Louis ward St. Pol der Treulosigkeit ver-



(Das Schloß Cu.)

dächtig und er ließ Stadt und Schloß in Flammen werfen am 18. Juli 1475. Die Grafen von Cleves und Nevers baueten es unter König Franz in neuem friedlichem Style wieder auf, dann kam es an die Guisen, nach deren Sturze an die Raine und dann an das Haus Orleans, dessen heutiges Haupt es vollkommen hergestellt und zu einem reizenden Wohnhause gemacht hat. Es trägt jetzt den Stempel einfacher, behaglicher Bürgerlichkeit. Schloß Tu ist die Portraitgalerie aller merkwürdigen Menschen, die Frankreich beherrscht, geziert oder besleckt haben. Diana von Poitiers tritt von der Wand herab; Katharina von Medici, in voller starker Lebensgröße, stellt ein ganzes Zimmer in Schatten, und die Guisen, dies Titanengeschlecht Lothringens, bevölkern allein den großen Saal des Schloßes, genannt der Guisenaal. — Unter den hundertjährigen Bäumen des Parks, von dessen Abhang der Blick so sanft hinabgleitet nach Treport und dem Meere, unter diesen Platanen und bemooßeten Buchen haben sie mit den Ligueurs gefessen und ihre hochverrätherischen Pläne geschmiedet.“

Der Begnadigungsbrief.

(Fortsetzung.)

„Ich glaube nicht, Excellenz, daß Sie etwas errathen,“ entgegnete der Graf lachend. „Der Herr von Royan hat einen um mehrere Jahre jüngeren Bruder, der die Ehre hat, in dem

Meere Sr. Majestät zu dienen. Dieser junge Mann besitzt nichts, als seinen Degen, und das Vermögen seines älteren Bruders, von dem er allerdings sehr rücksichtslos Gebrauch macht. Er ist ein sehr tapferer junger Mann und glaubt, ein Soldat brauche eben nur tapfer zu sein; er spielt deshalb, verschwendet viel Geld, macht mit unglaublicher Virtuosität Schulden und kommt alle Jahre ein Mal zu seinem Bruder, der die Schulden bezahlen muß.“

„Sie selbst kennen wohl einen solchen Bruder recht genau?“ fragte der Herr von Maurepas.“

„Allerdings, Excellenz. Als der junge Royan sah, daß sein Bruder sich verheirathete, freute er sich außerordentlich darüber, wünschte seinem Bruder Glück und bemühte sich, die Liebe seiner Schwägerin zu erwerben, was ihm nicht schwer wurde; seinen Lebenswandel aber änderte er nicht, ja er wurde noch verschwenderischer. „Bisher,“ sagte er vergnügt, „habe ich nur einen Schatzmeister; seit mein Bruder verheirathet ist, habe ich zwei.“ Wenn er eine Schuld, oder ein bringendes Geldbedürfniß seinem Bruder nicht zu gestehen wagte, wendete er sich an die Frau desselben. Der Bruder bezahlte die Rechnungen des Schneiders, des Pferdehändlers, des Sattlers, die Schwägerin bezahlte die Spielschulden ic. Auch bildete sie immer seine Gesprächspartnerin bei ihrem Manne und hätte dem jungen Bruder kühnlich gern ein Regiment gekauft, um ihn zu pouffiren und ihm eine reiche Frau zu verschaffen. Herr von Royan selbst



kümmerte sich weit weniger um das Avancement seines Bruders, sah vielmehr mit Schrecken, welche große Ausgaben ihm derselbe verursachte, und zitterte bei dem Gedanken, den Bruder als Obersten zu sehen, da ihm derselbe als Capitain schon so viel kostete. Die Jahre vergingen, der junge Mann besserte sich nicht. Herr von Royan, der zwei Kinder hatte, glaubte, daß das Interesse dieser vorgehe, berief deshalb einst seinen Bruder in sein Zimmer und theilte ihm da seine Willensmeinung mit. „Lieber Bruder,“ sagte er, „Du bist ohne Zweifel ein Mann von Ehre und ein ausgezeichnete Offizier, aber Deine Unterhaltung wird mir zu kostspielig. Ich muß es wie die Fürsten machen, welche den Sold ihres Heeres nicht mehr bezahlen können und dasselbe entlassen. Du hast Dein Vermögen verschwendet und nöthigst mich alle Jahre, von dem meinigen bedeutende Summen herzugeben. Ich habe Kinder, und muß Dir also anzeigen, daß Du auf mich nicht mehr rechnen kannst.“

„Gut, gut,“ antwortete der Bruder, „das ist die gewöhnliche Rede eines Vaters oder Vormundes. Ich kenne Dich; Du bist nicht der Mann, der mich schon ließe und jemals vergäße, was er seinem Namen schuldig ist. Uebrigens,“ setzte er hinzu, „bin ich selbst meines jetzigen Lebens überdrüssig; es muß ein Ende nehmen, und dazu bedarf ich Deiner Hilfe. Höre mich an. Du kannst mich ausstatten und mir eine gute vermögende Frau verschaffen, ich verlasse dann den Dienst, werde ein tüchtiger Landwirth, bekomme Kinder und gedenke ein exemplarischer Familienvater zu werden.“

Herr von Royan konnte in diesen Vorschlag nicht eingehen, der ihm zu kostspielig und auch nutzlos vorkam, denn er glaubte an die Aenderung seines Bruders nicht, der viel zu hastig und unbändig war, als daß er sich unter das Joch der Ehe zu beugen, eine Frau glücklich zu machen, Kinder zu erziehen, sein Vermögen zu Rathe zu halten und zu vermehren vermöchte. Der Bruder las leicht in dem Gesichte des Herrn von Royan, was derselbe dachte, er trat also zu ihm, ergriff die Hand desselben und sagte:

„Lieber Bruder, wir wollen nicht mehr vom Heirathen sprechen; ich glaube, es paßt nicht für mich, und ich hatt gar nicht daran denken sollen. Du hast Recht, ich darf Deinen Kindern nichts entziehen, ich darf Dich nicht betrüben. Wenn ich das Glück sehe, dessen Du Dich erfreuest, und mit dem Du zufrieden bist, während ein solches Leben mir unerträglich wäre, muß ich ganz Deiner Meinung sein. Thu mir also noch einen Gefallen, bring mir noch ein Opfer, es wird das letzte sein.“

„Was verlangst Du?“

„Setze mich in den Stand, im Kriege mein Glück zu machen, oder wie ein braver Soldat auf dem Felde der Ehre zu sterben; bezahle meine Gläubiger, gib mir das nöthige Geld, damit ich nach Amerika reisen kann. Ich will zu Washington gehen.“

Herr von Royan war hocherfreut über diesen Vorschlag, die beiden Brüder lachten wieder und sie kamen überein, daß

die Abreise bald statt finden sollte. Als die Frau von Royan davon unterrichtet wurde, widersetzte sie sich dem Plane aus allen Kräften; sie liebte ihren Schwager mit zu inniger Freundschaft und sah ihn für die Stütze, für den Bertheidiger der Familie an. Es wurde deshalb sehr schwer, ihre Einwilligung zu etwas zu erlangen, das ihr eigentlich nichts anging, und das ihr wenigstens nicht sehr am Herzen liegen zu können schien.

„Entferne Deinen Bruder nicht von Dir,“ sagte sie zu ihrem Manne, „Du wirst es bereuen. Warum soll ein tapferer Offizier auf fremder Erde sterben? fern von seiner Familie, fern von allen Seinigen, bloß des armfeligen Geldes wegen, das er doch braucht, um seinem Namen Ehre zu machen? Ich wenigstens würde es nie zugeben.“

„Die Frau,“ fiel der Minister ein, „scheint ihren Schwager etwas zu sehr zu lieben.“

„Nein, Excellenz, die Frau von — Royan hat ein viel zu reines Herz, als daß ein solcher Verdacht möglich wäre. Sie hat sich niemals selbst in Gedanken von ihrer Pflicht entfernt, und liebt nur ihren Mann. Es war nur eine Ahnung, Excellenz.“

„Ah!“

„Die Abreise des Schwagers,“ fuhr der Graf fort, „wurde beschlossen; heute sollte er aufbrechen. Zum Glück verbrachte Herr und Frau von Royan den gestrigen Abend nicht zu Hause.“

„Wohnen Sie in Versailles?“ fragte der Minister.

„Ja, Excellenz. Der jüngere Royan blieb zu Hause in dem Cabinet seines Bruders. Er wollte, ehe er Europa verließ, alle Bande zerreißen, welche ihn zurückhielten, und schrieb, ich weiß nicht, an welche Präsidentin, die sehr gütig gegen ihn gewesen war, als plötzlich die Thür geöffnet wurde und ein Mann eintrat.“

„Die Person, welche in das Cabinet trat, und den Bruder des Herrn von Royan mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt fand, war ein Mann von etwa 32 Jahren und schönem Gesicht, obgleich die Züge desselben durch eine gewisse Traurigkeit verändert waren, die dem Ausdrücke etwas Düstres und selbst Wildes gab. Er war elegant gekleidet und seine Haltung hatte etwas so Entschlossenes und Cavaliermäßiges, daß sie auf den künftigen Waffengefährten Washingtons sogleich Eindruck machte. Der Fremde grüßte leicht, nahm einen Stuhl und setzte sich nieder. Der Herr von Royan legte die Feder weg, streckte die Beine aus, kreuzte die Arme über der Brust und wartete.“

„Habe ich die Ehre, mit dem Herrn von Royan zu sprechen?“ fragte der Unbekannte mit etwas spöttischem Tone.

„Der bin ich,“ antwortete von Royan in dem Tone eines Mannes, der nicht übel Lust hat, den, welcher mit ihm spricht, durch das Fenster hinauszuerwerfen.

„Ich freue mich, Sie anzutreffen.“

Herr von Royan verbeugte sich.

„Sie haben mir meine Frau entführt,“ fuhr der Unbekannte fort.

„Das ist wohl möglich,“ antwortete Royan mit der größten Kaltblütigkeit und Ruhe; „ich bin nicht selten mit der Frau eines Anderen in einen Reisewagen gestiegen, und es ist möglich, daß sich darunter auch.“

„Die Sache ist gar nicht spaßhaft,“ sagte der Unbekannte; „es ist möglich, daß Sie in der Angelegenheit, von der es sich handelt, bis zu einem gewissen Punkte zu entschuldigen sind, aber ich verlange nichtebestoweniger meine Frau zurück.“

„Ihre Frau? Erst wollen wir uns verständigen; ich habe, wie ich Ihnen bereits sagte, mehrere entführt; welche meinen Sie?“

Der Unbekannte sah den Herrn von Royan verwundert an; er hatte offenbar mehr Ernst bei seinem Gegner zu finden erwartet, stand auf und ging mehrmals in dem Zimmer auf und ab.

„Aber,“ wiederholte von Royan, „wann sagen Sie mir eigentlich einmal, welche Frau Sie meinen und wer Sie selbst sind?“

„Welche Frau? die meine und die Ihrige, mein Herr. Ich bin der Herr von Nigremont, der Gatte der Frau von Nigremont, die Sie geheirathet haben. Verstehen Sie nun?“

Herr von Royan, der die Geschichte seiner Schwägerin genau kannte, errieth aus diesen Worten, daß der Fremde ihn für einen Andern hielt, und daß sein Bruder von einem schrecklichen Unglück bedroht sei. Es war nur zweierlei möglich; er hatte entweder einen Geisteskranken vor sich, oder der erste Mann der Frau von Royan war wirklich nicht gestorben, und was sollte in diesem Falle, abgesehen von dem Scandal, das offenbar entstehen mußte, aus dem Glücke seines Bruders, aus dem seiner Schwägerin werden? in welche Lage mußten die Kinder derselben kommen? Der jüngere Royan war ein Berschwender, Excellenz, ein leichtsinniger Mensch, ein Bruder Lüderlich, wie man zu sagen pflegt, aber das Herz hatte er auf dem rechten Fleck, er war dankbar, liebte seinen Bruder aufs Innigste und sah denselben stets als nachsichtigen Vater an, den er seinerseits überall schützen und vertheidigen mußte. Er dankte dem Himmel wegen des Irrthums, in den der Herr von Nigremont gerathen, und hütete sich wohl, denselben aufzuklären. Er legte den leichtfertigen Ton ab, den er angenommen, sein Gesicht erhielt plötzlich einen anderen Ausdruck, er zog die Füße unter den Stuhl, lehnte sich zurück, erhob die Hände gen Himmel und rief aus:

„Meine Frau! Sie wären der Mann meiner Frau? Sie wären der Herr von Nigremont, der vor sieben Jahren gestorben sein sollte?“

Nigremont, denn Nigremont war es, bemerkte diese Veränderung und ließ sich leicht durch dieselbe täuschen.

„Meine arme Frau!“ fuhr Royan fort, indem er das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, „und meine armen Kinder! Aber, mein Herr, ich habe die Frau von Nigremont am hellen Tage vor allen Leuten geheirathet, sie war frei, sie besaß den

Todtenschein ihres ersten Mannes und ich habe denselben noch unter meinen Papieren. Sie können der Herr von Nigremont nicht sein.“

„Ich werde Ihnen leicht beweisen, daß ich es doch bin,“ antwortete dieser; „meine Familie, meine Aeltern und Freunde werden mich erkennen; ich werde den Todtenschein, von dem Sie sprachen, und den Sie unter Ihren Papieren haben, erklären, und wenn meine Identität einmal anerkannt ist, muß mir auch Gerechtigkeit werden. Ich werde mich an die Behörde wenden, und je größeres Aufsehen die Sache macht, um so sicherer gewinne ich; Ihnen dagegen kann dieses Aufsehen schaden; Sie haben Kinder, und ich bin deshalb der Meinung, es würde im Interesse dieser Kinder, so wie in Ihrem eigenen besser sein, wir verständigten uns und gäben der Justiz, was wir ihr einmal nicht vorenthalten können.“

Der Herr von Nigremont wollte noch vieles hinzusetzen, von Royan unterbrach ihn aber und sagte:

„Alles, was ich da höre, erfüllt mich mit Angst und Schrecken. Ein seit sieben Jahren todtter Mann kommt zurück, um seine Frau von mir zu fordern, die meine Frau ist! Sie werden mir deshalb wohl erlauben, mein Herr, daß ich einige Beweise verlange, oder wenigstens aus Ihrem Munde zu erfahren wünsche, durch welche Reihe von Ereignissen ein Verstorbener wieder ins Leben gebracht worden ist.“

„Diese Forderung ist vollkommen gerecht und billig,“ entgegnete Nigremont; „ich finde es sehr erklärlich, daß Sie meine Geschichte kennen lernen wollen, und ich bin verpflichtet, Ihnen dieselbe zu erzählen. Ach! Könnte ich nur einen Augenblick meine Frau und Ihre Frau sehen, sie würde mich gewiß sofort erkennen.“

Das wollte eben der Herr von Royan vermeiden, und er fürchtete nichts mehr, als daß sein Bruder und seine Schwägerin zurückkämen, er antwortete deshalb, das Zimmer, in welchem sie sich eben befänden, eigene sich nicht zu solchen vertraulichen Mittheilungen, da Jedermann in dasselbe hereintreten könnte, bat den Herrn von Nigremont, ihm in ein anderes zu folgen, und führte ihn in sein eigenes Zimmer. Die Diener erhielten Befehl, durchaus Niemanden vorzulassen, und Royan sagte sodann in dem einmal angenommenen Tone:

„Sie sehen ein, daß meine Frau Sie nicht sehen kann, ohne in die äußerste Aufregung zu gerathen, die ihr gefährlich werden könnte. Uebrigens befindet sie sich gerade bei einer Freundin, und es würde Ihnen also heute Abend überhaupt unmöglich sein, sie zu sehen.“

(Fortsetzung folgt.)



Der Begnadigungsbrief.

(Fortsetzung.)

Algremont, den diese Erklärungen, sowie die Unruhe, welche durch sein Erscheinen bewirkt worden zu sein schien, vollkommen befriedigten, erzählte ohne Arg seine Abenteuer:

„Ich bin immer reich gewesen,“ sagte er, „und ob gleich die Lebensweise, die ich in den letzten sieben bis acht Jahren geführt habe, mein Vermögen verringerte, so bin ich es doch auch jetzt noch. Ich stand im fünfundzwanzigsten Jahre, als meine Familie beschloß, ich müsse mich, da ich der letzte Sproß meiner Familie sei, verheirathen, damit mein Name nicht erlösche. Lange weigerte ich mich, aber man verlangte so unausgesetzt von mir ein Nachgeben, eine Gefälligkeit, daß ich endlich zusagte, um nur den Bitten meiner Verwandten und meines Vaters zu entgehen, der mich zu enterben drohete, wenn ich nicht gehorche. Ich heirathete also Ihre Frau, und zwar in dem Augenblicke, als der Tod die Drohungen meines Vaters unausführbar machte, der einige Monate später starb. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich damals für den unglücklichsten Menschen unter der Sonne hielt. Ich war an ein Kind von sechs-zehn Jahren gebunden, das ich nicht liebte, mit dem ich mich gar nicht beschäftigen mochte. Ich dachte an nichts, als wie ich mich von dem Joche frei machen könnte, das ich nur widerstrebend über mich genommen hatte. Die Frau von Algremont war hübsch, vielleicht sogar schön, aber sie machte keinen Eindruck auf mich, denn meine Zeit war noch nicht gekommen. Sie besaß, wie man sagte, tausend vortreffliche Eigenschaften, aber Alles blieb mir gleichgiltig, denn ich wußte noch nicht, wie viel ein sanfter, wohlwollender Charakter zu dem Glücke eines Mannes beitragen kann. Ich war Herr eines Vermögens, das mir Niemand zu entziehen vermochte, und ob ich Erben hinterließ oder nicht, war mir sehr gleichgiltig; ich verließ also meine Frau und begab mich nach Italien, mehr in der Absicht, aus meinem Hause wegzukommen, als aus Neugierde, auch blieb ich, nachdem ich Savoyen durchwandert hatte, in Piemont. Ich kenne weder Rom, noch Florenz, noch Mailand; ich kenne nur Turin und ein Dörfchen einige Stunden davon, Settimo mit Namen, wo ich fünf Jahre verbracht habe. Ehe ich mich in Settimo niederließ, wohnte ich in Turin in dem Hause einer jungen Wittwe, welche die Frau von Algremont vollstän-

dig gerächt hat. Die Signora Lucia di Roverbella, so hieß sie, war ungefähr in meinem Alter, sie stand also in den Jahren, in welchen die Schönheit einer Italienerin in ihrem ganzen Glanze sich entfaltet. Sie war lebensvoll und leidenschaftlich, wie die Frauen Italiens. Ich verliebte mich eben so schnell als heftig in sie. Anfangs lachte Lucia über meine Liebe, bald aber theilte sie dieselbe. Sie hatte Vermögen, war frei, aus einer nicht unangesehenen Familie Piemonts und that, was jede andere an ihrer Stelle auch gethan haben würde, sie verlangte, daß ich ihr die Aufrichtigkeit meiner Liebe dadurch beweise, daß ich ihr meinen Namen gebe. Da mußte ich ihr gestehen, daß ich bereits verheirathet sei. Obwohl ich nun auch hinzusetzte, daß man mich zu dieser Heirath ganz gegen meine Neigung genöthigt habe, obwohl ich sagte, daß ich nach Turin gekommen sei, um meine Frau zu meiden, so behauptete Lucia doch, als sie erfuhr, meine Frau sei jung und schön, sie würde nie den Schwüren eines Mannes glauben, der früher oder später sie verlassen könnte, um zu seiner Frau zurückzukehren. Sie sprach nicht aus Eifersucht, sondern aus Eifersucht, und besonders aus Eitelkeit, und ich konnte sie darum nicht tabeln; sie war älter als meine Frau und fürchtete die Zukunft; sie wollte mich für immer und unauflöslich binden, wenigstens so fest als möglich. Ach, Herr, ich muß gestehen, daß ich dasselbe wünschte; ich verfluchte meine Verheirathung, und meine Liebe wuchs durch den Widerstand Lucias, die mir gleichwohl die Leidenschaft nicht verhehlte, die ich ihr eingelöst hatte.

„Es ist leicht,“ sagte sie eines Tages zu mir, „das Hinderniß zu beseitigen, das uns aufhält. Geben Sie Ihrer Frau die Freiheit wieder und ich bin die Ihrige.“

„Und wie wäre das möglich?“ fragte ich; „die Scheidung ist weder nach piemontesischen, noch nach französischen Gesetzen erlaubt.“

„Ich wundere mich,“ entgegnete sie, „daß Ihnen die Liebe, von der Sie fortwährend sprechen, den einzigen Weg nicht zeigt, den Sie einschlagen können. Ihr Vermögen ist von dem Ihrer Frau gänzlich getrennt und von der Art, daß es leicht an jeden beliebigen Ort gebracht werden kann. Sie lieben mich, sagen Sie, Sie wollen mir Ihr ganzes Leben weihen, mit mir in dem Lande, wo ich geboren wurde, leben und sterben; nun wohl, sterben Sie für Frankreich, für Ihre Familie,

für Ihre Frau. Die List ist nicht neu. Ich verlange nichts Unmögliches, bestehe aber auf diesem Zeichen Ihrer Aufopferung.“

„Ich hätte gern weit mehr für die Signora di Roverbella gethan und zögerte also nicht. Wir überlegten, auf welche Weise wir die Stadt Turin iere führen könnten. Ich war wenig bekannt, und mein Tod konnte weder Bedauern, noch eigennützige Nachforschungen veranlassen; übrigens wohnte ich in dem Hause Lucias, was die List, die wir auszuführen gedachten, noch mehr erleichterte. Ich ordnete also meine Angelegenheiten, klagte über Krankheit, und als ich bereit war, aus dieser Welt zu gehen, ohne meinen Erben so viel zurückzulassen, daß sie sich Trauerkleidung kaufen könnten, legte ich mich zu Bett und ließ einen Arzt rufen. Ich klagte über allgemeines Uebelbefinden, über eine Schwäche, die wahrscheinlich von einem innern Leiden herrühre, das mich schon in Frankreich in Lebensgefahr gebracht. Die Krankheit dauerte lange; ich war mehrmals mit dem Arzte unzufrieden, nahm einen andern, und klagte fortwährend. Endlich stellte ich mich der nutzlosen Wissenschaft der Aerzte überdrüssig und entließ sie alle, um ungestört sterben zu können. Dies geschah denn auch bald; ich starb einft in der Nacht im Beisein der Signora di Roverbella und meines vertrautesten Dieners. Das Uebrige ging mich nicht an; dies hatte die Geliebte übernommen, der es leicht wurde, einen leeren Sarg begraben zu lassen, einen gerichtlich beglaubigten Schein über meinen Tod zu erhalten und denselben nach Frankreich zu schicken. Ich dagegen reiste im Stillen von Turin ab und schlug den Weg nach Settimo ein, wo die Signora di Roverbella ein Landgut besaß. Ich nahm einen andern Namen an, gab mich für einen Edelmann aus Brabant aus, der mit der Familie Roverbella verwandt sei, und wartete auf Lucia. Sie ließ lange auf sich warten, und als sie endlich kam, hatte ich neue Bedenklichkeiten und neue Weigerungen zu bekämpfen. Ich war allerdings todt, aber es kam nur auf mich an, wieder lebendig zu werden. Sie wagte nicht, selbst unter meinem neuen Namen mich zu heirathen, da uns dies ja früher oder später compromittiren konnte, und wünschte, meine Frau zuerst wieder verheirathet zu wissen. Endlich erfuhr sie, daß die Frau von Nigremont sich wieder verheirathet habe, und nun, da sie meiner sicher war, gab sie meinen lebhaften Bitten nach. Freilich fand sie auch sehr bald, daß die Einsamkeit, in der wir lebten, ihre Unannehmlichkeiten habe und nicht ohne Langweile sei; ich meiner Seits hatte zwar von meiner großen Liebe nichts verloren, aber der Gedanke, daß meine Frau die eines Anderen sei, peinigte mich doch unablässig. Hätte ich die Kraft gehabt, die Bande zu zerreißen, welche mich an Lucia fesselten, ich würde sogleich zurückgekehrt sein und meine Frau von Ihnen zurückgefordert haben; aber ich liebte die Italienerin zu sehr, als daß ich sie hätte verlassen können. Zu meiner ersten Frau zog mich nur verletzete Eitelkeit zurück. Je mehr die Liebe Lucias abnahm, um so stärker wurde die meinige; die Eifersucht bemächtigte sich meines Herzens, und ich ließ Lucia nicht aus den Augen, die

höchstwahrscheinlich sehr bedauerte, zu den äußersten Mitteln gegriffen zu haben, um mich an sich zu fesseln.“

„Sie wissen,“ fuhr Nigremont fort, der wohl bemerkte, wie aufmerksam Royan ihn anhörte; „Sie wissen, daß die italienische Eifersucht blutdürstig ist, und ich war Italiener geworden, ich wollte es damals wenigstens werden und in einem Augenblicke des Zornes und der Eifersucht bedrohte ich Lucia mit irgend einem tragischen Entschlusse. Sie mußte um so mehr daran glauben, daß ich nicht vergebens drohe, da sie ihrer Seits höchst wahrscheinlich eben so gehandelt haben würde, wenn sie sich verrathen oder vernachlässiget gesehen hätte. Die Drohung erschreckte sie also, und wir führten von da an ein Leben voll Argwohn und Verstellung. Es war nicht mehr die Rede von Liebe, sondern nur von gegenseitiger Beobachtung und Furcht; der eine Theil bot Alles auf, um nicht hintergangen zu werden, der andere, ungestraft zu hintergehen und, es läßt sich nicht läugnen, daß die Frauen, namentlich die Italienerinnen, klüger sind, als wir. Ich hatte zwei Nebenbuhler, von denen ich gar nichts wußte, und obgleich wir ganz allein in Settimo wohnten, so schien Lucia doch meiner Wachsamkeit und Eifersucht zu spotten. Als sie endlich meiner Gegenwart müde und es überdrüssig war, mich zu täuschen, kehrte sie nach Turin zurück, von wo sie bald nach Rom reiste, wohin sie eine neue Liebe zog. In einem Briefe an mich erklärte sie, ich würde mich durchaus keiner Gefahr aussetzen, wenn ich nach Frankreich zurückkehre, wo ich leicht nachweisen könnte, daß ich von meinem Todtscheine nichts wisse; sie erlaubte mir sogar, sie selbst anzuklagen, wenn ich je auf den Gedanken kommen sollte, meine Rechte auf die Frau von Royan geltend machen zu wollen. Ich schämte mich nun meiner Liebe, folgte Lucia nicht nach Rom, wo ich sie meinem Nebenbuhler hätte streitig machen können, sondern dankte dem Schicksale, das mich von einer solchen Frau befreite, und kehrte, ohne mich in Turin aufzuhalten, nach Frankreich zurück, auf die Gefahr hin, für einen Geist aus dem Grabe gehalten zu werden.“

„Sind Sie schon lange in Paris?“ fragte Herr von Royan den Herrn von Nigremont.

„Seit einem Monate,“ antwortete dieser.

„Sie haben Ihre Verwandten und Freunde gesehen, die Sie für todt hielten?“

„Sie können sich denken,“ entgegnete Herr von Nigremont, „daß ich mich nicht sehr beeilte, in der Gesellschaft zu erscheinen. Das Auferstehen von den Todten ist eine wichtige Angelegenheit, die gewisse Vorbereitungen verlangt. Auch war ich in anderer Weise beschäftigt. Die Signora di Roverbella schickte mich zu meiner Frau zurück und meine Frau wünschte ich also zuerst zu sehen. Ich erkundigte mich nach Ihnen.“

„Nach mir?“ unterbrach ihn Royan in einem Tone, den er so furchtsam als möglich klingen ließ, während Nigremont immer sehr keck gesprochen hatte.

„Ja, nach Ihnen. Ich erfuhr, daß Sie ein achtungswerther, sanfter Mann wären und jeden Skandal scheuten; auch

setzte man hinzu, daß Sie Ihre Frau vollkommen glücklich zu machen schienen. Ich hörte, daß Sie den Sommer auf dem Lande und den Winter in Versailles verbringen, aber auch bisweilen nach Paris kommen, und daß meine Frau — die Ihrige jetzt — die Reise von Versailles nach Paris öfters macht, um die Oper zu besuchen, welche sie leidenschaftlich liebt. Hier habe ich sie mehrmals gesehen, — Sie aber waren nie bei ihr."

"Nein," antwortete der Herr von Royan, "ich besuche das Theater selten."

"Herr von Royan," fuhr Kigremont zutraulich fort, "wie freue ich mich, daß ich nicht gestorben bin! Meine Frau ist höchst liebenswürdig! Das Vergnügen, sie während der langen Vorstellung im Theater zu beobachten, herauschte mich fast. Ich war stolz und fühlte mich glücklich, daß ich nur ein Wort zu sprechen, daß ich mich nur zu zeigen brauche, um meinen Schatz wieder zu erlangen, der mein rechtmäßiges Eigenthum ist, und den mir Niemand streitig machen kann; denn ich bin nicht gestorben, das ist leicht zu beweisen, und was meinen Todtenschein betrifft, den Sie unter Ihren Papieren haben, so ist er nicht von mir ausgegangen, sondern das Werk einer verliebten Italienerin. Ich trage keine Schuld. Mit Hilfe des Zeugnisses der Frau von Roverbella, die mir ihren Beistand nicht versagen wird, kann ich sogar nachweisen, daß ich nie etwas davon gewußt habe."

"Aber," fiel Royan ein, "Sie haben mir ja das Gegentheil gestanden."

"Ihnen — hier — unter vier Augen, ohne Zeugen, allerdings; vor der Behörde werde ich es läugnen, und Sie können es nicht beweisen."

"Sehr richtig," bemerkte Royan mit nachdenklicher Miene.

"Uebrigens," fuhr Kigremont fort, "wird dieses Actenstück die vollkommene Unschuld meiner Frau darthun, von welcher ich auch so überzeugt bin. Nur der Tod kann die Ehe lösen, ich lebe noch; folglich ist meine Frau nicht Frau von Royan, sondern Frau von Kigremont."

"Sehr richtig," gestand Herr von Royan, "auch werden Sie viele Advokaten finden, welche dasselbe behaupten und verteidigen."

"Alle," sagte Herr von Kigremont; "kein einziger Advokat wird sich weigern, meine Sache zu führen, wenn wir je so weit kämen; aber ich hoffe, Sie werden so vernünftig sein, dieses Aeußerste zu vermeiden. Noch etwas," setzte er hinzu, "die Frau von Royan hat zwar eine Loge in der Oper, sie hat aber auch einen Beichtvater, und in den Augen dieses heiligen Mannes bin ich der einzige, der wirkliche Gatte; meine Frau kann nicht länger, ohne Ehebrecherin zu sein, mit Ihnen unter einem Dache leben, und ich habe also das Gesetz, das Gewissen und die Religion für mich."

Der Minister Maurepas, der aufmerksam geworden war, hatte den Grafen bis dahin angehört ohne ihn zu unterbrechen. Erst bei den letzten Worten fiel er ein:

"Dieser Kigremont ist ein gewandter Mann."

"Ja, Excellenz," entgegnete der Graf, "Sie mußten den Herrn von Kigremont vollständig kennen lernen, damit Sie auf die Katastrophe vorbereitet würden. Herr von Royan," erzählte der Graf weiter, "sagte:

"Ich verstehe Sie vollkommen, Herr; meine Frau ist für mich verloren; ein Prozeß wird ein Scandal erregen, das unsere Kinder entehrt, ihnen die Mutter nimmt. Auch angenommen, daß Ihr Benehmen an den Tag komme, daß die Täuschung, deren Sie sich schuldig gemacht, durch Entziehung Ihrer Rechte bestraft würde, so bleibt Ihnen doch die Religion, die Ihnen Ihre Frau unter allen Umständen zurückgibt."

"So ist es," sagte Herr von Kigremont.

In diesem Augenblicke trat ein Diener ein und sagte, der Bruder und die Schwägerin des Herrn von Royan wären angekommen, und man wolle zu Tische gehen.

"Man lasse mich in Ruhe," sagte er zu dem Diener, indem er ihn hinausshob; "ich esse heute Abend nicht."

Und er verriegelte die Thüre.

"Sie haben einen Bruder?" fragte von Kigremont.

"Einen Bruder, der auch eine Wittve heirathete. Vielleicht kommt der erste Mann derselben auch wieder."

Als sie wieder allein waren, fragte Royan:

"Meine Frau weiß also noch nicht, daß Sie noch leben?"

"Nein, ich habe mich ihr nie gezeigt; ich hielt es für klüger, bei Ihnen anzufangen; Sie sind ein verständiger Mann und mein ferneres Verfahren hängt ganz von dem Ihrigen ab. Ich fühle, daß der Vorfall höchst unangenehm für Sie ist; Sie lieben vielleicht die Frau von Kigremont . . ."

"Wenn Sie die Frau nicht gesehen hätten," fragte Royan, "wenn Sie die Frau gesehen hätten, ohne sie zu lieben, was würden Sie dann gethan haben?"

"Das weiß ich nicht," antwortete Kigremont; "wahrscheinlich hätte ich sie Ihnen gelassen; aber vielleicht," setzte er lächelnd hinzu, "erweise ich Ihnen gar eine Gefälligkeit. Mancher Mann wäre sehr froh, wenn er auf so gute Manier seine Frau los würde."

Die Geduld Royan's war zu Ende; er hatte alles erfahren, was er wissen wollte, und sah vor sich einen Mann, der mit einem Worte das Glück seines Bruders und seiner Schwägerin vernichten konnte, ja, was für einen Edelmann noch mehr war, einen Mann, der eben dadurch, daß er lebte, die Neffen, welche sich Royan nannten, der unehelichen Geburt beschuldigte. Er sprang also auf, legte das demüthige, schüchternes Wesen ab, das er bis dahin geheuchelt hatte, und sagte:

"Und Sie glauben, so wie es Ihnen gerade einfällt, leben und sterben zu können, in Paris zu sterben, um eine brave Frau zu hintergehen und einen Ehrenmann zu entehren, in Turin aber in verbrecherischer Verbindung mit einer Italienerin zu leben? Sie sind ein erbärmlicher Mensch."

"Herr!" rief Kigremont, durch diese plötzlich veränderte Sprache überrascht, aus.

„Ja, was noch schlimmer ist,“ fuhr Royan fort, „Sie sind eine Memme, Sie sind nicht mit dem leichten Sinne und der Sorglosigkeit hierhergekommen, die Sie zur Schau tragen; Sie haben erst Erkundigungen eingezogen, Sie wissen, Sie sagen es selbst, daß Herr von Royan ein schwacher Mann ist, mit der Führung der Waffen nicht vertraut, und Sie hofften, er würde vor dem einzigen Mittel, das ihm mit einem Gegner wie Sie übrig geblieben ist, zurückweichen. Sie sind eine Memme, fielen aber selbst in die Grube, die Sie Andern gegraben. Ich bin der Herr von Royan nicht, wenigstens der nicht, welchen Sie zu peinigen und einzuschüchtern hofften, indem Sie ihn den Mann Ihrer Frau nannten; ich bin sein Bruder, Offizier im — Regimente und mein Bruder soll Sie nicht lebendig sehen, meine Schwägerin soll von der Gefahr, der sie ausgesetzt ist, nichts erfahren. . . Sie werden nicht lebendig aus diesem Zimmer wieder hinauskommen.“

Es giebt ein englisches Sprichwort, Excellenz, fuhr der Graf fort, welches die Lage der Leute bezeichnet, die in die Hände eines furchtbaren Gegners gerathen, während sie einen schwachen Feind vor sich zu haben glauben. Man nennt das drüben über dem Canale einen Roland statt eines Oliver finden. Das geschah dem Herrn von Nigremont, der vor Schrecken kein Wort sprechen konnte und zurückwich, als er die Wuth aus den Augen des Herrn von Royan sprühen sah.

„Sie werden mich doch nicht ermorden wollen,“ sagte er, indem er nach der Thüre blickte. Sie war fest verschlossen.

„Warum nicht, wenn es nöthig ist?“ antwortete Royan ganz kalt. „Sie haben Ihren Degen; vertheidigen Sie sich. . . Nehmen Sie mir das Leben, so hat mein Bruder seine Sache in erster Instanz verloren; aber ich werde Ihnen das Lebenslicht ausblasen, mein Herr.“

„Wenn ich Sie hier in Ihrem Zimmer tödte,“ bemerkte Herr von Nigremont, „wird man mich des Mordes anklagen.“

„Darauf eben rechne ich,“ sagte Herr von Royan.

Er griff nach dem Degen.

„Sie brauchen die Waffe nicht wie ein Mann von Ehre,“ warf Nigremont ein; „ich bin bereit zu einem regelmäßigen Zweikampfe und hatte selbst die Absicht, dem Herrn von Royan dies vorzuschlagen.“

„Ja, ein Duell mit Zeugen, ein Duell, dem Ihr Advokat beigewohnt haben würde, nicht wahr?“

Herr von Royan drang auf seinen Gegner ein, der ebenfalls zu dem Degen gegriffen hatte.

Der Herr von Nigremont schien ein muthiger Mann zu sein, denn er vertheidigte sich gut. Vielleicht gab ihm aber auch die Verzweiflung Muth, als er sah, daß er keine Gnade zu hoffen hatte; aber der junge, gewandte Royan, der sich während der langen Erzählung seines Gegners auf den Kampf vorbereitet hatte, mußte Sieger bleiben.

Der Graf hielt einen Augenblick an dieser Stelle seiner Erzählung inne, ergriff freundschaftlich die Hand des Ministers, der, wie bereits angeführt, mit ihm verwandt war, und setzte hinzu:

„Ich habe mir vorgenommen, Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen und nehme Ihre Nachsicht für das Nachfolgende in Anspruch.“

„Sprechen Sie, kommen Sie zu Ende, werther Graf,“ entgegnete Herr von Maurepas, dessen Gesicht wieder ernst geworden war.

„Herr von Nigremont,“ fuhr der Graf fort, „wurde bald verwundet; sein Blut besteckte die Meubles und röthete den Fußboden des Zimmers; nichts desto weniger dauerte der Kampf fort; Nigremont empfing eine zweite, dann eine dritte Wunde, dann wankte er, sank auf seine Knie nieder, warf den Degen vor seinem Sieger nieder und bat um sein Leben.“

„Und das Duell war damit zu Ende?“ fragte der Minister.

„Rein, Excellenz. Herr von Royan tödtete seinen Gegner.“

„Das ist ein Mord, Herr Graf!“ rief der Minister aus.

„Rein, Excellenz, es ist nur ein Duell auf Leben und Tod. . . Was konnte Royan thun? Er hatte sein Leben in die Schanze geschlagen, um die Ehre seines Bruders und seiner Neffen zu retten; durfte er einem Mitleiden Raum gönnen, das alles wieder in Frage gestellt haben würde? Konnte er den Worten dieses Mannes vertrauen? und was konnte ihm Herr von Nigremont versprechen? Sich zu verbergen, zu fliehen. Aber er hatte eine Familie, Freunde, Verwandte, er konnte sich unmöglich immer den Blicken der Seinigen entziehen und wenn dann Jemand erfuhr, daß er lebte, was wurde dann aus der Schwägerin Royans, was wurde aus dem Bruder desselben? Er verschloß also sein Ohr dem Mitleide und stieß dem Feinde seiner Familie den Degen bis an das Heft in die Brust. Nigremont sank todt nieder. Ich habe bereits erwähnt, daß es die Zeit des Soupers war, als dieses beklagenswerthe Ereigniß geschah; die Familie Royan wollte sich zu Tische setzen und da das Zimmer, in welchem Nigremont den Tod erhalten hatte, sich gerade über dem Speisesaale befand, so hörte man ihn fallen. Die Frau von Royan blickte erschrocken auf.“

„Was geschieht bei dem Schwager oben?“ fragte sie. „Er ist zu Hause; warum kommt er nicht zu Tische? Ist er krank? Geh' hinauf, Jean.“

Der Diener gehorchte und klopfte an der Thüre Royans an.

(Beschluß folgt.)

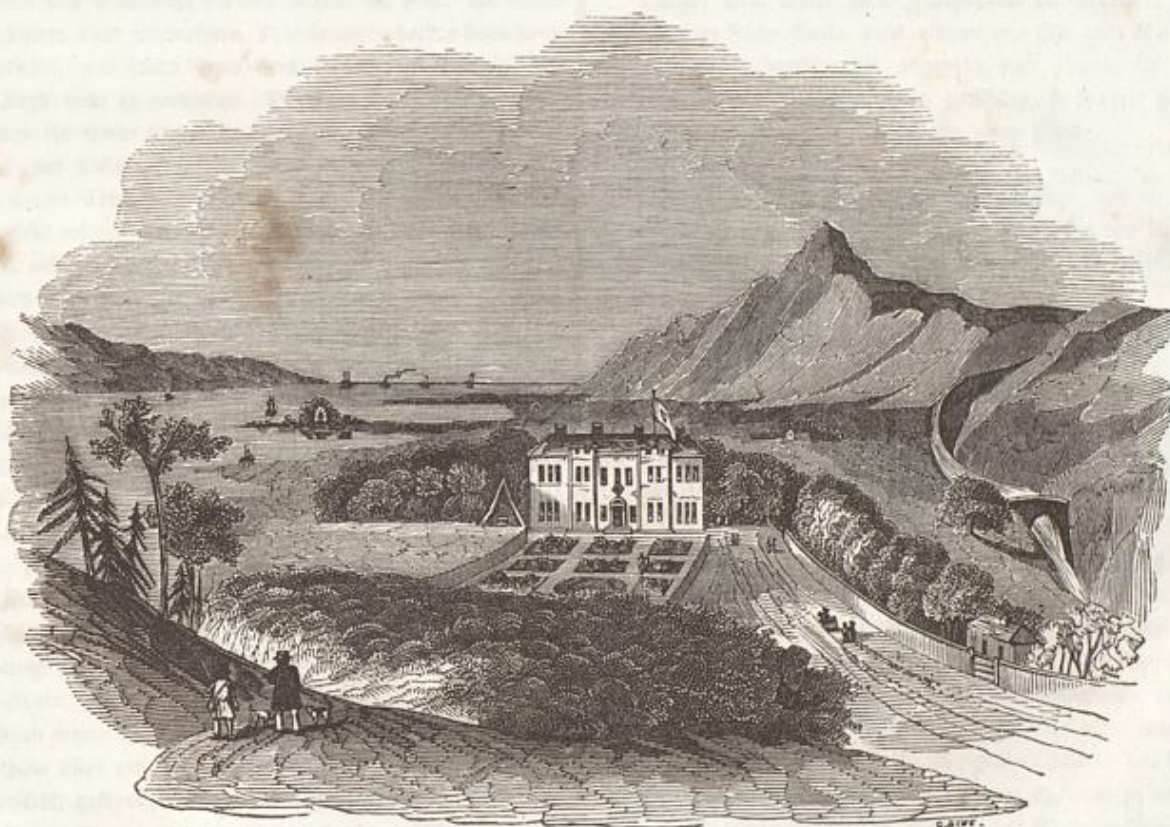


Derryane Abtei.

Derryane Abtei liegt am Rande einer schmalen Einbucht auf der Südwestküste von Irland. Das Wohnhaus des berühmten Volksredners, des größten Demagogen unserer Zeit, ist nicht weit von den Trümmern der ehemaligen Abtei entfernt, ein schlichtes, einfaches Gebäude, aber behaglich und geräumig genug, um seine zahlreiche Familie nebst vielen Freunden derselben und den häufigen Besuch, womit sie während D'Connell's Anwesenheit beehrt wird, zu beherbergen. Man naht sich ihm auf einem geschlängelten Wege über eine Reihe hoher Hügel, welche nicht eher etwas davon wahrnehmen lassen, als bis man dicht davor ist. Die umgebende Scenerie ist kühn und romantisch; D'Connell selbst hat ihre Schönheit in seiner

eigenen charakteristischen Weise in einem Briefe an den Dichter Walter Savage Landor geschildert:

„Ich könnte Ihnen schildern, wie sich des Mittags, nachdem der strenge Nordwestwind lange und heftig geblasen, die berghohen Wellen von dem unnahbaren Ocean in ununterbrochener Aufeinanderfolge heranwälzen und gewaltige Schaummassen gegen die noch gewaltigeren und riesenhafteren Bergklippen emporschleudern, die nicht bloß meine Heimath einfriedigen, sondern auch jene ewige Scheide bilden, welche das wilde atlantische Meer verhindert, die bebauten Ebenen und mit hohen spitzigen Thürmen prangenden Dörfer der stolzen Britannia zu überfluthen. O! wären Sie mit mir inmitten der aspenartigen Scenerie, die mein geringes Wohnhaus umgiebt, oder



(Ansicht von Derryane Abtei, D'Connell's Heimath.)

aufschien Sie dem ewigen Tosen und Brüllen des Bergstromes, welcher sich mit munteren Sprüngen durch die Felsenschluchten meines heimatlichen Thales stürzt! Ich getraue mich, Ihnen zu erzählen, wie ich im Bereiche des Getöses der nimmer ruhenden Woge geboren ward, wie meine träumerische Jugend sich im eingebildeten Verkehr mit den längst Dahingeshiedenen gefiel, und wie sich meine junge Phantasie an dem längst verwelkten Ruhme des Landes weidete, welches Wissenschaft und Christenthum aufrecht erhielt, als das jetzt civilisirte Europa in das Dunkel heidnischer Unwissenheit gehüllt war. Ja, mein sich entfaltender Geist ergößte sich an jenen wachen Träumen, bis ich, durch sie mit einem Enthusiasmus erfüllt, den keine fehlgeschlagene Erwartung verbittern, noch zunehmendes Alter vermindern kann, den hohen Entschluß faßte, mein Heimathsland nach meinem Tode in einem besseren Zustande zu hinterlassen, als ich es bei meiner Geburt fand."

Der Begnadigungsbrief.

(Beschluß.)

„Ich komme sogleich,“ antwortete Royan, als man ihn zu Tische rief. Dann schloß er seine Thür zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und erschien in dem Speisesaale. Seine Ankunft heiterte Jedermann wieder auf; man fragte, warum er so lange geblieben? wer bei ihm gewesen? was das Geräusch bedeutet

habe, das man in seinem Zimmer gehört? Er antwortete mit niedergeschlagenen Augen, es sei ein Gläubiger bei ihm gewesen und das Geräusch sei daher gekommen, daß er ein Tischchen umgestoßen habe. Royan hatte seinen Platz neben seiner Schwägerin, die leise zu ihm sagte:

„Aengstigen Sie sich nicht, ich werde Sie von diesem Gläubiger befreien.“

„Es ist schon geschehen, Madame.“

„Ach, Sie haben ihn selbst bezahlt? Desto besser.“

Obgleich nun Royan nicht essen konnte, so schenkte ihm die Schwägerin doch ein und sagte mit Hindeutung auf seine Abreise, die am folgenden Tage statt finden sollte: „Auf die Wiederkehrenden!“

Royan trank, ohne etwas zu antworten.

„Er ist traurig gestimmt, natürlich,“ dachte seine Schwägerin.

Das Souper ging zu Ende und Royan nahm seinen Bruder am Arme, um ihn in den Garten zu führen.

„Bruder,“ sagte er zu ihm, während Du Dich mit Deiner Frau und Deinen Freunden zu Tische setztest, habe ich in meinem Zimmer einen Mann getödtet; das war die Ursache des Lärmes, den Ihr gehört habt. Höre mich an, ehe Du ein Wort sagst. Ich habe ihn in Deinem Namen umgebracht, denn es war — der Mann Deiner Frau, Aigremont, der nicht gestorben war, und Dir Deine Frau entreißen wollte, die bei Tische

auf die „Wiederkehrenden“ trank. Sie hatte die beste Zeit dazu gewählt. Ich habe Dir die Ehre, vielleicht das Leben gerettet. Still! folge mir, wir wollen uns über die Mittel berathen, wie wir aus der unangenehmen Geschichte herauskommen.“

Die beiden Royan gingen in das Zimmer hinauf, in welchem der Zweikampf stattgefunden hatte, und der ältere Bruder konnte sich durch die Papiere, welche er bei Nigremont fand, überzeugen, daß er wirklich der Gefahr, seine Frau zu verlieren, oder wenigstens einem Prozesse entgangen war, der in jedem Falle seine Ruhe und seine Ehre gefährden mußte. Er sank seinem Bruder in die Arme und schwur ihm, Alles zu opfern, um ihn aus der schlimmen Lage zu reißen, in welche er durch dieses Duell gekommen, das tausend Mal schlimmer war, als ein gewöhnliches. Aber was thun? Das Blut hatte das Zimmer überströmt; der Leichnam Nigremonts lag da, während seine Leute mit dem Wagen vor dem Thore warteten. Die Herren von Royan entschlossen sich endlich, die Leute Nigremonts nach Paris zurückzuschicken und ihnen sagen zu lassen, ihr Herr würde die Nacht über da bleiben. Dann wollten sie einen treuen Diener in das Vertrauen ziehen, und mit diesem die Spuren des Mordes verwischen, den Todten im Garten begraben und dann über das Weitere nachdenken. Nachdem sie diesen Vorfaß gefaßt, kehrten sie zu der Frau von Royan zurück, der durchaus nichts gesagt werden sollte. Wenn aber auch der jüngere Royan die Kraft besaß, seine Gefühle zu verbergen, so war dies doch keineswegs bei dem älteren der Fall. Er konnte seine Kinder nicht wiedersehen, ohne sie wiederholt in seine Arme zu schließen, und seiner Frau vermochte er seine Unruhe und seine Angst nicht zu verhüllen. Die Frau von Royan erkannte, daß man ihr etwas verberge, und begab sich in das Schlafzimmer, in der Absicht, dies Geheimniß aufzuklären. Die Domestiken hatten überdies den Herrn von Nigremont ankommen, aber nicht wieder sich entfernen sehen. Warum blieb dieser Fremde die Nacht über in dem Hôtel? Sie waren der Familie allerdings treu ergeben, aber auch neugierig und legten sich aufs Horchen und Lauern, so daß die Brüder Royan, die ihr Geheimniß in der Nacht zu begraben gedachten, von allen ihren Leuten belauscht wurden. Sie gruben mit Hilfe ihres Kammerdieners ein Grab hinten im Garten, und brachten mit so wenig Geräusch als möglich den Todten dahin. Die Beerdigung war beinahe beendigt, als der jüngere Royan zu seinem Bruder trat und ihn auf eine weiße Gestalt aufmerksam machte, die auf sie zu kam.

„Da kommt meine Schwägerin,“ sagte er. „Deine Frau liebt Dich,“ setzte er hinzu, „und auch angenommen, sie hätte noch einige Zärtlichkeit für ihren ersten Mann bewahrt, was ich nicht glaube, so bist Du der ganzen Sache doch fremd, hast mir das Duell weder angetragen, noch mich dabei unterstützt; ich selbst habe Alles gethan. Die Verstellung ist in der Liebe und Freundschaft gefährlich, bisweilen unmöglich. Früher rieth ich Dir, Deiner Frau irgend ein Märchen zu erzählen, jetzt, da ihr Argwohn geweckt ist, da sie uns bei unserer traurigen Ar-

beit überrascht, ändere ich meine Ansicht, und halte es für besser, ihr Alles zu sagen. Würst Du es erlauben?“

Der Bruder willigte ein. Seine Frau war unterdeß an dem bereits wieder zugeschütteten Grabe angekommen.

Der Mörder nahm die Frau von Royan bei der Hand und sagte:

„Gehen Sie, Schwägerin, wieder in Ihr Zimmer hinauf; Sie sollen erfahren, was ich gethan habe, und anerkennen, daß ich die Stütze und das Schwert der Familie gewesen bin, wie Sie mich selbst nannten.“

Als ihr erzählt wurde, was geschehen war, konnte die Frau von Royan nichts thun, als ihrem Manne an die Brust zu sinken. Aber es war keine Zeit zu verlieren, man mußte das Bekanntwerden des Vorfalles zu verhindern suchen, und die trauernde Familie wendet sich an Sie, Excellenz. Alles zu verbergen, ist unmöglich; die Diensteute wissen, daß ein Duell stattgefunden hat, daß ein Mord begangen worden ist. Wenn die Justiz eingreift, Untersuchungen und Verhöre anstellt, ist die Familie verloren, wird die eheliche Geburt der Kinder zweifelhaft und der Ruf der Frau von Royan, der Frau zweier Männer, von den bösen Zungen zerrissen werden. Ich, Excellenz, habe es übernommen, bei Ihnen die Sache der braven Leute zu führen, die durch ein unerhörtes Ereigniß dem Gesetze verfallen sind. Ich bitte Sie auf meinen Knien um Begnadigung. . .“

„Nein, Herr Graf, nein,“ entgegnete der Minister, „ich kann in eine solche Sache nicht eingreifen. Ich habe Sie mit der größten Aufmerksamkeit angehört, und obwohl Sie die Sache unter dem günstigsten Lichte darstellen, so handelt es sich doch nicht um ein Duell, sondern um einen Mord. . .“

„Einen Mord, Excellenz?“

„Ja, Herr Graf, Sie können nicht läugnen, daß die Familie Royan ein großes Interesse hatte, den Herrn von Nigremont aus dem Wege zu schaffen; was beweist, daß überhaupt ein Kampf stattgefunden hat?“

„Der Name des Siegers, seine unbestreitbare Rechtlichkeit, welche die ganze Armee kennt.“

„Das ist ein sehr unsicherer Beweis,“ entgegnete der Minister; „übrigens sprechen Sie von einem unbekanntem Manne, den Sie selbst als Libertin, als Verschwender geschildert haben.“

„Diese Eigenschaften können recht wohl mit der Ehre und dem Muth bestehen.“

Der Minister befand sich in einer sehr unangenehmen Lage; er hatte einen angenehmen oder doch wenigstens gleichgiltigen Besuch erwartet und mußte eine Geschichte anhören, die ihm den ganzen Vormittag verdarb. Er war alt, kannte nichts Höheres als Ruhe, hatte mehrmals das Staatswohl seiner selbstfüchtigen Ruhe geopfert und war durchaus nicht geneigt, wegen einer unbekanntem Familie Unannehmlichkeiten und Beschwerden zu übernehmen. Er sah nach der Uhr, um zu sehen, ob die Zeit gekommen sei, in welcher der König aufzustehen pflegte, ging einige Male in dem Zimmer herum und sagte:

„Nein, nein, lieber Graf, das geht mich nichts an, ich kann da nichts thun, ich kann den Gang der Gerechtigkeit nicht aufhalten. Folgen Sie dem Rathe, den ich Ihnen schon gegeben habe. Die Familie mag fliehen. Aber, erlauben Sie, Herr Better, haben Sie mir nicht gesagt, jener Herr von Nigremont sei vor sechs oder sieben Jahren legal gestorben?“

„Ja, Excellenz.“

„Nun, wenn die Royans fliehen, wie ich es ihnen rathe, wenn sie die Papiere des Todten mitnehmen, so wird die Justiz in große Verlegenheit kommen; es giebt einen interessanten Rechtsfall, eine cause célèbre. Aber nun lassen Sie uns von andern Dingen reden. Was giebt es in Paris Neues? Liebt die Frau Gräfin die Oper noch immer so sehr wie im vorigen Jahre?“

„Excellenz, verzeihen Sie mir, aber ich habe versprochen, Sie nicht eher zu verlassen, bis ich erhalten habe, um was ich bitte.“

„Sprechen wir nicht mehr davon, Graf; es geht nicht.“

„Einen Begnadigungsbrief, Excellenz, ohne Namen, den die Royans nur dann vorzeigen werden, wenn die Justiz die Sache aufnimmt, was Sie, wie ich hoffe, verhindern werden.“

„Durchaus nicht, durchaus nicht; ich habe andere Sachen auf dem Halbe, England und Franklin und Washington und ich weiß nicht wie viele Quadratmeilen, wie viele Flüsse, Seen, Teiche, Urwälder, die man heut zu Tage die Vereinigten Staaten nennt. . . Ich kann mich in die Sache nicht mischen, und übrigens wird der König bald kommen.“

Der Graf bat und flehete, der Minister blieb unerbittlich; er wollte in dem Tode des Herrn von Nigremont durchaus einen Mord sehen und weigerte sich hartnäckig, für den Mörder sein Ansehen geltend zu machen.

„Wenn nun aber der Mörder nicht Royan, der Todte nicht Nigremont hieß?“ fragte der Graf, als der Minister unerbittlich blieb.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß dieser bedauerliche Vorfall diese Nacht bei mir geschehen, daß die Frau, welche man ihrem Manne rauben wollte, die meinige ist und daß die Kinder, die man zu unehelichen machen wollte, die meinigen sind. Der Mann, der sich hatte für todt ausgeben lassen, war der Marquis von B., der erste Mann meiner Frau, mit der Sie, Excellenz, mich verheirathet haben; der Mörder, der mir die Ehre, vielleicht das Leben gerettet hat, ist mein Bruder, Ihr Better. . .“

„Und mein Pathe,“ fiel der Minister ein.

„Den Sie vor fünf und zwanzig Jahren auf Ihren Knien hüpfen ließen, der bei Ihnen erzogen wurde während des langen Exils, zu dem Sie durch den Haß der Frau von Pompadour zum Schaden Frankreichs verurtheilt waren. . .“

„Freilich, freilich, das ändert die Sache,“ sagte der Minister. „Aber warum gestehen Sie mir dies erst zu Ende? Damit hätten Sie anfangen sollen.“

„Es war mein letztes Argument,“ antwortete der Graf, der wohl wußte, daß der letzte Angriff immer der entscheidende ist.

Der Herr von Maurepas hatte keine Kinder und der Graf wußte, daß er eifersüchtig auf die Ehre seiner Verwandten hielt, und daß seine Sache gewonnen war.

„Gehen Sie, gehen Sie,“ sagte der Minister, „ich höre den König; beruhigen Sie die Frau Gräfin und sagen Sie Ihrem Bruder, ich sei vollkommen mit ihm zufrieden; ich stehe für alles.“

Der Graf gehorchte. Kaum hatte er sich entfernt, als der König erschien. Der Herr von Maurepas, der recht gut wußte, wie er es anzufangen habe, um eine Gnade von Ludwig XVI. zu erhalten, sank trotz seiner 80 Jahre oder vielleicht wegen seiner 80 Jahre vor dem Könige auf seine Knie nieder. Ludwig XVI., der ihn oft seinen Freund, selbst seinen Vater genannt hatte, wollte ihn sogleich aufheben.

„Nein, Sire,“ sagte der Minister, „lassen Sie mich knieend um eine Gnade bitten als Lohn für meine Dienste und meine Hingebung.“

„Sprechen Sie, Maurepas.“

„Nein, Sire, gestatten Sie mir, Ew. Majestät nichts zu sagen, Sie würden mir es sonst verweigern.“

„Stehen Sie auf; was wünschen Sie?“

„Einen Begnadigungsbrief, Sire.“

Als Ludwig XVI. dies hörte, während er nicht erfahren sollte, um was es sich eigentlich handelte, errieth er, daß wohl ein Duell stattgefunden haben mochte, aber er hatte die Kraft nicht, seinem alten Minister etwas abzuschlagen.

„Einen Begnadigungsbrief!“ wiederholte er, „ohne zu wissen warum und für wen?“

„Ja, Sire, ich bitte um die Ausübung des schönsten Rechtes der Königswürde und für eine Familie, welche der Gnade Ew. Majestät nicht unwürdig ist. Ihr Ahn gab auf diese Weise Haftbefehle, Sie rühmen sich mit Recht, den ganz entgegengesetzten Weg zu gehen. . .“

Der König gab nach. Der Begnadigungsbrief wurde in demselben Augenblicke unterzeichnet und da der Marquis von B. sich weder seinen Freunden noch seiner Familie zu erkennen gegeben hatte, da Maurepas ferner alles aufbot, um die Sache nicht ruchbar werden zu lassen, so erfuhr Niemand, daß der ungetreue Gatte vor sieben Jahren nicht wirklich gestorben war. Obgleich einige Tage nach diesem Vorfalle Frankreich England den Krieg erklärte, so reiste der Bruder des Grafen von B. doch nicht nach America; er verheirathete sich vielmehr mit einem reichen Mädchen und lebte mit seiner Gattin in der glücklichsten Ehe.



Der Ardenner Wald.

Vor fünfunddreißig bis vierzig Jahren war der Ardenner Wald äußerst berüchtigt; es geschah dort fortwährend Verbrechen; Reisende von jedem Alter und Geschlecht, welche, wie man wußte, auf ihrer Reise in denselben gekommen waren, verschwanden daselbst; die Regierung ordnete Nachforschungen an, versprach Belohnungen und wendete alle möglichen Mittel an, um die Opfer wiederzufinden, oder doch wenigstens zu ermitteln, auf welche Weise sie verschwunden waren; aber die Bemühungen der Polizei, der Gensdarmarie und selbst der zu diesem Zwecke organisirten bewaffneten Schaaren blieben gleich vergeblich; man durchsuchte nutzlos die Gegend mehrere Meilen in der Runde und der Schleier, welcher dieß Geheimniß einhüllte, war lange nicht zu lüften.

Mein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, ließ mich eines Tages in sein Comptoir rufen und zeigte mir an, ich möge mich bereit halten, am nächsten Tage eine Geschäftsreise nach dem nördlichen Frankreich anzutreten. Mein Vater erlaubte mir, diese Reise zu Pferde zu machen, und ich war mit meinen Vorbereitungen bald zu Ende.

Ich mußte bei dieser meiner Reise einen großen Theil jenes berüchtigten Waldes durchreiten, aber wenn man zweiundzwanzig Jahre alt ist, fürchtet man sich vor Gefahren nicht; im Gegentheil schmeichelte der Gedanke an irgend ein ungewöhnliches Abenteuer meiner Phantasie.

Am andern Morgen übergab mir mein Vater ein versiegeltes Packet, das für seinen Geschäftsfreund bestimmt war, und fügte einen Brief an einen seiner Schulfreunde, den General M., hinzu. „Als ich ihn das letzte Mal sah,“ erzählte er mir, „warst Du noch ein Kind; er ist Dein Pathe und ich kann Dir die herzlichste Aufnahme bei ihm versprechen. Das Schloß meines Freundes liegt etwa eine Stunde diesseits des Waldes und ich habe Dich in dem Briefe an ihn dringend seiner Freundschaft empfohlen. Gott gebe Dir eine glückliche Reise!“

Die Trauer, von meinen Eltern eine Zeit lang scheiden zu müssen, verschwand bald vor der Aussicht auf romanhafte Abenteuer, die ich zu bestehen hoffte. Ich hatte ein tüchtiges Pferd, zwei Pistolen in den Holstern, einen wohlgespickten Beutel und glaubte demnach allen Gefahren der Reise trohen zu können.

Nach einigen Tagen kam ich auf dem Schlosse meines Pathen an, übergab meine Karte und den Brief meines Vaters einem Diener und brauchte nicht lange zu warten. Der ehrwürdige Besitzer eilte mir entgegen und empfing mich wie einen Sohn.

Während der Mahlzeit, die er sogleich auftragen ließ, erzählte ich ihm von dem Zwecke und Ziele meiner Reise und setzte auch hinzu, daß ich wieder aufzubrechen gedenke, sobald mein Pferd sich einigermaßen erholt haben würde. Davon wollte aber der General nichts hören, und als er mich eigensinniger fand als er erwartete, deutete er mir ziemlich deutlich an, daß mein Entschluß mehr als tollkühn sei, da bereits Mittag vorüber sei und ich den Wald vor Eintritt der Nacht kaum würde erreichen können. „Du weißt, lieber Pathe,“ setzte er hinzu, „daß auch die Muthigsten zu einer solchen Zeit sich nicht in den berüchtigten Wald wagen; ich muß also im Namen Deines Vaters eingreifen und bestehe darauf, daß Du wenigstens die Nacht in meinem Hause bleibst. Wenn Du wirklich mich so bald verlassen willst, so kannst Du morgen früh zu jeder beliebigen Stunde Deine Reise fortsetzen.“

Ich gab seinen freundschaftlichen Bitten und Vorstellungen nach und als wir uns Abends trennten, zeigte ich ihm an, daß ich mit Tagesanbruch weiter zu reisen gedenke.

Am andern Morgen ging ich mit so wenig Geräusch als möglich in den Stall und sattelte da eben mein Pferd, als ich leise auf die Achsel geklopft wurde. Es war mein aufmerksamer Pathe, der zu mir sagte:

„Du siehst, ein alter Soldat ist eben so zeitig auf wie Du. Ich kann Dich nicht allein durch den Wald reisen lassen. Ein alter treuer Diener wird Dich begleiten, bis Du außer Gefahr bist. Ich habe ihm bereits die nöthigsten Instruktionen gegeben. Er befindet sich jetzt in der Küche und kocht Dir eine Tasse Kaffee, die Du vor dem Aufbruche trinken magst.“

Ich that alles, was er haben wollte, nahm dann von dem würdigen General Abschied und verließ das Schloß desselben in Begleitung seines erprobten Dieners Peter.

Als wir uns in der Allee hinter dem Schlosse befanden, sah ich nach, ob meine Pistolen sich in gutem Zustande befänden, und Peter that dasselbe, denn sein Herr hatte ihm auch ein Paar und zwar ein furchtbares Paar Reiterpistolen übergeben. Wir gelangten bald in den Wald und ich will es nicht ver-

heimlichen, daß mir es die erste halbe Stunde hindurch ziemlich unheimlich zu Muthe war. Aber ich bemühte mich, meine Kengstlichkeit so viel als möglich zu verbergen, unterhielt mich deshalb eifrig mit meinem Begleiter und der Muth fand sich wieder je weiter wir in den Wald hineinkamen, bis ich endlich gar zu dem Glauben gelangte, man habe die Gefahren einer Reise durch denselben zu sehr übertrieben. Um ein Uhr waren wir glücklich und wohlbehalten durch den Wald hindurch.

Sobald wir wieder im Freien und auf der Straße waren, rief ich aus: „Nun, Peter, da sind wir denn mit heißer Haut davon gekommen und haben uns vergebens geängstigt; jetzt sind wir, denk' ich, ganz in Sicherheit.“

„Das ist so gewiß doch nicht,“ antwortete er; „wir können noch immer unangenehme Bekanntschaften machen.“

Ich scherzte über seine Furchtsamkeit, setzte mein Pferd in Galopp und forderte ihn auf, mir zu folgen. Eine Viertel Meile von dem Walde, etwas abgelegen von der Straße, trafen wir ein Wirthshaus, das freundlicher und versprechender ausah als die meisten, die man sonst in jener Gegend an der Straße findet. Ich benutzte gern die Gelegenheit etwas auszuruhen und einige Erfrischungen einzunehmen.

Wir stiegen also vor dem Wirthshause ab und ein Knabe führte uns durch eine Nebenthüre in den Stall. Während Peter sich mit den Pferden beschäftigte, wollte ich durch die Thüre von der Straße her in das Haus hineingehen, aber meine Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblicke durch ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit erregt, die mich von dem hölzernen Balcon herab betrachtete. Sie trat auf demselben bis an den äußersten Rand vor und sagte zu mir:

„Kommen Sie hierher, wenn es Ihnen gefällig ist.“

Ich stieg die Treppe, die zu dem Balcon führte, hinauf und sie geleitete mich in ein bescheiden meublirtes Zimmer, das sie das Speisezimmer nannte.

Seit undenklichen Zeiten haben die Reisenden aller Länder das Vorrecht, sich gewisse Freiheiten mit den Mädchen in den Wirthshäusern herauszunehmen. Ich war gegen die Reize des schönen Geschlechts nie unempfindlich gewesen; wäre ich aber auch minder empfänglich gewesen, das schöne Mädchen, das vor mir stand, hätte Eindruck auf mich machen müssen. Ich habe weder vor noch nachher ein schöneres gesehen. In ihren Zügen lag eine so bewundernswürdige Vollkommenheit, in dem Ausdruck ihres Gesichtes etwas so Ungewöhnliches und Reizendes, daß ich wie geblendet vor ihr stehen blieb. Mit diesen in ihrem niedern Stande so seltenen Vorzügen verband sie eine zauberische Anmuth, kurz ich verliebte mich auf den ersten Blick leidenschaftlich in sie. Zu meiner großen Verwunderung entfernte sie sich aber von mir und wies meine Liebkosungen in so entschlossener und würdevoller Weise zurück, daß ich für den Augenblick etwas außer Fassung gerieth. Ich sammelte mich indes bald wieder und begann den Angriff von Neuem; aber der Ton und das Benehmen des merkwürdigen Mädchens waren so entschieden, ihre Haltung so edel, so fest und ehrfurchts-

voll, daß ich mir endlich selbst wegen meines Beginnens Vorwürfe machte. Es war weder thörichte Biederkeit, noch Unwille bei ihr; sie schien mich vielmehr mit Trauer und Mitleiden anzusehen. Gewissermaßen gedemüthigt, fragte ich sie endlich: „Warum weist Du mich so hart ab? Ich bin doch gewiß nicht der erste junge Mann, den Deine Schönheit bezaubert hat, und ich sagte gewiß auch nichts, was Andere nicht schon oft vor mir gesagt haben. Du scheinst aber betrübt und traurig zu sein.“

Sie schlug die Augen zu mir empor und warf mir einen Blick zu, dessen seltsamen Ausdruck ich heute noch nicht vergessen habe. „Ja,“ antwortete sie, „ich bin betrübt und recht unglücklich. Auch Sie würden nicht scherzen, wenn Sie wüßten, welches Schicksal Sie erwartet.“

„Und was habe ich zu fürchten?“ fragte ich mit ungläubiger Miene, weil ich glaubte, sie wolle über mich spotten.

„Sie haben höchstens noch drei Stunden zu leben,“ antwortete sie leise; „ich weiß nicht, was mich gegen meinen Willen zwingt, Ihnen dieses schreckliche Geheimniß mitzutheilen; aber ich kann nicht schweigen. Die Flucht ist unmöglich; binnen drei Stunden werden Sie das Schicksal zahlreicher Opfer theilen, welche diesen Ort betreten haben.“

„Du erzählst mir da ein Märchen, um mich ängstlich zu machen. Vielleicht steckt eine Liebesgeschichte dahinter und Du willst Dich auf diese Weise von meiner Zudringlichkeit befreien.“

„Gott ist mein Zeuge, daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe, aber still! . . .“

Nach diesen Worten ging sie nach der Thüre zu, dann auf den Corridor, um zu sehen, ob Jemand uns hören könnte. Nachdem sie hierüber beruhigt war, kam sie zurück, schloß die Thüre zu und trat mit Thränen in den Augen zu mir:

„Betrachten Sie,“ sagte sie, „diesen Fußboden, diesen Sand. Haben Sie jemals Sand in einem Speisezimmer, namentlich in der ersten Etage gesehen? Ach, wie viel Blut hat dieser Boden schon getrunken! Sie haben Essen bestellt; man macht es unten bereit. Einige Minuten, bevor es fertig ist, werden drei Offiziere zu Pferde in der Uniform der kaiserlichen Garde in den Hof hereinreiten, den Wirth rufen, Essen, Champagner und dergl. verlangen. Der Wirth wird selbst erscheinen, um Ihnen die Ankunft dieser vornehmen Gäste zu melden und Sie zu fragen, ob Sie bei diesem unerwarteten Besuche wohl erlauben wollen, daß die drei Personen Ihre Mahlzeit theilen, da die Speisen, wie er versichern wird, wohl für fünf Personen an einem Tische hinreichen. Sie werden einwilligen, denn eine Weigerung würde Ihren Tod nur beschleunigen. Dadurch, daß Sie einwilligen, gewinnen Sie Zeit und Gott gebe, daß Sie mit Ihrem Diener irgend ein Mittel finden, die Pläne der Mörder zu vereiteln.“

Ich war wie versteinert und es wahrte ziemlich lange, ehe ich mich wieder fasste. Ich hat das vortreffliche Mädchen, mit meinen Diener zu schicken, so bald sie es thun könnte, ohne

Argwohn zu erregen. Sie that es und ich erzählte Peter Wort für Wort, was sie mir gesagt hatte. Anfangs wollte er mir nicht glauben, aber die Einzelheiten, die ich ihm mittheilte, machten ihn aufmerksamer.

„Aus Vorsicht,“ sagte er, „werde ich in den Stall gehen, unter dem Vorwande, nach den Pferden zu sehen und dann unsere Pistolen mitbringen, die ich leicht in meinen Taschen verbergen kann.“

Kaum war er wieder bei mir angekommen, als wir Hufschläge hörten und drei Offiziere in der Kleidung, wie sie das Mädchen beschrieben hatte, in den Hof des Wirthshauses hereinritten. Ihre Erzählung war also bis dahin bestätigt und auch Peter zweifelte nun nicht mehr.

„Es ist nur zu wahr,“ sagte er; „ich werde, während des Besuches, den Ihnen der Wirth machen wird, wieder in den Stall gehen. Es ist jedenfalls besser, wenn er uns nicht beisammen sieht; nachher aber werde ich Sie nicht wieder verlassen.“

Nach einigen Minuten erschien der Wirth. Man kann sich unmöglich ein gutmüthigeres Gesicht als das dieses Mannes denken. Wie das Mädchen gesagt hatte, entschuldigte er sich zuerst wegen des Vorschlags, den er mir machen wollte, nämlich ob ich nicht geneigt sei, drei Offiziere von der kaiserlichen Garde mit mir speisen zu lassen. Er habe genug für fünf Personen, wenn aber die Gerichte getheilt und in zwei Zimmer getragen werden sollten, würden sie für dieselben nicht wohl hinreichen. Er schloß mit der Versicherung, daß ich nicht bedauern würde, jene Herren kennen gelernt zu haben; es wären höhere Offiziere vom besten Tone und feiner Bildung.

Ich stellte mich so unbefangen als möglich und antwortete, die Gesellschaft der drei Herren würde mir Vergnügen machen. „Nur,“ setzte ich hinzu, „dürfen sie es nicht übel nehmen, daß mein Diener mit am Tische ist. Ich reise meiner Gesundheit wegen und bekomme häufig Krämpfe, weshalb er immer bei mir sein muß.“ Ich stellte mich, als bemerkte ich den Eindruck nicht, den diese unerwartete Nachricht auf den Gästen machte, ließ ihn fortgehen und Peter, der gleich darauf erschien, übergab mir meine Pistolen, wobei er sagte:

„Ich habe einen Plan entworfen. Sie setzen sich Einem der Räuber gegenüber und lassen die beiden Andern an derselben Seite des Tisches sitzen, so daß sie mir gegenüber kommen. Sobald das Desert aufgetragen ist, werde ich mein Glas ergreifen; denn schießen Sie sogleich auf den, welcher Ihnen gegenüber sitzt; ich nehme die beiden Andern auf mich; nur fehlen Sie nicht. Unsere Rettung hängt von Ihrer Kaltblütigkeit ab. Wir spielen ein verzweifeltes Spiel und nur der Muth kann uns retten.“

Ich versprach dem treuen Peter, ihn gut zu unterstützen, und stellte mir die blutige Scene vor, als die angeblichen Offiziere, in Begleitung des Wirthes, erschienen. Sie waren sorgfältig, vielleicht zu sorgfältig, gekleidet und sprachen etwas frei, wenn auch nicht unanständig. Sie dankten mir für die Ehre, die ich ihnen er-

zeige, kurz sie spielten ihre Rolle ganz gut. Die Blicke, die sie einander zuwarfen, als sie Peter sahen, entgingen mir nicht, und als sie ihre Complimente beendet hatten, entschuldigte ich die Nothwendigkeit, meinen Diener mit ihnen an demselben Tische essen zu lassen, und führte denselben Grund an, welchen ich bereits dem Wirthes genannt hatte. Das Essen wurde aufgetragen, aber ich konnte kaum etwas genießen; jeder Bissen ersticke mich fast. Man bemerkte meinen geringen Appetit, und ich schrieb ihn meiner Kränklichkeit zu. Die Räuber aßen, tranken, lachten und plauderten.

Die Mahlzeit war beinahe beendet; das hübsche Mädchen, das uns bediente, hatte die Teller weggenommen, als einer der Räuber, die Peter gegenüber saßen, etwas zu suchen schien. „Da habe ich meine Dose vergessen,“ sagte er, worauf er zu Peter gewendet hinzufügte: „Wollten Sie wohl, guter Freund, die Gefälligkeit haben und einmal hinuntergehen; auf dem Büfset unten werden Sie eine goldene Dose stehen sehen; sie ist mein, ich habe sie eben stehen lassen. Bringen Sie mir dieselbe herauf.“

Peter antwortete ruhig, ohne sich auf seinem Stuhle zu rühren, er befolge stets nur die Aufträge und Befehle seines Herrn. Der Räuber, den diese Antwort verlegen machte, und der sich auf die Lippe biß, wendete sich an mich, und bat mich sehr artig, ob ich nicht meinem Diener diesen Auftrag erteilen wollte. Zum Glück erschien in diesem Augenblicke das schöne Mädchen mit Obst, Käse und Butter. Ich machte dem Offizier bemerklich, daß sie die Dose wohl holen könnte. Er trug ihr dies auf, und sie kam bald darauf mit der Anzeige wieder, es stehe keine Dose unten. „So bring Champagner,“ rief ihr der Räuber zu.

Während sie fortging, um den Wein zu holen, bemerkte der Offizier, der zu meiner Rechten saß, daß ihm sein Taschentuch fehle, und er befahl barsch meinem Peter, dasselbe unten aus dem Gastzimmer zu holen. Der unerschrockene Diener antwortete darauf wie das erste Mal, und setzte hinzu, die Magd würde sogleich wieder kommen und könnte den Auftrag besorgen. Der Champagner kam, und der Stöpsel war noch nicht heraus, als das Taschentuch sich zufällig unter dem Tische fand.

In diesem Augenblicke verließ das Mädchen das Zimmer, und ich werde nie den Blick vergessen, den sie mir zuwarf, als sie die Thüre schloß. Sie schien sagen zu wollen: „Deine Stunde hat geschlagen, wir werden einander nie wiedersehen.“

Die Flaschen kreiseten, und als die Reihe an Peter kam, sich einzuschenken, sah er mich an, als wolle er mir andeuten, nun sei es Zeit zu handeln. Er führte das Glas an den Mund, setzte es aber plötzlich wieder nieder und sagte zu mir: „Sind Sie krank, Herr?“

„Nein,“ antwortete ich.

Ich wußte wohl, was diese Worte bedeuten sollten, aber ich besaß nicht die geringste Kraft mehr und Peter setzte hinzu: „Ich muß Ihnen Ihr gewöhnliches Stärkungsmittel geben.“

Bei diesen Worten griff er in die Tasche, zog seine Pistolen heraus und schloß mit unglaublicher Schnelligkeit die Offiziere

nieder, die ihm gegenüber saßen. Dann stürzte er wie ein Liger auf den dritten, packte ihn an der Kehle, warf ihn nieder und rief mich zu Hilfe. Ich hatte wieder Muth gefaßt, eilte zu ihm und wir hielten beide den Räuber fest. Peter band ihm mit einer Serviette die Hände auf den Rücken fest und verdeckte ihm mit einer anderen das Gesicht.

„Lassen Sie den Bösewicht nicht aus den Augen,“ sagte er dann, „bis ich mit einem Stricke aus dem Stalle zurückkomme.“ Nach zwei Minuten war er wieder da und wir banden nun den Gefangenen fest.

„Ich werde nun so schnell als möglich nach der nächsten Stadt reiten,“ sagte Peter, „die nur zwei Stunden entfernt ist, um Hilfe zu holen. Unterdessen bewachen Sie den Gefangenen; Sie haben nichts zu fürchten, denn das ganze Haus ist verlassen. Rechnen Sie auf mich, ich werde Sie bald aus Ihrer unangenehmen Lage befreien.“

Als mein treuer Diener sich entfernt hatte, nahm ich mir vor, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, wenn man den Gefangenen vielleicht zu befreien versuchen sollte. Die Thüre wurde verrammelt und ich blickte abwechselnd durch das Fenster hinaus und auf die Elenden zu meinen Füßen. So verbrachte ich die zwei längsten Stunden meines Lebens. Endlich kam Peter mit dem Friedensrichter und mehreren Gensdarmen. Ich übergab ihnen den Gefangenen und das Haus wurde von oben bis unten durchsucht. Alle Bewohner desselben waren entflohen; in einem großen Keller aber fand man mehrere Leichname und Skelette, die später auf dem Gottesacker zu Mezzeres begraben wurden, während das empörte Volk das Haus von Grund aus zerstörte.

Von dem Wirth und dem schönen Mädchen hat man nie wieder etwas gehört; vielleicht ist die Unglückliche sogar unter den Händen des elenden Besitzers des Wirthshauses gestorben. Was ich vermochte, bot ich auf, um ihr Schicksal zu ermitteln; ich bot eine bedeutende Summe, wenn man mir Kunde von ihr bringe, bis jetzt vergebens, aber auch heute noch gebe ich gern die Hälfte meines Vermögens darum, wenn ich sie wiederfinden kann, denn ich verdanke ihr mein Leben.

Vaganini.

(Aus dem Italienischen.)

In einem elenden Gäßchen Genuas lebte im Jahre 1810 arm und unbekannt ein Mann, dessen Name später in allen Theilen Europas ruhmvoll bekannt werden sollte, Nicolo Vaganini. Ein kleines sparsam erleuchtetes Parterrelocal war seine Wohnung; und er mußte sich sehr anstrengen, um durch Verfertigung musikalischer Instrumente so viel zu verdienen, daß er nothdürftig mit seiner alten Mutter, welche zu dieser Zeit seine einzige Gesellschafterin war, leben konnte.

Die Lage dieser beiden Armen wurde immer unsicherer, weil das kleine Vermögen, welches P. von seinem Vater geerbt hatte, durch die täglichen Bedürfnisse bald aufgezehrt wurde. Er war aus einem ziemlichen Wohlstande zu der Nothwendigkeit, sein tägliches Brod durch zwanzigstündige mühevollen Arbeit verdienen zu müssen, herabgesunken.

Die Armuth wurde noch schmerzlicher durch die Erinnerung an bessere Zeiten; denn die Mutter Brigida und Nicolo selbst hatten einst sich elegant gekleidet und in ziemlichem Wohlstande gelebt.

In jener Zeit sah man ihn fast beständig an der Schwelle seiner bescheidenen Wohnung sitzen, während er sich eifrig mit seiner Arbeit beschäftigte und irgend ein altes Lied seiner Vaterstadt sang oder piff. Er war zwar nie eigentlich heiter, wußte aber doch die Scherze zu erwiedern, welche die jungen Mädchen, die gewöhnlich ihre Schleier aufschlugen, wenn sie an seinem Hause vorübergingen, an ihn richteten, und einen neugierigen Blick auf dieses magere und nichts weniger als schöne Gesicht warfen, das dann durch ein geistreiches Lächeln belebt wurde. Dies änderte sich, als das Unglück seine Wohnung im Hause Nicolo's aufschlug; die Hoffnungen, die er gehegt, hatten einer trüben Melancholie Raum gegeben. Man konnte ihn für tiefsinnig halten, denn es hatte sich eine fixe Idee seiner bemächtigt, die ihn Tag und Nacht quälte.

Brigida bemühte sich vergebens, ihn zur Fassung und zur geduldrigen Ertragung ihres gemeinsamen Schicksals zurückzuführen; er widersprach stets ihren Bemerkungen, oder wies sie spöttisch zurück.

Da P. nach und nach die Arbeit, womit er noch fortwährend von einigen Kunden beauftragt wurde, vernachlässigte, so sah er sich bald gar genöthigt, selbst sein Hausgeräth und seine Kleider zu verkaufen, um den einzigen ihn beherrschenden Gedanken zur Ausführung bringen zu können.

P. besaß eine Violine von dem berühmten Tartini von Mantua, welche ihm verschiedne Musikliebhaber für einen bedeutenden Preis hatten abkaufen wollen; aber er schlug stets jedes Anerbieten aus, da er dieses kostbare Instrument nachahmen und aufs Neue hervorbringen wollte. Wenn der erste Versuch gelingt, dachte er, so wird das Uebrige ohne Schwierigkeit von selbst gehen, und mein Glück ist gemacht.

Seiner rastlosen Anstrengungen ungeachtet, fand sich aber leider immer eine Verschiedenheit zwischen dem Original und der Copie; hatte er dann durch eifriges Nachforschen und Beobachten den Punkt der Ungleichheit entdeckt, so kehrte er um so eifriger immer wieder wieder zur Arbeit zurück. Unnütze Anstrengung! Nie erreichte er das Ziel und vergebens wendete er sich an einen Professor, der ebenfalls sein Möglichstes that, diese Aufgabe lösen zu helfen.

(Beschluß folgt.)



Paganini.

(Aus dem Italienischen.)

(Beschluß.)

„Wer weiß,“ sagte Paganini endlich eines Tages nach einer langen und fruchtlosen Unterredung mit dem Gelehrten, „wer weiß, ob wir nicht außerhalb des rohen Instrumentes die Lösung unserer Zweifel suchen sollten? Sind es die Worte, oder sind sie es nicht, welche unsere Ideen kund geben? Sieht es vielleicht eine Seele der Musik? Ich habe von einem Mozart erzählen hören, von einem Deutschen, welcher mit einer „Zauberflöte“ Bewunderung erregt hat. . . Warum sollte es nicht auch eine Zaubervioline geben?“

Der Professor sah ihn verwundert an und ging kopfschüttelnd davon. Als P. allein war, versank er mehr und mehr in sein Grübeln, und ein dem Anscheine nach gleichgiltiger Umstand kam ihm dabei zu Hülfe. Ein Bekannter hatte bei ihm ein Buch zurückgelassen, welches P. durchblätterte. Dieses Buch war eines der seltenen Denkmäler florentinischer Geduld, welche zu Anfange des 17. Jahrhunderts aus der Presse des Alberti hervorgegangen, das Urbild der neueren Encyclopädien, denn es handelte von Allem und „von verschiedenen Dingen.“ Nach einem Kapitel über Regierungsformen folgte ein anderes über die eilftausend Jungfrauen, dann ein Recept zu Syperwein, darauf eine Abhandlung über Kirchenversammlungen u. s. w.

Während P. flüchtig die Seiten dieses Buches überblickte, fiel ihm die Kapitelüberschrift in die Augen: „Wanderung der Seelen.“ Das paßte zu den Gedanken, mit denen er sich so lange getragen hatte, und er hoffte, nun die Enthüllung des großen Geheimnisses zu finden. Er las das Kapitel, welches weitläufig die Theorie der Hindus von der Seelenwanderung entwickelte, und bereitete sich sogleich zu dem großen physikalischen Experimente vor, welches seine Anstrengungen krönen sollte.

Drei Monate waren verstrichen, seitdem jenes alte Buch die Aufmerksamkeit P.'s erregt, und in ihm den sonderbaren Glauben hervorgebracht hatte, daß die Seelen auch in leblose Gegenstände gebannt werden könnten. Mitternacht hatte geschlagen und tiefe Stille herrschte in den Straßen von Genua. In einem Kämmerchen, welches an den Laden stieß, lag die alte Mutter P.'s auf einem ärmlichen Lager, und in dem Lichte

einer flackernden Lampe konnte man erkennen, daß sie nach wenigen Augenblicken ein kalter Leichnam sein würde.

Verhüte Gott, daß wir argwöhnten, P. habe, um seine Pläne zur Ausführung zu bringen, gewünscht, diesen Augenblick zu beschleunigen. Er stand zu Füßen des Bettes, blaß, aber entschlossen; nicht eine Thräne entfloß seinem Auge; nicht ein Muskel drückte eine Empfindung des Mitgeföhls aus; nein, er wartete auf den letzten Hauch der Sterbenden und legte bereits an ihre eissigen Lippen ein kupfernes Röhrchen, dessen entgegen-gesezte Oeffnung er in eine Violine steckte, die er schon auf einem Tische neben sich bereit gelegt hatte.

Um ein Uhr hörte Brigida auf zu athmen; ihr Puls schlug nicht mehr, ihr Auge war erstarrt, und Nicolo unterdrückte mühsam ein Gefühl der Freude. Er verschloß sorgfältig in seinem Rohre den Athem, welchen seine Mutter hingehaucht hatte, dann öffnete er das Röhrchen an der Seite, mit welcher es sich in der Violine befunden hatte, und nun glaubte er, die Seele seiner Mutter hingebannt zu haben. Das war das Experiment, über welches P. seit drei Monaten gebrütet hatte.

Sobald er sah, daß sein Unternehmen glücklich ausgeführt war, überwältigte ihn sein Gefühl, und er wurde ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, hatte die Sonne schon einen großen Theil ihres Laufes zurückgelegt. Er trat zitternd an das Bett und drückte die Augen Brigida's zu. Dann nahm er seine Violine, berührte sanft die Saiten und die himmlischen Töne, die er ihr entlockte, bekräftigten ihn in dem Glauben, die Lehre von der Seelenwanderung habe ihn nicht getäuscht. Der Ton seines Instruments glich der Stimme der Engel.

Das Studium vervollkommnete noch die magische Nacht, Paganini verließ Genua, wo er sich durch Neid und Argwohn verfolgt sah, und zeigte seine außerordentliche Geschicklichkeit in Rom und Neapel.

Die hundertstimmige Fama trug Paganini's Namen nach Paris, wo er in einem Duzend Concerten seine Zuhörer bezauberte. Von Paris ging er nach London, wo Buchhändler des Künstlers angebliche Biographie herausgaben, ernste Physiologen Abhandlungen über seine Körperconstitution schrieben und wo manche gefühlvolle Schöne ihm auf die rührendste Weise ihre Bewunderung ausdrückte und die größten Namen ihn mit Begeisterung feierten.

So großes Glück sollte jedoch zu einer schmerzlichen Enttäuschung Veranlassung geben. Der Koch des Sardinischen Gesandten hatte von dem außerordentlichen Rufe Paganini's gehört und besuchte eines der öffentlichen Concerte desselben. Er stammte aus Genua und hatte in den schönen Tagen seiner Jugend Brigida gekannt und leidenschaftlich geliebt. Die Erinnerung an diese Liebe war nie aus seinem Herzen geschwunden. Kaum berührten die Töne der Violine Paganini's sein Ohr, so erinnerten sie ihn an seine erste Liebe, an seine Jugend und an das Vaterland. Der Mensch ist zu schwach für solche Erschütterungen; der alte Pietro wurde ohnmächtig. Einige seiner Freunde erklärten zwar, er habe bei Tische überflüssige Trankopfer gebracht; er selbst aber behauptete am andern Morgen, deutlich die Stimme Brigidas vernommen zu haben. Als er sich einigermaßen erholt hatte, eilte er nach Regent-Street, No. 22, wo Paganini wohnte, ließ sich zu dem Künstler führen und rief demselben zu: „Wo ist Deine Mutter?“

Als der erste Menschenmord die Erde mit Blut getränkt hatte und Adam mit unbeschreiblicher Angst den Erstgeborenen seines verdamnten Geschlechts fragte: „Kain, wo ist Dein Bruder?“ klangen diese Worte vielleicht minder schrecklich in den Ohren des Brudermörders, als die Pietro's in denen Paganini's. Ein Schauer durchrieselte seine Glieder; es fiel ihm wie Blei auf das Herz; er murmelte einige unverständliche Worte und ließ die Violine unter dem Arme, aus dem Zimmer hinaus. Auf seinen Befehl wurden sogleich Pferde an den Wagen gespannt und er wollte England verlassen, mit dem festen Entschlusse, nie wieder dahin zurückzukehren.

Ehe er jedoch seinen Vorsatz ausführte, erfuhr er, Pietro sei wenige Stunden darauf gestorben, und man schreibe seinen Tod einer Uebersatung des Wagens zu. Bei dieser Neuigkeit, die P. neue Tausende von Guineen verhieß, zeigte sich auf seinem blassen, hageren Gesichte ein Lächeln, gleich dem Satans; er warf einen bedeutungsvollen Blick auf sein Instrument, ließ eine Seelenmesse für seine Mutter lesen und trat von Neuem in London auf.

Man weiß, welche Triumphe er sich in allen Hauptstädten errang, und welche Schätze er sich sammelte; wir schweigen also davon. Eines Tages, als er auf seiner geheimnißvollen Violine die Teufels-Sonate von Tartini gespielt hatte, wurde er ohnmächtig; die Violine sank ihm aus der Hand und zerbrach, und es war ihm, als entflöhe ihr mit einem Seufzer die Seele Brigida's.

Kurze Zeit darauf verschied P., denn er konnte den Gedanken nicht ertragen, sein ungeheures Talent, welches ihm unermessliche Reichtümer und Schätze erworben hatte und mit Brigida's Seele entschwunden war, zu überleben.

Maskenball im großen Opernhause in Paris.

Reußstab in seinem „Paris im Paris im Frühjahr 1843“ sagt über die berühmten und berühmten Maskenbälle im Opernhause zu Paris: „Man kann rechnen, daß doch wenigstens drei Viertel der Anwesenden in Maskenanzügen waren, die Frauen alle verlarvt, die Männer selten. Besonders hervortretende, schöne und sinnreiche Masken sah man nicht: Alles beschränkte sich auf eine Art idealisierter, oder vielmehr phantastisch modificirter Trachten der Landleute, Schiffer, Provinzialisten, Kammermädchen, Kammerdiener, Husaren, Ungarn u. s. w. Das Zeitalter Ludwigs XIV. und eine Anzahl absichtlich burlesker Masken, z. B. Kohlenbrenner, Sackträger, oder auch nur zerlumpte Bettler in abgetragenen sackweiten oder zum Plagen engen Kleidungsstücken der Tagesmode, und Aehnliches mehr, sah man gleichfalls recht ansehnlich vortreten. Daß eine solche Versammlung bunt aussehen mußte, läßt sich begreifen, doch elegant war sie keineswegs.“

„Der Tanz begann. Aber leider war es nicht der französische, seine, gesittete Contre-Tanz, den ich sah, sondern bald artete er in die zuchtloseste Abscheulichkeit aus. Es liegt fast außer dem Rechte der Feder, zu schildern, was das Auge hier gesehen, was die Jugend in Gegenwart von 3—4000 Zeugen sich gestattet! Und dennoch versichert man mich, daß der Ball im großen Opernhause noch der schicklichste von allen sei!“

„Während des Tanzes entzündet sich die Wildheit mehr und mehr, und die Schamlosigkeit wächst. Die Musik beschleunigt das Zeitmaß, die Bewegungen der Tänzer werden rascher, angreifender, erhegender; endlich verwandelt sich der Tanz in eine große Galoppade, die in Doppelpaaren zu Vieren in einer Reihe den ganzen Raum des Saales durchstürmt. Das Ganze dieses immer wilderen und wilderen Galopps giebt ein schauerhaftes Bild bacchantischer Zügellosigkeit. Denn die Musik beschleunigt das Tempo mehr und mehr, und endlich sieht man die weiblichen Masken, rasenden Männern gleich, mit dunkelglühenden Wangen, athemlos wallender Brust, lechzenden Lippen, halb entfesselt fliegendem Haar in stürmender Schnelligkeit, mehr geschleift, als auf eigenen Füßen, durch das Rund des Saales jagen, bis sie mit dem letzten Accord der Musik athemlos auf den nächsten Sessel hinsinken.“

„Etwa zwanzig Minuten dauert ein solcher Tanz, dann tritt eine Pause ein, und in Kurzem beginnt er aufs Neue, wo möglich in gesteigerter Heftigkeit. So geht es fort die ganze Nacht hindurch; andere Tänze werden gar nicht getanz. Man sieht die zusammenbrechende Kraftlosigkeit der Mädchen wie der Männer, wenn man diese entartete Jugend mit solchen Ehrennamen bezeichnen will. . . . Daß nach einer solchen Nacht die bacchantischen Schaaren, als wahre roués, Geräderte an Leib und Seele im eigentlichsten Sinne des Wortes, den nächsten Morgen in kraftlos stumpfer Zerbrochenheit und Erschlaffung, mehr im Taumel, als im Schlaf bewußtlos hinbringen, das ist die sicherste, unabweisbarste und geringste Folge.“



(Maskenball im großen Opernhause in Paris.)





Bataillon.

Eine Geschichte aus der Pampa.

„Wo zum Teufel! ist denn aber das Posthaus von Portezuelo?“ rief Carlito aus, von einem feinen Regen bis auf die Haut durchnäßt; „Postillon, werden wir auch diese Nacht wieder im Freien zubringen? Ist die verfluchte Hütte ganz verschwunden?“

„Sie liegt da rechts, etwa eine Meile entfernt. Hierher, Sennores, hierher!“ und der Postillon bemühte sich, die anderen Reisenden zusammenzubringen, die mit schon müden Pferden einen alten schlauen Strauß hatten verfolgen wollen.

„Ich sehe nichts als drohende, mit Brombeeren bewachsene Felsen,“ fuhr Carlito fort; „wo ist das Haus?“

„Die Indianer wissen es recht gut zu finden, selbst in der finsternen Nacht,“ unterbrach ihn der Postillon, indem er über den kleinen Bach hinübersehte, der von der letzten Kette der Sierra zwischen der Provinz Cordova und San Luis herabkommt; „da sehet, der Rauch wirbelt über das Gebüsch empor. Noch einen kurzen Galopp und wir sind an Ort und Stelle.“

Hinter einer Gruppe von Feigenbäumen zeigte sich wirklich eine Hütte, die am Gebirge lehnte; in einem Hofe (Corral), der durch eine Mauer von großen ohne Kitt aufeinandergelegten Steinen eingeschlossen wurde, sah man zwei Blockhäuser, — eines, das voll von Rauch war, der überall hervorbrang, da er keinen Ausgang durch das Dach fand, die Küche, — und ein anderes ohne Geräthe, aber rund herum mit einer plumpen Erhöhung versehen, das Gemach für die Reisenden. Diese Caravansera nahm wenige friedliche Reisende auf, seit die Indianer ihre Räubereien wieder begonnen und die südliche Grenze der argentinischen Provinzen von Neuem verwüstet hatten; es war überdies gleichsam ein vorgeschobener Posten am Rande dieser unbegrenzten Ebenen.

Als der Widerschein einer unsichtbaren Sonne hinter dicken am Horizonte aufgethürmten Wolken verglommen war, wurde die Dunkelheit so vollständig, der Regen so kalt, der Wind so schneidend, daß selbst die Hunde nicht mehr an der Thüre wachten, welche erst am nächsten Morgen wieder geöffnet werden sollte, und sich zu den Füßen der drei Reisenden niederlegten.

„In der heutigen Nacht,“ sagte der Postillon, indem er seinen Regen und seinen Dolch aus dem Gürtel nahm, „haben

die Herren keinen lästigen Besuch zu befürchten; sehen Sie her!“ Und er zeigte auf das fast noch warme Fell eines Jaguars, das an dem Deckbalken hing. „Nicht wahr?“ setzte er hinzu, indem er einem alten Führer, der am Kamine kauerte, auf die Achsel schlug.

Der Alte rollte Taback in seiner hohlen Hand und schüttelte gleichgiltig den Kopf, aber sein Blick hatte nichts Sicheres.

„Nun?“ fragte der Postillon weiter, „was giebt es? Es ziemt sich nicht für einen Grenzbewohner, für einen Tigerjäger, für einen Soldaten aus dem Unabhängigkeitskriege, Furcht zu zeigen.“

Der Führer steckte seine Cigarre in den Mund und antwortete:

„Ich habe weder vor der Lanze des Indianers, noch vor der Flinte der Gothen*) gezittert, aber . . .“

„Was aber?“ fragten die Reisenden, die über die sichtbare Kengstlichkeit des Alten lachten.

„Die Herren sind nicht in den Pampas geboren,“ sagte endlich der Führer; „sie sind vielleicht aus England, wohl gar Keher?“ setzte er so leise hinzu, daß der Postillon die Worte mehr errath, als verstand. Er blickte den Reiter von Cordova von der Seite an, der eine Geberde machte, welche sagen zu wollen schien: „Katholiken wie Du und ich.“

Der Alte schien freier zu athmen, aber plötzlich zitterte er, als er mit dem Daumen nach dem Gebirge hin zeigte.

„Hört Ihr?“

„Wir hören durchaus nichts,“ antworteten die drei Freunde, „auch haben sich die Hunde nicht gerührt.“

„Ach, um solches kümmern sich die Hunde nicht. Hört!“

Die Reisenden horchten, und in der tiefen Stille hörte man die Regentropfen in den See fallen, der sich unter dem Dache gebildet hatte, sowie ein klagendes Gemurmel zwischen den Felsen.

„Es ist der Wind, der durch die Feigenbäume rauscht,“ meinte Carlito.

„Mit Ihrer Erlaubniß, das ist nicht die Stimme des Windes,“ fiel der Alte ein.

*) So nennt man in diesem Theile Südamerikas die europäischen Spanier.

„So ist es das Schnüffeln eines Fuchses, der unser Abendessen wittert.“

„Die Hunde haben keinen Fuchs in der Umgegend übrig gelassen.“

„Was ist es sonst?“ fragte der Postillon.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der alte Soldat; „während des ganzen Wintermonats weint es so jeden Abend von Sonnenuntergang bis früh. Ich habe so meine Gedanken darüber, aber weiter kann ich nichts sagen. Wissen die Herren, was hier geschah bei dem ersten Einfall der Wilden, als wir von der peruanischen Expedition mit den Freiwilligen von Tucuman zurückkamen?“

„Einigermassen,“ antwortete Carlito, „aber ich war damals jung, und Du würdest wohl thun, wenn Du uns die Sache erzähltest.“

„Werden die Herren den ganzen Abend hier bleiben?“ fragte der Führer.

„Allerdings, das Wetter taugt nicht zu einer Reise durch die Pampa.“

„Nun, wenn Sie sich nicht fürchten, will ich Ihnen etwas erzählen, nicht um Ihnen zu erklären, was hinter dem Felsen weint, nein, ich weiß das nicht; aber ich will Ihnen meine Meinung darüber mittheilen.“

2.

„Einst in der Nacht, es war im Herbst, stürmte es so heftig, daß alle Feuer im Bivouac verlöschen; da kam ein Reiter in Galopp in diesen Hof, klopfte mit seiner Lanze an die Thür und rief so laut als möglich: „Die Indianer! Die Indianer!“ Alle im Hause standen auf; man packte in aller Eile das, was man mit fortnehmen konnte, auf die Pferde, vergrub das Geld unter den Felsen und nach einer halben Stunde waren Menschen und Vieh verschwunden. Der Bote von der Grenze ritt so von Thüre zu Thüre längs der Pampa hin, weckte die Christen, welche die Wilden im Schlafe ermorden zu können glaubten, und die Christen entflohen nach dem Innern hin, wendeten der Einöde den Rücken zu und kletterten in der Nacht auf steilen Wegen, auf den ihnen nur Ziegen vorausgegangen waren, über die Berge. Selbst die Pferde fürchteten sich, in die Hände der Heiden zu fallen, denn sie flohen, ohne sich bitten zu lassen, ohne zu wiehern, ohne sich zu zerstreuen. Vielleicht thaten sie dies auch, weil es auf den Felsen kein Gras abzuweiden gab; übrigens machen Thiere und Menschen überhaupt in der Nacht keinen Lärm, denn es geschehen in diesen Stunden unheimliche Dinge.“

Der Erzähler faßte bei diesen Worten seine Cigarre sehr fest mit den Lippen, zog stark den Rauch ein und blies ihn durch die Nase wieder von sich; dann fuhr er fort:

„Die Bewohner waren also entflohen, sie gingen, als hätten sie geträumt, aus Instinkt, schweigend und ohne sich zu besagen, getrieben von Angst, ohne daran zu denken, sich gegen einen unsichtbaren Feind vertheidigen zu wollen. Uebrigens

konnte man vor Tagesanbruch und bevor man wußte, welche Richtung die Wilden eingeschlagen hatten, nicht Halt machen. Nur ein Reiter blieb zurück, um den Zug der Wilden auf dem höchsten der Felsen, die das öde Thal umgeben, zu beobachten; er hatte sein Pferd hinter einem Busche angebunden und legte sich selbst in hohem Grase nieder. Man hätte ihn für eine der großen Eidechsen halten können, die in den Ebenen von Santiago hinschlüpfen und nach deren Fleische die Soldaten so lüstern sind.

„Es entstand in der Ebene ein verworrenes Geräusch von Stimmen; der Lauscher zuckte zusammen, dann ließ er das Haupt wieder in das Gras fallen. Der Indianer verräth sich nicht so, wenn das Dunkel seine Annäherung verhüllt; das Geräusch zog in der Luft vorüber; es war eine Schaar großer grüner Papageien, die lärmend nach den nördlichen Provinzen zogen. Dann erhob sich aus der Tiefe des Thales das Geschrei des Weihen. Der Reiter streckte das Kinn über den Felsen hinaus; die Warnung schien ernstlich zu sein, denn dieser Vogel ist wachsam als unsere Hunde, deren Geruch verdorben ist, und er läßt sich nicht täuschen; selbst in der Nacht verfolgt er den Wanderer in der Luft und stößt seinen weithallenden Klage-ton: Rintero aus, welcher ihm den Namen gegeben hat. Auf dieses Signal antwortete ein dumpfes Geräusch auf der feuchten Erde; der Lauscher spannte den Hahn seines Gewehres und richtete sich auf den Einbogen auf. Noch war es aber nicht der Feind, sondern ein von Wölfen verfolgtes Reh.“

„Wie lang ist doch die Nacht!“ dachte der Lauscher. Sie war wirklich sehr lang für die, welche entflohen, wie für die Indianer, die zum Raube auszogen. Aber eine Stunde ungefähr vor Sonnenaufgang, in dem Augenblicke, wann ein weißliches Licht die Linie des Horizontes zu bezeichnen beginnt, entdeckte der noch immer wachhaltende Reiter auf dem Rücken des fernsten Hügels etwas, das sich bewegte, das rasch herankam, etwas minder Undeutliches als der Nebel, den der Wind vor sich her treibt. Ueber diese bewegliche Masse, eine Schaar dichtaneinandergedrängter Reiter, erhoben sich die langen Lanzen der Wilden, die an der Spitze ein scharfes Eisen und einen Büschel von Straußenfedern haben. Haben Sie schon solche Lanzen gesehen, Sennores?“ — „Ja,“ antworteten die Reisenden; „sie sind für den Krieger gemacht, der in freier Luft lebt, ohne ein anderes Dach als das Himmelszelt, denn sie sind dreimal so lang als ein Mann.“ — „Und sie reichen weit,“ setzte der Postillon hinzu. Der alte Führer nickte und fuhr fort:

„Nach dem letzten Halte waren die Indianer wieder aufgebrochen und rüsteten sich zum Angriffe. Wenn Ihr die Lavine von dem Gipfel der Anden herabstürzen seht, so wißt Ihr, daß sie bis auf den Boden der Abgründe rollen und sich immer und immer vergrößern wird; wenn der Südostwind, der Pampero, die Bäume zu entwurzeln anfängt und über die Sierra de San Luis streicht, da zweifelt Ihr nicht, daß der, unter welchem Ihr Schutz suchet, dasselbe Schicksal haben werde, denn die Lawine und die Sturmwind halten auf ihrem schreck-

lichen Wege nicht plötzlich an. So ist es auch mit den Indianern; haben sie sich einmal gesammelt, sind sie einmal aus ihrer Einöde hervorgebrochen, so drängen und jagen sie stets weiter und weiter bis zu den Pflanzungen. — Man sieht sie herankommen, ohne daß sie ein Wort untereinander sprechen, ohne daß einer der kleinen Unfälle geschähe, die in einem Christenheere so häufig sind. Wenn der Wind weht und die Wolke reißt, gebietet ihr Gott, nicht wahr? Wenn der Indianer zum Angriffe zieht, treibt ihn der Teufel.

„Die Schaar war bald an Ort und Stelle; schon befand sie sich gerade über dem Lauscher, der allen ihren Bewegungen mit den Augen folgte, ohne daß er zu fürchten brauchte, entdeckt zu werden. Als die Wilden den Wohnungen sich naheten, merkten sie bald, daß sie verlassen waren, und alsbald zerstreuten sie sich in der Ebene, suchten die Beute, trieben hier und da einige vergessene Schafe zusammen, durchsuchten die Büsche mit ihren Lanzen und umgingen vorsichtig die Felsen, hinter denen eine Patrouille versteckt liegen konnte, — alles ohne Geräusch, als wenn es sich um etwas ganz Anderes als um eine Mezelei gehandelt hätte. Als sie sahen, daß keine Gefahr sie bedrohte, wurde das Haus in Brand gesteckt und die Wilden stießen ein schreckliches Geheul aus, weniger um den Tag zu begrüßen, als um der Nacht Lebewohl zu sagen. In diesem Augenblicke erhoben sich die Vögel mit ihrem gewöhnlichen Morgenbesänge.“

— „Warum bleibt der Wilde nicht in seiner Wüste, wo er König ist, wo die Geschöpfe Gottes sich ihm ohne Furcht nahen, während sie vor uns fliehen?“ fragte der Postillon, indem er dürres Holz in das Feuer warf; „zu manchen Zeiten könnte man neidisch auf ihn sein und glauben, Gott selbst führe ihm die Hand, so sehr gelingt ihm alles.“ — „Weil er durch den Instinct den Thieren, unter denen er sein Leben verbringt, näher steht,“ antwortete Carlito; „er ist fast nackt wie sie und ändert nicht wie wir das Aussehen der ihn umgebenden Natur. Und wenn sein scharfes Auge den Vogel unter der Wolke erblickt, sieht er nicht von der Erde zum Himmel mit unruhigem Auge hinauf, das die Vergangenheit trübt und die Zukunft erschreckt,“ sagte Duarte; „er thut deshalb das Böse ohne Gewissenspein, wie ein Kind.“

„Das ist gewiß, der Indianer fühlt niemals Reue,“ fuhr der alte Führer fort, „denn alle seine Kriege gleichen einander; überall ist Mord, Raub und Brand. An diesem Tage also stand das Haus, das uns jetzt birgt, in Flammen und die ganze Indianerschaar jagte nun um dasselbe herum, wie um ein Freudenfeuer. Sie waren aber wüthend; die Beute bestand höchstens in einigen alten lahmen Pferden und einigen Schafen, denen die Dornen die Wolle abgerissen hatten. Sie wendeten sich bald zur Linken auf geebneten Wegen, um weiter hinein in das bewohnte Land zu gelangen und irgend eine schlafende Familie zu überrumpeln, bevor die Sonne sie verrieth. Dem Lauscher allein entging keine ihrer Bewegungen. Schon begannen die Wilden die ersten steilen Höhen der Sierra

zu erklimmen; jeder wählte den Weg, der ihm gefiel und anfangs ritten sie langsam, um den Frauen Zeit zu lassen, die Beute zu sammeln.

„Die ganze Schaar hatte sich etwas links von dem Posten gewendet und ließ den Lauscher weit hinter sich. Keiner der Räuber konnte das Pferd desselben erkennen und übrigens hatte der Reiter eine sehr unschuldige Rolle gleich dem Papagei, der sich auf den höchsten Zweig eines entfernten Baumes setzt, um die ganze Schaar zu warnen, wenn eine Gefahr droht; so wartete er bis es Zeit sein würde, den Seinigen das Signal von der Annäherung oder der Entfernung der Indianer zu geben.

„Allmählig erschien hier und da der Kopf eines Wilden und der Reiter mußte daran denken, sich den Flüchtigen nach zurückzuziehen. Im Augenblicke, als er auf sein Pferd sich schwingen wollte, dessen zusammengebundene Füße er lösete, hörte er unter sich einige Steine rollen; er streckte den Kopf vor, sah aber weiter nichts, als daß die Zweige sich bewegten; das Geräusch kam näher, er griff nach seinem Gewehre, bückte sich und erkannte, als er lauschte, einen langsamen müden Tritt und einen keuchenden Athem. Da steckte er sein Gewehr durch das Brombeergebüsch und in dem Augenblicke, als die beiden Feinde sich einander gegenüber befanden, fiel ein Schuß und ein Leichnam lag auf dem Berge.

„Der Reiter warf rasch einen Blick auf den Leichnam zu seinen Füßen; es war eine Indianerin, die die Kugel ins Herz getroffen hatte. Da schämte sich der Reiter; den Armen der sterbenden Frau entsank ein Kind, das die Kugel nicht verlegt hatte; er stand da unbeweglich wie der Hirsch, der zum ersten Male den Lasso um seinen Kopf sausen hört. Schon war der Lauscher auf sein Pferd gesprungen, aber er bog sich herunter zu dem kleinen Indianer, hob ihn auf, setzte ihn neben sich auf den Sattel und jagte im Galopp über den Hügel. In diesem Augenblicke erreichte die ganze Indianerschaar den ersten Felsenabhang; die Lanzen glänzten und wiegten sich in den Strahlen der aufgehenden Sonne und die Wilden richteten ihre Blicke auf den fliehenden Punkt.

„Die Geflüchteten hatten sich in einer kleinen Ebene am Abhange der Sierra unter dem Schutze eines Regiments Hilfstruppen der Anden gesammelt, zu denen ich gehörte. Ich war seit der Schlacht von Ayacucho Sergeant gewesen. Bereits war es so hell, so daß man alles umher erkennen konnte, aber man verhielt sich noch ruhig, denn an der ganzen Grenze hin begannen Rauchsäulen aufzusteigen und jede Familie erkannte daraus, daß sie obdachlos geworden. Manche Mutter ging besorgt um die Gruppen umher, sah nach der Reihe alle Kinder an, die in dem Lager zusammengebracht waren und setzte sich dann verzweiflungsvoll, mit dem Tode im Herzen, an dem Feuer wieder nieder. Und kleine Kinder, die sich verirrt hatten, die von Fremden mitgenommen worden waren, weinten bitterlich und fragten traurig alle die unbekanntenen Gesichter nach Vater und Mutter. Die Reiter hielten mit großer Mühe das Vieh, das sich in der Ebene zerstreuen und Wasser suchen

wollte, in dem Raume der improvisirten Verschanzungen zurück. Die ermüdeten Soldaten rauchten oder schiefen; sie wußten recht wohl, daß die Wilden das Lager nicht angreifen würden, aber wenn sie denselben entgegengegangen wären oder sie verfolgt hätten, würden sie die vertheidigungslose Menge den feindlichen Lanzen ausgesetzt oder doch wenigstens nutzlos in die Pampa sich zerstreut haben.

„Mitten unter uns stieg der Reiter ab, der den Feind beschaute hatte, und schlug seinen Mantel auseinander, aus dem wir das Indianerkind herausfallen sahen, das unter den vielen fremden Gestalten große Augen machte, sich rücklings bis an den Fuß des Felsens zurückzog, gleichsam um sich den Rücken zu decken und sich besser vertheidigen zu können. Die Soldaten lachten und es gehörte wirklich nicht weniger dazu, als die Ankunft eines so unerwarteten Gastes, um die kummervollen Gesichter aufzuheitern, die durch den Schnee der Anden und die Sonne Perus gebräunt waren.“

„Wo hast Du das her?“ fragte der Alfarez der Compagnie.
„Was willst Du mit Deinem jungen Löwen machen?“ rief ein Kamerad.

„Freund,“ sagte ein anderer, „ist das Dein Gefangener? Er ist zu jung, als daß er erschossen werden könnte. Welche Augen er macht! Komm her, Ninito!“ Aber das Kind, das sich mit den großen schwarzen Augen im Kreise umsah, verbarg die Händchen hinter seinem Rücken.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Eine Weihnachtsgeschichte. Von Charles Dickens. Mit zwei Stahlstichen. Leipzig, Otto Wigand. — Dickens (Boz), der liebenswürdige Verfasser der Pickwicker und anderer Werke, die ihm die Liebe auch des deutschen Publikums erworben haben, hat sein kleines neuestes Werkchen mit all seinen Vorzügen und Eigenthümlichkeiten ausgestattet, mit dem gutmüthigen, wohlthuenden Humor, mit ergreifenden niederländisch treuen Schilderungen und mit seiner Liebe für die Armen und Unglücklichen. Er scheint fast keinen anderen Zweck bei der Herausgabe gehabt zu haben, als die Wohlhabenden in der fröhlichen Weihnachtszeit zu ermahnen, auch ihrer nothleidenden Mitmenschen nicht zu vergessen; er führt am Weihnachtsheiligenabend einen alten reichen geizigen Kaufmann vor, der kein Mit leiden, keine Freude kennt, und, nachdem er sich zu Bett begeben hat, von dem Geiste seines verstorbenen Compagnons heimgesucht wird, welcher ihm schildert, was er leiden muß,

weil er hart und geizig im Leben war, und ihn auffordert, sich zu bessern, so lange es noch Zeit sei. Er sendet ihm dann drei Geister, den Geist der vergangenen Weihnachten, der ihm Weihnachtsszenen aus der Kindheit und Jugend vorführt, und dadurch das Herz des Geizigen erweicht; den Geist der gegenwärtigen Weihnachtszeit, der ihn in die Häuser der Reichen und Armen führt und ihm zeigt, wie Alle sich freuen und sich glücklich fühlen, und endlich den Geist der zukünftigen Weihnachten, der ihm das einsame Sterbebett des Geizigen zeigt, und ihn auf dem Gottesacker an das unbeachtete Grab desselben führt. Der hartherzige Mann, Scrooge heißt er, wird erschüttert und erwacht am Weihnachtsmorgen als ein anderer und besserer Mensch. So klein das Buch ist, so enthält es doch mehrere mit unvergleichlicher Meisterschaft geschilderte Scenen, wie die Weihnachtsfeier bei dem alten Lehrherrn Scrooges, die Weihnachtsfeier bei dem armen Commis, der mit einer zahlreichen Familie gesegnet, aber mit den Seinigen glücklicher ist, als ein König, die schauerliche Schilderung des einsam sterbenden Geizhalses, dem Niethlinge, als er kaum todt ist, Betten, Kleidungsstücke &c. entwendet, um sie bei einem Trödler zu verkaufen &c.

Umrisse zu Shakespeare's Werken von Rehsch. Die lustigen Weiber von Windsor. Leipzig, Ernst Fleischer. — Man kennt die meisterhaften bildlichen Erläuterungen, die Rehsch von mehreren Shakespearschen Werken gegeben hat. In der neuesten Lieferung dieser „Umrisse,“ welche sich mit den „lustigen Weibern von Windsor“ beschäftigen, hatte der Meister vielfache Gelegenheit, seiner reichen Phantasie die Zügel schießen zu lassen. Kostbar ist die Figur des verliebten feigen prahlerischen Fallstaff, und man kann sich eines Lächelns nicht enthalten, wenn man die Blätter ansieht, auf denen er in den verschiedenen unangenehmen Lagen dargestellt ist, in welche er sich gebracht hat. Auch die tolle Spuckgeschichte ist vortrefflich dargestellt. Da man in Berlin, wie es heißt, „die lustigen Weiber“ auf die Bühne bringen will, so machen wir vorzugsweise die Berliner Freunde Shakespeare's auf diese „Umrisse“ aufmerksam.

Geschichte der franz. Revolution von Mignet. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, Volkmar. — Ueber das Werk Mignets selbst haben wir hier unser Urtheil nicht abzugeben; es ist längst bekannt und berühmt als eine der geistvollsten Schilderungen jener gewaltigen Zeit der Revolution, die wie ein furchtbares Gewitter über Europa zog, und deren gewaltige Donnerschläge noch heute schwach und dumpf nachhallen, deren Blitze wir noch jetzt in der Ferne wetterleuchten sehen. Wir wollen nur auf die meisterhaften in den Text eingedruckten Holzschnitte dieser vortrefflichen Edition aufmerksam machen, welche die Hauptscenen dieses Geschichts-Abschnitts darstellen und dem Werke einen neuen Reiz geben. Sie gehören zu den schönsten, welche die Holzschnidekunst in der letzten Zeit geliefert hat.

Bilder-

N^o 9.



Magazin

1844.

Die Königin Victoria und ihr Hof.

Die Königin von England muß sich bisweilen öffentlich in der Majestät der Beherrscherin eines mächtigen Reiches zeigen, um ihren Unterthanen und vornehmen Fremden Gelegenheit zu geben, ihr die gebührenden Huldigungen darzubringen. Eine solche Scene stellt unsere Abbildung dar. Es ist große Cour. Die Königin sitzt in vollem Ornat auf einem Sessel unter einem Thronhimmel; Prinz Albert, ihr Gemahl, stützt sich auf die Lehne des Sessels, hinter ihr erscheint ihr Hofstaat und vor ihr befinden sich viele vornehme Damen und Herren, welche der Souverainin vorgestellt werden. Wir haben nicht nöthig, die

Etikette zu beschreiben, die bei solchen Gelegenheiten beobachtet werden muß, zumal dieselbe großen Theils derjenigen gleicht, welche an anderen Höfen bei gleichen Gelegenheiten gilt. Nur die Eigenthümlichkeit erwähnen wir, daß die englischen Zeitungen regelmäßig die genaueste Beschreibung einer solchen Ceremonie geben, alle Personen, welche der Königin vorgestellt wurden, namentlich aufführen, wenn auch die Liste derselben bisweilen mehrere Hunderte umfaßt, und sogar die Toiletten der vornehmen Damen so ausführlich schildern, wie es nur immer unser „Tagesbericht für die Modenwelt“ thun kann, wenn er den Anzug eleganter Damen bei einem Balle u. beschreib.



(Die Königin Victoria und ihr Hof.)

Bataillon.

Eine Geschichte aus der Pampa.

(Fortsetzung.)

„Nun,“ sagte ein Offizier, „manche Mutter hat auf der Flucht in der Finsterniß ihr Kind verloren; wir wollen doch sehen, ob eine das da dafür annimmt.“ Und er faßte den kleinen Wilden, der sich mit aller Kraft stemmte, und führte den Widerstrebenden in den Kreis der Frauen. Aber bei dem Anblicke des verwaisten rothen Kindes drückten einige mit Schrecken ihren schlummernden Säugling an den Busen, während andere an ihr Kind dachten, das zu einer ewigen Gefangenschaft bei den Wilden verurtheilt war; Alle wendeten das Angesicht ab.

„Keine will das Kind?“ fragte der Offizier; „es ist zu jung, als daß es den Tod verdient haben könnte. Was soll mit ihm geschehen?“

„Führe es fort,“ antworteten einige der verzweifelten Frauen, und die hartherzigsten waren die, welche ihre gefährdeten oder verlorenen Kinder am meisten liebten; „führe es fort.“ Der Offizier lehrte mit dem Kinde zu seinen Soldaten zurück und sagte zu dem Reiter: „Da, nimm Deinen Gefangenen wieder; Niemand will sich seiner annehmen.“

Der Reiter war verlegen. Er sah das arme Kind an,

ohne zu wissen, wozu er sich entschließen sollte, und dachte wohl bei sich: „Warum erschof ich seine Mutter?“ Und aus Neue vollbrachte er eine gute That. Er nahm seine Mütze ab, ging dem Offizier entgegen und sagte zu ihm: „Sennor Capitan, vielleicht könnte man einen guten Christen aus dem Kinde machen, wenn man es taufte. Da es keine der Frauen zu sich nehmen will, so werde ich es selbst behalten. Falle ich im Kampfe, Sennor Capitan, so mag es bei den Cameraden bleiben, und bis ihm der Geistliche einen Namen giebt, nenne ich es Bataillon.“

„Bravo! Es lebe Bataillon!“ rief die ganze Schaar, nachdem der Offizier beifällig genickt hatte, und der kleine Wilde wurde von allen Veteranen geküßt.

„Bataillon!“ fiel Duarte, seine Gedanken sammelnd, ein, „ich weiß —“

„Aber,“ unterbrach ihn der Postillon, „was hat dieser Bataillon mit den Klagetönen zu thun, die man immer hört?“

„Still! Leiser!“ antwortete der alte Soldat; „hier wurde die Mutter des kleinen Wilden auf dem Fußpfade getödtet, der ins Gebirge führt, und man hat den Leichnam nicht wieder gefunden.“

„Die Indianer haben ihn wie gewöhnlich mit sich genommen,“ bemerkte einer der Reisenden.

„Die Leichen der Krieger, ja, die nehmen sie mit, um die Zahl ihrer Todten nicht bekannt werden zu lassen,“ fuhr der Führer fort, „aber die Leiche einer Frau —?“ Und er schüttelte ungläubig den Kopf. „Und dann, Sennores, ein Indianer ist nicht getauft; man kann, auch wenn er begraben wäre, kein Kreuz auf sein Grab pflanzen, und wer weiß, wohin seine arme Seele wandert?“

„Wißt Ihr, was aus Bataillon geworden ist?“ fragte Carlito den Erzähler.

„Eine Wunde nöthigte mich, in dieser Zeit den Dienst zu verlassen,“ antwortete dieser, „und ich habe nichts wieder von ihm gehört.“

„Ich habe ihn gekannt,“ entgegnete Duarte; „wenn Ihr seine Geschichte kennen lernen wollt, will ich sie Euch morgen erzählen.“

3.

Nachdem die Reisenden den ganzen Morgen scharf geritten waren, hielten sie am Fuße eines einzelnen von der Sierra losgetrennten Felsens, der unter dem Namen El Morro bekannt ist. Die Bewohner schreiben diesem Felsen, dem vorgeschobenen Posten der Berge der Sierra, einen wohlwollenden Instinct zu, nach welchem er sich mit Wolken bedeckt, sobald eine nahe Gefahr die Grenze bedroht. Gleichwohl hat er in dem Umkreise der Thäler, die er überschaut, viele blutige und schreckliche Dramen gesehen. Hier nun zündeten die drei Freunde ein großes Feuer an, während die müden Pferde sich in das Gras legten. Duarte nahm mit folgenden Worten seine Erzählung wieder auf:

„Wie Ihr gehört habt, hatte Bataillon von Gott nur das Leben, ohne irgend ein anderes Gut erhalten. Vaterland und Familie waren ihm unbekannte Worte. Nachdem er drei Jahre lang in dem Leben der Wilden geschlummert, hatte ihn plötzlich der Flintenschuß geweckt, der seine Mutter todt niederstreckte, und in das Lagerleben geworfen. Wenige Jahre nachher starb in dem Bürgerkriege gleich vielen Andern der Soldat, der ihn mit sich herumschleppte. Man schnallte an die Füße Bataillon's die großen Sporen des gefallenen Reiters, hob ihn auf das Pferd desselben und brachte ihn zu dem Nachtrabe. Das Kind gewöhnte sich mehr und mehr an die Compagnie, in dem Maße wie die Reihen derselben gelichtet wurden und das Alter ihm erlaubte, Theil an den Arbeiten zu nehmen, bis er endlich im zwanzigsten Jahre ganz in die Compagnie eintrat.

„Niemand hatte er unter einem Dache geschlafen; die Colorados, mit denen er diente, hatten kein festes Quartier. Niemand hatte er das Städteleben gekannt, denn nach seinem wilden Instincte blieb er lieber in inniger Verbindung mit der Natur als im Verkehr mit den Menschen; vielleicht kannte er die Namen der Provinzen gar nicht, die er durchzog, aber er würde sich allein, wie der Vogel, von den Ebenen Patagoniens bis zu den Wäldern Chacos, vom Parana bis zu Rio Quinto gefunden haben. In den Vivouacs der Reiter, deren Arbeiten

er theilte, deren Tracht er allmählig angenommen hatte, hörte er seit vielen Jahren die Erzählungen derselben an, ohne Theil an den Gesprächen zu nehmen, als wenn er nichts zu erzählen hätte. Die Sprache schien für ihn zu sein, was die Kunst und Poesie für viele ernsthafte Leute sind, etwas Mysteriöses, das in der Seele ein schwaches verworrenes Echo redet und in eine höhere Region verweht. Diese Fähigkeit des Schweigens verdankte er dem indianischen Blute, denn im Allgemeinen nimmt der Wilde, den weder die Idee des Fortschrittes, noch der Gedanke der Bervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes beschäftigt, das Leben wie einen Text ohne Commentar mit völliger Ergebung an.

„Scheinbar gezähmt, ob er gleich im Grunde den Charakter seines Geschlechts behalten hatte, wurde Bataillon ein vollendeter Soldat. Das Soldatenwesen, wie man es um ihn her verstand, bildete seinen Instinct aus, wie der Unterricht des Falkners den des Raubvogels entwickelt. Kein Reiter in der Compagnie führte leichter und präciser, gewandter und regelmäßiger die ungestümen Manöver aus, welche darin bestehen, ein in gestrecktem Galopp jagendes Pferd mit einem Rucke anzuhalten und sich auf den Sattel zu legen, um dem Feinde nur eine kaum sichtbare scharfe Lanzenspitze zu bieten. Es handelte sich also nicht um ein Casernen-, sondern um ein Lager- oder vielmehr Wüstenleben. Die Reiter, unter denen Bataillon aufwuchs, und die gewöhnt waren, bewaffnet die verschiedenen Provinzen der Republik zu durchstreichen, waren gewissermaßen Freicompagnien, Soldaten in ächtem Sinne des Wortes, die Arbeit längs der Grenze suchten, zu deren Hütern man sie bestellte hatte, sich stets nach Schlachten sehnten und vom Morgen bis zum Abende zu Pferde saßen, ohne ermüdet zu werden. Lange nachdem die Unabhängigkeitskriege beendigt, lange nachdem die siegreichen Heere entlassen waren, deren Führer dem Lande, das sie befreit hatten, so viel Unglück zufügen sollten, bestand dies Regiment der Colorados noch immer in demselben kriegerischen, halb unstaten Zustande.

„Obgleich diese Reiter sich ganz an das Nomadenleben der Wilden gewöhnt, hatten sie hinter sich doch eine ruhigere Kindheit, die in den großen Ansiedelungen der Sierra, in den Vorstädten der Städte vergangen war, und die zweite Natur hatte die erste nicht so ganz verdrängt, als daß nicht etwas davon durch ihre Erzählungen hätte durchschimmern sollen. Wenn dies geschah, wurde Bataillon ernster und finsterner als gewöhnlich und suchte in sich selbst zu errathen, welche Lebensweise die wohl gewesen sein möchte, nach der seine Cameraden sich zurücksehnten und die er gar nicht kannte. Während die Soldaten auf den Sätteln um das Feuer her schliefen, wachte der junge Indianer, hörte mit eigenthümlichen Gefühlen die Hunde an den Thoren der Pflanzungen in der Ferne bellen, und überdachte, was wohl in den Familien, in den Dörfern, in den großen Städten, in den bewohnten Orten vorgehe, um die er immer herumschwärmte, wie eine Schildwache, welche die Thüre nicht verlassen darf, deren Bewachung ihr übertragen ist.

— „Bataillon,“ fiel Pedro ein, „konnte das Regiment verlassen, ohne für einen Deserteur angesehen zu werden; denn er erhielt ohne Zweifel keinen Sold.“

„Er war nicht einmal in die Listen als Soldat eingetragen,“ entgegnete Duarte; „er war in dem Regimente, was der Schiffsjunge unter der Mannschaft eines Schiffes ist. Aber der Schiffsjunge ohne Familie sieht in dem Schiffe, das ihn trägt, sein ganzes Vaterland; wo hätte Bataillon anders als im Felde leben können? Wenn der Krieg fortgedauert hätte, wäre er ohne Zweifel zu den Indianern übergegangen, nicht mit Vorbedacht, sondern aus unwiderstehlichem Instincte.“

„Eines Tages, bei einem Marsche von der südlichen Grenze an die Ufer des Parana, zog seine Compagnie auf den Höhen hin, welche die Stadt Cordova krönen und beherrschen; die Sonne funkelte auf dem schönen Sande des großen Strandee, in dessen Mitte sich ein silberheller Bach hinschlängelt. Es war vor einem Festtage. Die Glocken klangen feierlich herüber. Die Studenten der jetzt so heruntergekommenen Universität gingen an den Arcaden des Gebäudes hin. Professoren mit breitkrämpigen Hüten und Bürger in Mänteln wandelten Cigarren rauchend auf der Promenade umher, und auf den Bänken im Schatten saßen junge Mädchen und Duennas, welche mit ihren Fächern spielten, und am Wasser breiteten die scherzenden und lachenden Wäscherinnen die weiße Wäsche auf den glänzenden Steinen und blühenden Hecken aus. Schwere Wagen kamen knarrend den steilen Hohlweg der Straße vom Ufer her herunter und von verschiedenen Seiten des Horizontes erschienen Reiter, deren mit Schaum bedeckte Kappen unter den Bäumen am Wege einherjagten.“

Aus diesem Thale, in welchem, umgeben von Gärten, die lachende Stadt lag, diese Art Damenbret mit platten Dächern, luftigen Terrassen und den Mirabores, kleinen Thürmchen, von denen die Mädchen Abends so gern herabschauen, erhob sich ein Gesumme wie aus einem Bienenschwarm, woran wir längst gewöhnt sind, das aber für das Ohr des jungen Indianers einen eigenthümlichen, unwiderstehlichen Reiz hatte. In diesem Gesumme und Gemurmel erkannte er, ohne es zu wissen und wie in einem Traume, den heitern Accord sanfter und lebhafter Gefühle, deren Ausdruck das Leben und die Bewegung war. Zum ersten Male fühlte er sich als Mensch, als ein Wesen, das Antheil an seines Gleichen nimmt.

„Der unerwartete Anblick einer unserer geräuschvollen Städte Europas würde minder verführerisch auf das unverdorrene Herz des Indianers gewirkt haben,“ fiel Carlito ein; „die imposanten Ruinen der Vergangenheit neben den kleinsüßlichen Gebäuden der Gegenwart, die so bunte Mischung, die aus einer sonst ehrwürdigen und gleichartigen Stadt etwas Harlekinartiges machen, würden sein Auge in Verwunderung und Staunen, sein Herz aber nicht angesprochen haben; er hätte sich gewiß mit Grauen von diesen traurigen Orten abgewendet, wo nichts lä-

chelt und wo der Reiche in seiner Unruhe mehr zu leiden scheint als der Arme.“

„Es ist in mehr als einem Lande Europas so,“ entgegnete Duarte, „ich gestehe es gern; ich habe es auch empfunden; Ihr Alle wißt aber auch, welch festliches Aussehen das junge, leichtfertige, arbeitscheue Cordova in Amerika erhält, wenn es die untergehende Sonne wie einen Diamanten in dem Dunkelblau der Sierra umfaßt. Dort gab es in jener Zeit keinen Ehrgeiz, keinen Tumult, keine Nachrichten, die beunruhigend durch die Stadt liefen, und gerade nur so viel Handel, als nöthig war, um die Straßen zu beleben. Ehe die Bürgerkriege die friedlichen Bewohner daran gewöhnten, sich in ihren Häusern zu verbarrikadiren und bei Annäherung der Faciones in die Klöster zu flüchten, waren die großen Ereignisse die Ankunft einer Maulthierschaar, die von San Juan nach Buenos Ayres ging, eine Reihe von Wagen, die sich aus dem Thale von Mendoza an die Ufer des Plata bewegten, oder das plötzliche Erscheinen eines Botanikers aus Paris oder London, der, zur großen Verwunderung der Leute, die gemeinsten Blümchen sammelte, welche das Vieh niedertrat.“

„Der junge Reiter fühlte sich nach der Stadt hingezogen. Schon waren alle seine Kameraden über ihn hinaus, da er sein Pferd im Schritt gehen ließ, als der Compagniecommandant einen Seitenweg einschlug, mit einigen Soldaten sich nach den Gärten wendete und in die Stadt Cordova hineinritt, um einige Worte mit dem Gouverneur zu wechseln. Bataillon folgte der Escorte, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, und je weiter er in die schönen Gärten der Vorstadt hineinkam, je näher er an die Häuser gelangte, regte sich in ihm ein Gefühl des Stolzes mehr und mehr.“

„Das Regiment hatte auf der Baranca Halt gemacht; die Reiter sahen mit neidischer Neugierde ihren Kameraden nach.“

„Die Escorte begleitete den Capitain zu dem Cavilho (dem Rathhause) und flog da ab. Je näher der Abend kam, um so lebendiger wurde die Stadt, und Bataillon band sein Pferd an den Arcaden des Gebäudes an, stellte seine Lanze zu dem Bündel, das die der anderen Soldaten bildeten, die sich schon zerstreut hatten, wagte sich mit schüchternem Schritte über den Marktplatz und befand sich bald unter einer Gruppe von Knaben, die Karte spielten. Sie hatten im Spieleifer anfangs auf den Fremden nicht geachtet, der sie mit seinen großen verwunderten Augen anstierte. „Copas (Cocur)!“ rief der Eine; „bastos del rey (Treffle-König)!“ antwortete der Andere; „mit das Geld.“ Und die glänzenden Kiesel, welche die Stelle des Geldes vertraten, rollten auf den zerlöchernten Mantel, welcher als Teppich diente. Bataillon folgte allen Bewegungen der Knaben mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.“

(Fortsetzung folgt.)



Bataillon.

Eine Geschichte aus der Pampa.

(Fortsetzung.)

„Willst Du mitspielen, Herr Soldat?“ fragte plötzlich der Eckste der Knaben, indem er die Karten fächerförmig unter seiner linken Hand ausbreitete. Aber das Spiel wurde durch die Frage unterbrochen; die ganze Schaar der Knaben prallte vor dem stummen und ernsten Gesichte Bataillon's zurück. Selbst der Knabe, der den Soldaten angerebet hatte, steckte, nachdem er demselben in das Gesicht gesehen, die Karten in seine Mütze und Alle entfernten sich.“

„Sie erschrafen,“ sagte Carlito, „weniger über das seltsame Aussehen und die Kupferfarbe des Indianers, als über den Ernst, der auf dem jugendlichen Gesichte lag.“

Duarte nahm aus seinem Strohkästchen schöne Cigarren und vertheilte sie unter seine Reisegesellschafter, ohne den Führer zu vergessen, der seine Mütze abnahm und den Herren eine Kohle reichete, damit sie ihre Puros anzünden könnten.

„Als Bataillon wieder allein war,“ fuhr Duarte fort, „schämte er sich. Er strich das lange schwarze glänzende Haar, das an seinen gebräunten Wangen herabsiel, zurück, und trat unter die lange Reihe von Wagen, die auf dem Marktplatz standen. Auf jeder Deichsel saßen Frauen aus der Umgegend, welche schönes Obst, Feigen, Pfirsiche etc., die in Körbchen lagen, zum Verkaufe ausboten. Viele unter ihnen wiegten kleine Kinder auf den Knien, und Bataillon gedachte des ersten Kreises weinender Frauen, in den er gekommen war, nachdem er seine Mutter verloren hatte; dieser Gedanke versetzte ihn dann in den schrecklichen Tag zurück, den er noch nicht vergessen hatte, und an den sich das Räthsel seines Lebens knüpfte. Beinahe wäre er in unwillkürlichem Schrecken zurückgewichen; aber die Neugierde behielt die Oberhand, und er schritt weiter, da er wohl fühlte, daß seine Uniform ihm das Bürgerrecht unter den Bewohnern der Stadt gebe. Er schritt also durch die Gruppen hindurch, unbemerkt, während seine Augen sich rechts und links wendeten und Alles sahen. Das fröhliche Lachen, der Gesang der Guitarreros, die lebhaften Gespräche, die Begrüßungen der Vorübergehenden und Freunde, Alles machte einen eigenthümlichen Eindruck auf sein Herz, das bis dahin kein Gefühl dieser Art gekannt hatte. Unwillkürlich verglich er dieses wechsel-

und bewegungsreiche mannigfaltige Leben mit den langen gleichförmigen Tagen in der Ebene. Bei jeder Stimme, die aus der Menge hervordrang, zuckte er zusammen, als wenn die Worte oder das Lächeln einer unbekanntenen Stimme ihm gegolten hätten. Aber nein. Alle diese Leute lebten und bewegten sich in einem Kreise, aus dem er ausgeschlossen war, und er ahnete, daß es zu spät sei, sich zu civilisiren, ja er fühlte sogar einen gewissen Widerwillen gegen die Menge, die ihn gegen seinen Willen anzog. Mitten in dieser neuen Welt, die keine Liebe zu ihm kannte, drückte ihn das Gefühl der Einsamkeit nieder. Wer allein ist in der Wüste, belebt sie durch seine Gegenwart, ist ihr König, ihre Seele; wer aber allein steht unter den Menschen, ist ein Unglücklicher.

„Bataillon schleppte maschinenmäßig seinen Säbel über den Marktplatz; das Leben, das ihm bis dahin wie ein kahler dürrer Stamm erschienen war, schmückte sich vor seinen Augen mit grünen Zweigen und der Anblick des glücklichen Volkes machte einen um so tieferen Eindruck auf ihn, als er wohl wußte, daß er sich ihm nicht anschließen konnte. Er war bereits nicht mehr der wahre Naturmensch, aber auch noch nicht der Mensch der Städte, der sich freiwillig den Gesetzen einer wohlthätigen Natur unterwirft. Was war er? Ein Soldat des Zufalls, eingewöhnt unter Fremden, unter wohlwollenden Feinden, die ihn aus Gewohnheit liebten, weil er ihnen Gelegenheit gab, Gehorsam von ihm zu fordern. Man sprach im Bivouac in seiner Gegenwart, als höre und sehe er nicht, und wenn man ihn anredete, so geschah es mit den Worten wie: „Bataillon, sieh nach dem Feuer! Bataillon, hole Wasser! Bataillon, gib mir meine Lanze!“

„Was sich für den Knaben geziemte hatte, konnte dem Jünglinge lästig sein, dessen Horizont sich erweiterte, und Bataillon dachte das, was ich hier erzählt habe, wenn auch unklar, als er nach den Arcaden des Rathhauses zurückging. Konnte er aber das Regiment verlassen, in welchem ihm alle Gesichter, alle Stimmen bekannt waren, zu denen er gehörte, wie die Wetterfahne zu dem Thurme gehört, über welchem sie sich dreht? Sobald er im Sattel saß, wieherte sein Pferd, denn die anderen Reiter waren bereits aufgebrochen; aber Bataillon war so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er den Zügel anzog und langsam ritt. Es fing an zu dunkeln und

die Gipfel der Sierra, welche noch von den Strahlen der Sonne beleuchtet waren, bargen ihren Fuß bereits in Finsterniß.“

„Es ist in solcher Zeit,“ sagte Pedro, „als richteten sich die Berge auf wie eine Decoration, und als sinke die Stadt in einen mit Nebel gefüllten Abgrund, um da ruhig zu schlafen; auch der Himmel scheint seine gestirnte Kuppel in eine unendliche Ferne zurück zu rücken und die Wölbung, welche am Tage auf den Thürmen der Kirche zu ruhen schien, hebt, ganz mit Sternen bedeckt, von der Erde hinweg das Firmament, nach welchem die bekümmerten Seelen entfliehen.“

„Und setzten,“ fuhr Duarte fort, „sehen wir dieses Halbdunkel, ohne im Geiste eine ähnliche Umwandlung zu fühlen, welche die blendende Helle der Sonne durch den flimmernden Schein der Sterne ersetzt. Bataillon war ernst und traurig gestimmt und ritt so schweigend nach dem Lager hin. Der Vorhang war vor seinen Augen aufgegangen und schon büßete er für die wenn auch noch ganz unvollkommene Kenntniß der Dinge, die außerhalb seines Bereiches lagen. Zu dieser Stunde des Abends pflegen bekanntlich die Mädchen von Cordova ihre Krüge an dem Bassin der Promenade mit Wasser zu füllen; oft sammeln sie sich da in großer Anzahl, vergessen ihre Arbeit und tanzen bis tief in die Nacht hinein. In diesem Augenblicke hatte eben die fröhliche Schaar, nach Spielen und Tänzen, Wasser geschöpft und sie gingen singend, barfuß über die schönen tausendfarbigen Kiesel hin.“

„Ein einziges dieser fröhlichen Mädchen war zurückgeblieben und sie füllte eilig den Krug, der so schwer war, daß sie ihn nicht wieder aus dem Wasser herausheben konnte. „Wartet doch!“ rief sie ihren Freundinnen zu; „will mir Keiner von Euch helfen?“ — Aber alle entfernten sich, kamen dann schäudernd zurück und gingen um das Bassin herum, um die arme Kleine zu necken und zu ängstigen. Vielleicht thaten sie dies auch aus Neid und Rache, denn die, welche sie so ängstigten, schien die Schönste von allen zu sein. „Helft mir!“ rief sie wiederum; „was soll aus mir werden, wenn ich mit einem leeren Krüge nach Hause komme?“ Dabei neigte sie sich über den Rand und die langen Flechten ihres schwarzen Haares, die über ihre Schultern fielen, wurden naß in dem Wasser.“

„Bataillon war mit einem Sprunge vom Pferde herunter und stand im nächsten Augenblicke neben dem jungen Mädchen. Diese erschrak, richtete sich schnell auf und fragte: „Was willst Du, Herr Soldat?“ Bataillon hob mit kräftigem Arme den vollen Krug heraus, stellte denselben ehrerbietig auf den Kopf des jungen Mädchens und trat wieder an sein Pferd ohne ein Wort gesprochen zu haben.“

„Bravo! Bravo!“ riefen die Mädchen, die sich um ihre Gefährtin sammelten; „und Du hast ihm nicht einmal Dank gesagt? Schäme Dich! Was sollen die rothen Reiter von der Artigkeit der Mädchen von Cordova denken? Bedanke Dich bei ihm, oder wir stoßen Dir Deinen Krug um.“ — Das arme Mädchen erröthete, sträubte sich eine Zeitlang, dann warf sie

den langen Shawl um das Kinn und rief: „Ich danke, Herr Soldat!“ während die lustige Schaar laut lachte.

„Dann verschwanden alle, indem sie sich auf verschiedenen Wegen hin zerstreuten, aber das scharfe Auge Bataillons folgte lange der schlanken Gestalt der Schönen, der er Beistand geleistet hatte. Er sah unter dem dornigen Gebüsch, unter den Cactusbüscheln und den Agavestengeln den länglichen Krug auf- und niederschwanke, den sie auf dem schönen braunen Köpfchen trug, das von der weißen Schärpe umhüllt war.“

„Dem jungen Indianer war es, als habe er geträumt; deutlicher aber fühlte er in sich den Jörn über den muthwilligen Scherz der jungen Mädchen als das zärtliche Mittheiden, das er für die empfand, welche der Gegenstand desselben gewesen war. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er eine Antwort zu stammeln versucht, aber keine Worte zu finden vermocht. „Ach,“ dachte er bei sich, „welche Geheimnisse umschließen die Städte!“ Wer unter den alten Reitern seiner Compagnie konnte ihn unterrichten, unter den Weisen zu leben? Und er ging im tiefsten Sinnen umher.“

„Desertirte Bataillon?“ fragte Carlito.

„In Gedanken,“ antwortete Duarte, „im Herzen; er war nicht mehr Soldat und wollte ganz nach seinem Herzen handeln. Mit einem Male ließ sich die Trompete oben auf der Baranca hören; die Reiter brachen wieder auf; Bataillon horchte wie sein Pferd; seine Augen sahen die lange Reihe rother Mäntel am fernen Horizonte, aber sein Herz klopfte nicht stärker, er konnte sich von dem Brunnen nicht trennen, dessen ruhiges Wasser unter dem Schatten der Bäume zitterte. Allmähig zogen die Compagnien vorüber und verschwanden in einer Ferne, wo das Auge sie nicht mehr erkannte. Als die letzte Lanze sich über den Felsen bewegte, fühlte sich Bataillon seltsam beängstigt; es war die Zeit, in welcher die Reiter lustig dem Bivouac entgegen reiten, wo die Pferde wiehern und wo alle Soldaten singen, um die Langeweile des letzten Marsches zu vergessen. Dann blies die Trompete zum Halten und die fernen Echo's der Berge wiederholten die Klänge. Bataillon hatte sich wieder in den Sattel geschwungen, seine Hand ließ den Zügel los, er drückte dem Pferde die Sporen in die Weichen und bald war er bei seinen Kameraden.“

„Der Würfel war gefallen; er sollte so leben und sterben.“

4.

Jenseits der Ebene des Morro, wo die Milizen von Cordova vor zehn Jahren von den Indianern zusammengehauen worden waren, liegt ein feuchter Wald mit verkrüppelten Bäumen, in welchem die Pferde kaum galoppiren können. Die seltene Feuchtigkeit des Bodens wird durch das Austreten des fünften Flusses (el Rio Quinto) unterhalten, der von der Sierra herunterkommt. Statt ein Nachtlager in dem schlechten Posthause zu suchen, das sie bei dem Flusse erwartete, ritten die drei Reiter weiter, um auf einem Hügel in der Nähe zu

lagern, von dem aus sie bei heiterm Wetter die höchsten Gipfel der Andenkette sehen konnten, nach welcher sie reiseten.

„Ihr habt mich die Erzählung Bataillon's anfangen lassen und Ihr müßt sie nun bis zu Ende hören,“ sagte Duarte, indem er sich auf einem Baumstamme setzte. „Zur Zeit, als ich ihn kennen lernte, mochte er etwa siebenzehn Jahre alt sein und einer der schönsten Soldaten der Armee war er gewiß. Seine großen sanften Augen mit den langen Wimpern, seine etwas vorstehenden Backen, um die ein Wald von langem glatztem schwarzem Haar fiel, gaben seinem regelmäßigen Gesichte einen wahrhaft auffallenden Ausdruck, wie man ihn in Europa nicht finden wird. Diese Schönheit, die nur den Wilden unter den bevorzugtesten Volksstämmen, besonders unter den gemäßigten Breiten, eigen ist, besteht bekanntlich in der vollkommenen Harmonie der Linien eines Gesichtes, in welchem Leben athmet und kein Zeichen des Seelenleidens sich zeigt, das unsere Stirnen runzelt. Die Gewandtheit des jungen Indianers in der Handhabung der Lanze war sprichwörtlich in dem Regimente und wenn er sich auf sein Pferd legte, um den feindlichen Kugeln keinen Zielpunkt zu gewähren, hätte man wohl sagen können, er mache mit dem Thiere, das ihn trage, nur Eins aus. In allen seinen Bewegungen lag etwas Lebenvolles, Unbändiges, das seine Abstammung verräth. Ob er gleich stets der erste im Kampfe war, hatte er doch keine Wunde erhalten und Niemand wunderte sich darüber, so natürlich schien es bei ihm zu sein, in Kampf und Schlacht zu leben. Derjenige, welcher das friedliche Leben verläßt, um sich den Wechselfällen des Kampfes auszusetzen, kann wohl den verderblichen Stoß oder Schuß erhalten; für die Soldaten von Profession aber ist jeder Angriff gleichsam eine Episode einer abenteuerlichen Existenz, und der Tod wartet auf diese geduldiger.“

„Zur Zeit, von der wir sprachen, wüthete der Bürgerkrieg; die alten Regimenter waren verschwunden, in den alltäglichen Scharmüßeln allmählig untergegangen. Das Regiment der Hülfs- truppen der Anden, das gewöhnlich zur Vertheidigung der Grenze verwendet wurde, war unverletzt geblieben. Es bestand aus den muthigsten Soldaten der Republik, zumal seit der schrecklichen General Quiroga sie nach seiner Art disciplinirt hatte. Man nannte sie die Colorados (die Rothten) wegen der Farbe ihrer Mützen, ihrer Mäntel und Röcke und sie hatten mehr von den arabischen Reitern als von den Soldaten unserer regelmäßigen Truppen. Der Kampf bestand für sie nur in einem entscheidenden Angriffe, welchem die halbdurchbrochenen Reihen der Infanterie schwer zu widerstehen vermochten. In diesen unabschbaren Ebenen verliert der Mensch zu Fuße allen Muth und daher läßt sich der panische Schrecken erklären, durch welchen so oft wohlbewaffnete Milizen unter dem stumpfen Säbel der Indianer fielen. Der kurze Carabiner, den die Colorados an dem Sattel hängen hatten, leitete den Kampf nur durch das Knallen und den Rauch ein; er wurde sehr bald mit der Lanze und besonders mit dem Säbel, der Lieblingswaffe, vertauscht.“

„Bataillon war seit seiner einsamen Wanderung durch die

Straßen von Cordova traurig geworden. Eines Tages lagerte sein Regiment an der Grenze der Provinz Santiago del Estero; das Gras war durch die Sonnenhitze gedort und wurde unter den Füßen der Pferde in Staub zertreten; in der glühenden Luft war kein Wölkchen zu sehen und die kleinen Fähnchen an den Spitzen der Lanzen, die in den Boden gestossen waren, bewegten sich nicht.“

„Wo hin denn, zum Teufel, ziehen wir?“ fragten einige Soldaten, die auf ihren Mänteln lagen.

„Was liegt daran?“ antwortete der älteste in der Compagnie; „ich habe mich nie darum bekümmert und bin immer gut dabei gefahren.“

„In Folge dieser vorwurfsvollen Worte trat auf einige Augenblicke allgemeines Schweigen ein, bis der Sorgloseste wieder begann:

„Die schöne Zeit ist vorbei; wir werden nicht mehr von unsern Führern geleitet. Hol' der Teufel die Factionen und die jungen Leute aus den Städten, die sich an unsere Spitze stellen, um uns einen Feind suchen zu lassen, den man nirgends findet.“

„Der letzte Spanier ist von dem Boden des Vaterlandes verschwunden,“ setzte ein Dritter hinzu; „in den Festungen giebt es keinen einzigen Gothen mehr, die Wilden sind in die Wüste zurückgeworfen; nach diesem Feldzuge werde ich über die Anden und nach Chili gehen.“

„Dort giebt es wenigstens noch Kraucanos zu bekämpfen,“ sagte ein Reiter von riesiger Gestalt, der aus den Ebenen des Rioja gekommen war und den seine Kameraden den Patagonier genannt hatten.

„Und dann fürchte ich, man steckt uns endlich wie die Milizen in eine Caserne,“ meinte ein Anderer.

„Diese Aussicht gefiel keinem der Colorados; sie hätten in mehr als einem Stücke ihre Lebensweise ändern, Paraden auf den öffentlichen Plätzen abhalten, die Wache an dem Stadthore beziehen müssen und dann fürchteten sie wohl auch, ohne daß sie es sich selbst zu gestehen wagten, jenen zauberhaften Einfluß zu verlieren, den sie auf die bestürzten Bewohner ausübten, wenn ihre rothen Schwadronen aus der Ebene im Galopp gleich einer blitzenden Wolke einherstürmten.“

„Bataillon hatte jedes Wort, das im Bidouac gesprochen worden war, wohl bedacht. Er kauerte vor dem Lanzenbündel neben dem Patagonier und besserete die Flechten seines Zaumes mit ungewöhnlicher Langsamkeit aus, als hätte er vorhergesehen, daß er denselben nicht lange mehr brauchen würde. Wenn ein Baumstamm einmal in Stücke springt, zerfällt er auch bald, trotz der Festigkeit seiner Theile, in Staub; auch dieses bisher unveränderliche und unveränderte Corps, dieser Kern von kriegsgewohnten Soldaten, schien in seinem Inneren einen Keim der Auflösung zu bergen; die Langeweile hatte sich dieser Reiter bemächtigt und sie fühlten, daß sie gefährdet, selbst gehaft wurden. Bis dahin hatten sie bald in dieser, bald in jener Provinz Arbeit gesucht, ohne sich viel um die Noth und die

Uebel zu kümmern, die sie um sich verbreiteten, seit sie ein Werkzeug waren, das die Factionen brauchten, um die Republik zu verwüsten; endlich aber sahen sie ein, daß die Zeit der wahren Triumphe vorüber sei.

„Wenn alle davongehen,“ dachte Bataillon, „wohin werde ich mich wenden?“ Und er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß dieses Regiment verschwinden könnte, daß diese Menge schrecklicher Männer, welche über das Schicksal von Provinzen entschieden hatten, sich vielleicht in Postillone und Hirten auflöse, die Peitsche und den Stachel führe statt des Säbels und der Lanze, wie die Gewitterwolke sich in Regentropfen auflöset. Am andern Tage waren die Compagnien bei guter Zeit zu Pferde und bei dem letzten Halte ritt der Commandant vor die Fronte, um anzukündigen, daß man nach Cordova marschire; die Federatpartei greife mit aller Macht die der Unitarier an und die Provinzen protestirten gegen eine Centralgewalt, deren Herz in Cordova, deren Kopf in Buenos Ayres sein sollte. Diese Erklärung des Commandanten wurde mit tiefem Stillschweigen aufgenommen; ohne Zweifel witterte jeder der Reiter Plünderung, aber es ließ sich kein Hurrah hören, keine rothe Müge wurde geschwungen.

(Beschluß folgt.)

Tscherlessen.

(Zur Erläuterung des dritten Extrablattes.)

Die tapfern Tschellessen, die so muthig seit vielen Jahren der russischen Herrschaft widerstehen, und deren Tapferkeit von ganz Europa bewundert wird, verdienen genauer gekannt zu werden, und wir legen deshalb der heutigen Nummer eine Abbildung tscherlessischer Trachten bei.

Die Tschellessen, sagt ein deutscher Reisender in der A. Alg. Zeitung, sind, wie allbekannt, ein schönes Volk. Von mittlerer Größe, mit breiten kräftigen Schultern, sind sie zugleich so ungemein schlank um die Hüften, daß mancher kaukasische Bergsohn (wie mir ein Russe bemerkte) die schönste Hofdame in St. Petersburg mit all ihren Schnür- und Toilettenkünsten beschämen könnte. Unter den Gesichtszügen habe ich große Verschiedenheit wahrgenommen. Es herrschen bekanntlich unter den Tschellessen auffallend aristokratische Gewohnheiten. Ein Pschi oder Fürst heirathet immer nur ein Mädchen aus einer ihm ebenbürtigen Familie, und bei den vielen Usden oder Edelknechten herrscht derselbe Gebrauch. Unter diesen aristokratischen Familien der Tschellessen hat sich die edle Gesichtsbildung unverändert erhalten, während unter den freigewordenen Leibeigenen (Tschoklots) und unter den Pschilt (Leibeigenen), welche vielleicht von Kriegsgefangenen verschiedener Abkunft stammen, ein sehr unbestimmter Typus und eine Mischung mit mehreren Völkern bemerkbar ist. Polnische und russische

Ausreißer werden noch heutiges Tages mit Leibeigenen verheirathet, und gefangene Kosakenmädchen werden, wenn das Lösegeld nicht zur rechten Zeit eintrifft, unter den Familien der Tschoklots und Pschilt vertheilt. Ein Ausdruck von großer Energie und wilder Kühnheit wohnt fast in allen Tschellessengesichtern, aber jenes herrliche Adlerprofil, jene flammensprühenden Augen, jene schönen rabenschwarzen Bärte, die ich bei einzelnen Tschellessen bewunderte, findet man mehr unter den Edelknechten unvermischten Blutes als unter dem großen Haufen. Gleich unter den ersten Gruppen von Bergbewohnern, die ich am Kuban gesehen, fielen mir einige jener höchst imposanten Gestalten der Usden auf. Mit solchen Tschellessengesichtern hatte ich mir unsere mittelalterlichen Helden, einen Sid, Sickingen oder Ritter Bayard gedacht. Wahrlich, ein sehenswerther Anblick — diese schlanken Ritter des Kaukasus in reichem Waffenschmuck, mit der stolzen kecken Haltung unter den Haufen der plumpen Kosaken! Es sprach aus den Zügen dieser Bergbewohner ein volles Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit, eine hochmüthige Geringschätzung des Volkes, unter dem sie wandelten. Zwei Dinge haben alle Tschellessen, die Useligen wie die Niedern, mit einander gemein, den behenden, leichten, fast schwebenden Gang und die imponirend stolze Haltung, die ihnen, den freien Söhnen des Gebirges, unter Russen so gut ansteht. Als ich mit der russischen Post durch die Kubansteppen fuhr, begegnete ich bald tscherlessische Reitern, bald Kosaken, beide tragen am Kuban die gleiche Tracht, die gleiche Bewaffnung, und unter den Linienkosaken findet man auch häufig tscherlessische Gesichter, denn tscherlessisches Blut hat sich durch gefangene Mädchen oder Ueberläufer mit Kosakenblut gemischt. Aber den ächten Tschellessen erkannte ich immer in ziemlicher Entfernung schon an seiner stolzen Haltung. Die schwarzen Augen unter der zottigen Müge funkelten mich immer so finster und feindlich an, und seine Hand bewegte sich nie zum Gruße, während der zahmere Kosak schon dreißig Schritte vor dem Wagen die Müge abnehmend mich und meine Escorte demüthig grüßte.

Das tscherlessische Volk, dessen Wohnsitz sich vom Kuban bis zum Fluß Bu unweit Sagra erstrecken, zählt mit Inbegriff der Kabarden und der Abasakstämme, welche einen Dialekt der Abighesprache sprechen, 400,000 bis 500,000 Seelen. So ist die Schätzung der Russen, die durch ihre zahlreichen Spione von der Lage und Größe der verschiedenen Stämme und Auls (Dörfer) ziemlich genaue Kunde haben, besonders in jenen Gegenden, wo russische Festungen in der Nähe liegen. Longworth, der mit Bell ein Jahr unter den Tschellessen sich aufgehalten, schätzt die tscherlessische Bevölkerung wohl übertrieben auf eine Million. Auf der beiliegenden Abbildung sehen wir (von der Linken zur Rechten) 1) einen tscherlessischen Krieger, 2) einen solchen in voller Rüstung, 3) einen Fürsten von Smerethi und 4) einen Fürsten der Kabarda in voller Rüstung.



Die Toilette der Zigeunerin.

Während der letzten Kunstausstellung des britischen Institutes in London fand außer einigen anderen sehr gelungenen

Gemälden das höchst anziehende, „Die Toilette einer arabischen Zigeunerin, von Fisher,“ allgemeine Anerkennung, und ein Blick auf unseren Holzschnitt, eine alles Lob verdienende Copie



(Die Toilette der Zigeunerin (nach W. Fisher.)

desselben, dürfte uns diese Anerkennung als vollkommen verdient erscheinen lassen.

Das junge Mädchen, deren Miene und Haltung große Zerstreuung verrathen, ist damit beschäftigt, das reiche Lockenhaar zu ordnen, ohne sich jedoch dessen, was sie thut, recht bewusst zu sein; ihre Gedanken weilen offenbar bei etwas Anderem, und dieses Getheiltsein der Aufmerksamkeit zwischen einer gewohnten Beschäftigung der Hand und einem der Phantasie vorschwebenden anziehenden Gegenstande ist von dem Künstler auf das Sprechendste dargestellt worden. Auch die beiden männlichen Figuren im Hintergrunde, ebenfalls Zigeuner, und allem Anscheine nach in einer ernstlichen Unterhaltung begriffen, zeigen von gefälliger Composition und naturtreuer Auffassung. Ein englischer Beurtheiler dieses interessanten Gemäldes bemerkt noch, daß es lebhaft an Guido's Meisterschöpfungen erinnere, die sich

Fisher wahrscheinlich zum Vorbilde gewählt, und daß hinsichtlich der plastischen Ausführung nichts zu wünschen übrig sei.

Bataillon.

Eine Geschichte aus der Pampa.

(Schluß.)

Gegen Abend bewirkten die Colorados ihre Vereinigung mit den berittenen Milizen, welche die Unzufriedenen in der Sierra ausgehoben hatten, und die Offiziere begrüßten einander mit dem Rufe: „Es lebe das Vaterland!“

„Es lebe das Vaterland, wenn man die Städte plündert und die Einwohner ermordet!“ murmelte ein alter Reiter, dessen Gesicht durch gewaltige Narben gezeichnet war, und hinter



ihm fangen einige Soldaten ganz leise den am Fuße der Anden so bekannten Refrain:

Viva la libertad, dice tu pendon,
Tus matas y robas, es tu religion!..

„Viva dios!“ schrie der Patagonier, indem er sich in den hölzernen Steigbügel emporrückte, „als letzter Feldzug wird der jetzige Feldzug gut werden, nachher aber verlasse ich den Dienst. Und Du, Bataillon?“

„Der arme Indianer sah den Riesen mit einem seltsam schmerzlichen Blicke an.

„Allmählig wurden die Cigarren angezündet und die gute Laune kehrte unter den Reitern zurück; sie sangen und die Milizen folgten ihnen so rasch, als es bei dem ungleichen Trabe ihrer kleinen langhaarigen Pferde möglich war. Diejenigen, welche schon gedient hatten, sammelten sich um die Elitensoldaten, die sich aus der Verstärkung nicht viel machten, welche sie erhalten hatten. Die anderen, welche an den Nachtrab verwiesen waren, blieben zurück, sobald eine Baumgruppe, ein Cactusgebüsch ihnen ein Versteck gestattete, und die Desertion erlaubte, die um so leichter war, als die Führer schon an nichts mehr dachten, als an die Stadt Cordova, deren Thurmspitzen man bereits in der Ferne sah.

„Die Schönen in Cordova haben nie zur Besserung der Soldaten beigetragen,“ murmelte der Postillon, welcher die appetitliche, starkgewürzte Suppe in einem Stierhorne umrührte.

„Man hört es,“ fiel Carlito ein, „daß Du aus der Ebene von Santa Fe gebürtig bist; eine Provinz hast bei Euch die andere, und wie kann da eine Einheit in diesen Republiken bestehen!“

„Der Feind,“ fuhr Duarte fort, „zeigte sich nicht im Felde; nur auf den Mirabores funkeln die Bajonette der Givicos. Bataillon gedachte an Alles, was er im vorigen Jahre in dieser Stadt gesehen hatte, und senkte dabei sein Haupt.“

„Ich sehe da den Gomez auf seinem Belvedere,“ sagte der Patagonier mit lautem Lachen; „sieh, Bataillon!“

Der junge Indianer nickte zerstreut, ohne daran zu denken, daß die Häuser noch viel zu weit entfernt waren, als daß er auf den Dächern derselben etwas anderes als blaue Uniformen hätte erkennen können.

„Der Witbe hat ihn erkannt!“ fuhr der Riese fort; „welche Augen er hat! Siehst Du auch diesen Bliß da!“

Er hatte die Worte noch nicht über die Lippen gebracht, als die Kugel aus einem Bierpfünder, der auf der Baranca aufgefahen war, das Pferd niederwarf, auf dem der Patagonier sich blähte.

Mit einem Sprunge war der Riese von dem Thiere herunter und auf das Pferd eines Milizsoldaten, den er ohne Umstände von demselben herunterwarf, gestiegen. Die Störung, welche durch die Kugel in den Reihen entstanden war, hatte den Bohn der Reiter erregt, und sobald das Signal gegeben war, bligten alle Säbel in der Sonne. In der nächsten Minute war der Feind

auf die Stadt zurückgeworfen, aber nach dem Angriffe machte man Halt, um die Milizen nachkommen zu lassen, die sich zerstreut hatten. Die Schlacht wurde auf den nächsten Tag verschoben.

„In der Nacht fühlte sich Bataillon wohl zwanzig Male versucht, die Compagnie zu verlassen, die Waffen wegzuworfen und in die Stadt zu gehen; aber auf allen Wegen standen Schildwachen. Und was wollte er auch um Mitternacht in der belagerten Stadt? Zu dieser Zeit holten die jungen Mädchen gewiß kein Wasser im Bassin der Promenade. Mit einem Male wurde Befehl gegeben, schweigend aufzustehen; Bataillon zuckte zusammen; wollte man die friedlichen Bürger im Schlafe angreifen? Bataillon würde darüber geweint haben, wenn dies einem Indianer möglich gewesen wäre; er nahm nachlässig seine Lanze, setzte sich auf und ritt an seinen Platz.

„Die ganze Schaar hatte ihre blaugefütterten rothen Mäntel umgewendet, um sich im Sternenscheine durch die zu wohlbekannte Farbe nicht zu verrathen, und so gelangten sie verstoßen bis an den Anfang der Vorstadt. Einige Schildwachen wurden überrumpelt, die anderen zogen sich auf den Marktplatz zurück, während sie einige Male ihre Gewehre abschossen, um Lärm zu machen; die Colorados ritten im Galopp in die Stadt hinein. Schon flohen die Einwohner in der größten Verwirrung und suchten eine Zuflucht in den unverletzlichen Klöstern. An der Ecke des Marktplazes, in der Nähe der Promenade, zog eine zahlreiche Gruppe von Flüchtlingen die Aufmerksamkeit der Reiter auf sich; sie bestand aus Frauen und Kindern, so wie aus einigen wenigen bewaffneten Männern.

„Vorwärts, Bataillon!“ rief der Patagonier, „schaffe die Karren aus dem Wege. Es ist nur Fußvolk!“

„Der Indianer aber hielt plötzlich inne und zersplitterte seine Lanze an einer Mauer. Der Patagonier sah es, denn schon begann der Tag zu grauen. Mit einem fürchterlichen Fluche rief er aus: „Fürchtest Du Dich, verfluchter Wilder?“ Dann sprengte er im Galopp unter die Gruppe, die sich bereits nach allen Seiten hin zerstreut hatte. Seine Lanze nagelte mehr als Einen der Fliehenden an die Mauer, trotz den Kugeln, die seinen Mantel zerlöchernten. Bataillon kehrte den sehnigen um, und die Uniform der Colorados verrieth ihn dem Feind, während er auf der Promenade hinjagte.

„Hast Du ganz und gar den Kopf verloren?“ schrie der Riese, der ihm nachreiten wollte, um ihn aufzuhalten; „willst Du alle Büchsen auf Dich lenken? Hörst Du nicht? Es wird Retraite geblasen.“

Die Trompete rief wirklich die Colorados auf einen von Gärten umgebenen Platz zurück; es sollte ein Parlementaire nach dem Stadthause geschickt werden und die Uebergabe der Stadt verlangen, die sich zu schlecht vertheidigte, als daß sie lange hätte widerstehen können. Der Indianer aber jagte fortwährend und allein gerad aus; von allen Seiten knallten Schüsse auf ihn; erst an dem großen Bassin hielt er und hier — streckte ihn eine Kugel nieder.

„Er hatte unter den Fliehenden, unter der unbewaffneten Menge das junge Mädchen vom Brunnen erkannt, die ein Lanzentrost des Patagoniers niederwarf, so daß sie zu dem Fuße des Pferdes Bataillon's ihr Leben aushauchte.“

Paquita.

Im Anfange des Jahres 1817 stand ich als Souslieutenant bei einem Reiterregimente in einer kleinen Stadt im südlichen Frankreich und vertrieb mir da nach der gewöhnlichen Weise die Zeit. Nach ungefähr einem halben Jahre dieses einförmigen Garnisonlebens erfuhren wir, daß die französische Regierung auf das Verlangen Ferdinands VII. von Spanien eine Anzahl spanischer Flüchtlinge, Anhänger des Königs Joseph, von Pau, wo sie sich bisher befunden, weiter ins Innere des Landes und zwar in unsere kleine Stadt versetzen würde, und nach wenigen Tagen kamen dieselben denn auch wirklich an. Ein alter spanischer General mit einem jungen Mädchen, das wahrscheinlich seine Tochter war, mietete das Gartenhaus an dem Hause, in welchem ich wohnte, und ich hoffte die neuen Hausbewohner in dem gartenähnlich angelegten Hofe, der die beiden Häuser trennte, bald zu sehen. Es vergingen indes mehrere Tage, ohne daß ich meine neuen Nachbarn bemerkte, und zwar, weil sie sich scheuten, in den Garten herabzukommen, um mich nicht zu stören, wie sie sich ausgedrückt hatten. Sobald ich dies erfahren hatte, ließ ich sie ersuchen, sich durch mich nicht abhalten zu lassen, und um ihnen mit einem guten Beispiele voranzugehen, setzte ich mich sofort mit einem Buche in der Hand in den sogenannten Garten. Bald aber langweilte ich mich da und ich begab mich an einen öffentlichen Ort, wo ich mehrere meiner Kameraden traf, neben welchen zwei spanische Offiziere saßen, die zu den Verbannten gehörten. Ich wurde ihnen vorgestellt, brachte bald das Gespräch auf den alten General, der in meiner Nähe wohnen sollte, und erzählte, daß derselbe blind, seine Tochter dagegen stumm sei.

„Das Mädchen ist nicht seine Tochter,“ antwortete man mir, „sondern ein Engel vom Himmel; Niemand kennt sie. Uebrigens bedarf der arme Mann der Hilfe mehr als ein Anderer, denn er ist der Unglücklichste unter uns Allen, da Niemand von uns mit ihm umgeht.“

„Warum diese doppelte Verbannung?“ fragten wir Alle auf ein Mal.

„Das ist eine schreckliche Geschichte, und wir sprechen nicht davon, so lange wir es vermeiden können; da Ihnen indes viel daran zu liegen scheint, Kenntniß davon zu erhalten, so wollen wir eine Ausnahme machen und sie erzählen.“

Wir setzten uns im Kreise um die beiden Spanier, der ältere nahm das Wort und erzählte wie folgt:

„Der Ritter von Colombres, Offizier in der Wallonischen

Garde, war Gouverneur von Tolosa, als die Arme unter dem Großherzog von Berg in Spanien einrückte. Da er sich über einige Ungerechtigkeiten zu beklagen hatte, oder sich zu beklagen zu haben glaubte, so gehörte er zu den ersten, welche die neue Regierung anerkannten, und er gab sich derselben mit fast beispiellosem Eifer hin. Da er ein tapferer und einflussreicher Mann war, so veranlaßte sein Beispiel eine Anzahl Anderer, namentlich Fremder, die früher unter seinen Befehlen gestanden hatten, sich ihm anzuschließen, und er sah sich dadurch bald in den Stand gesetzt, eine Guerilla zu bilden, die er in kurzer Zeit zum Schrecken Guipuscoas machte, und an deren Spitze er in der französischen Armee sich einen eben so glänzenden Namen erwarb, wie die berühmtesten Guerillaführer auf der spanischen Seite. Unsere Landsleute, welche die Anwesenheit der Soldaten des größten und glücklichsten Feldherrn des Jahrhunderts nicht erschüttert hatte, zitterten bei dem bloßen Namen desjenigen, den sie vergöttert haben würden, wenn er seine Talente zu ihrer Verteidigung verwendet hätte. Ich würde heute nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle kühnen Handstreich und jede schreckliche That dieses Mannes erzählen wollte, den Spanien heute noch verflucht; ich will nur diejenige seiner Handlungen erwähnen, welche ihn vorzugsweise zu dem Gegenstande des Abscheues, selbst unter uns, seinen Mitverbanneten, gemacht hat.

„Er hatte einen Bruder, der als Abgeordneter in den Cortes saß, und ebenfalls ein talentvoller und entschlossener Offizier war. Die Junta von Cadix glaubte, wenn sie den Grafen Colombres mit dem Auftrage nach Guipuscoa schickte, dort die treuen Spanier an sich zu ziehen, den Ritter zu zwingen, sich in eine andere Provinz zurückzuziehen, wo er persönlich weniger Einfluß haben würde, und seine Schaar also leichter zu vernichten sein dürfte. Dieser Plan wurde denn auch zur Ausführung gebracht, aber das Resultat war ein ganz anderes, als man erwartete. Der Graf sammelte alerding eine Guerilla um sich, aber sein Bruder blieb auch an der Spitze der seinigen, und die beiden Brüder kämpften mit einer Erbitterung und einer Ausdauer gegen einander, die selbst in diesem Kriege ohne Beispiel war, welcher der Welt alle Verbrechen und alle Tugenden grell vor die Augen stellte. Nach mehreren Scharmützeln, in welchen das Glück der Schlachten bald den Einen, bald den Andern begünstigte, war der Ritter beinahe besiegt, als er durch eine teuflische List seinen Bruder selbst in seine Hände zu bekommen wußte.“

„Was würdest Du thun, wenn ich Dein Gefangener wäre?“ sagte der General Joseph zu dem Ferdinands.

„Ich würde Dich aufknüpfen lassen als Verräther des Vaterlands,“ antwortete dieser.

„Ich werde menschlicher sein,“ entgegnete der andere, „denn Du sollst den Tod des Soldaten sterben.“

(Beschluß folgt.)



Paquita.

(Weschluss.)

„Fünf Minuten nach diesem schrecklichen Zwiesgespräche der beiden Brüder erschossen zwölf wallonische Infanteristen hinter einer Hecke den Grafen von Colombres zwanzig Schritte von dem Bruder desselben.“

Wir konnten einen Schauer nicht unterdrücken. Der Spanier aber fuhr fort:

„Als dies geschah, stand die französische Armee auf dem Punkte, Spanien zu räumen, und der Ritter Colombres mußte bald darauf sein Vaterland für immer verlassen. Wir Alle wissen nicht, was ihm in den beiden ersten Jahren seiner Verbannung geschehen ist; als wir ihn im Anfange des Jahres 1816 in Pau wiederfanden, war er bereits blind, und er führte das elendeste Leben. Da er zu arm war, als daß er sich eine Dienerin hätte halten können, da er zu sehr gehaßt wurde, als daß sich einer seiner Unglücksgefährten seiner erbarmt hätte, mußte er sich in das Militärhospital begeben, wo man seine Geschichte schon kannte. Er lebte da mehrere Monate in ganzlicher Verlassenheit, als ihm gemeldet wurde, ein stummes Mädchen wolle ihn pflegen und ihr Vermögen ihm zur Verfügung stellen. Niemand wußte, wer sie war und woher sie kam, und Colombres weiß es eben so wenig. Sie ist nun bereits beinahe ein Jahr bei ihm; wir bewundern sie, und haben gewiß Recht, wenn wir sie einen Engel nennen.“

„Ja, aber Ihr Ritter Colombres ist ein Unmensch!“ rief ich aus. „Es thut mir jetzt leid, daß ich mit ihm in einem und demselben Hause wohne; ich werde mich fern von ihm halten.“

„Junger Herr, sprechen Sie nicht also,“ fiel ein alter Capitain ein; „der Bürgerkrieg hat eben das Schreckliche, daß er das Gewissen verdirbt und die größten Verbrechen als Pflichten erscheinen läßt. Möge Gott uns den Schmerz ersparen, neue Revolutionen zu sehen. — Hassen Sie den Mann, wenn Ihnen dies natürlich erscheint, aber besser werden Sie handeln, wenn Sie ihn beklagen.“

Die Erzählung hatte mich verstimmt. Ich stellte mir meinen neuen Hausgenossen, jenen Mann, der seinen Bruder hatte erschiesen lassen, groß, hager, gebückt, mit galliger Gesichtsfarbe, rauher Stimme und wildem Lächeln vor, mit einem

Worte, wie einen Verbrecher auf der Bühne, da ich damals keine anderen kannte. Ich glaubte ihn überall erkennen zu können, wie auch seine Begleiterin, von welcher ich mir das reizendste Bild entwarf. Aus meinem Sinnen über diese beiden Personen, mit denen ich mich auch nach meiner Rückkehr in meine Wohnung beschäftigte, wurde ich durch ein Geräusch von Tritten in dem Nebenzimmer geweckt, und gleich darauf klopfte man an der Thür an. Ich rief: „Herein!“ und zu meinem großen Erstaunen sah ich zwei Personen erscheinen, in denen ich sofort meine Nachbarn erkannte, obgleich sie dem Bilde nicht glichen, das ich mir von ihnen entworfen hatte. Der Ritter Colombres war allerdings ein hochgewachsener Mann, hatte aber etwas sehr Edles und Imponirendes an sich. Seine mehr verschleierte als erloschenen Augen glänzten noch immer. Sein großer aber festgeschlossener Mund verrieth Festigkeit und sein vorstehendes Kinn Entschlossenheit. Nur diese beiden Züge standen mit der Meinung im Einklange, die ich mir von dem ehemaligen Gouverneur von Tolosa gebildet hatte. Ihn führte ein junges Mädchen, das nichts Bemerkenswerthes hatte, als eine höchst anmuthige Haltung und den geistreichsten Blick, den ich jemals gesehen.

„Mein Herr,“ sagte der General zu mir mit einem Tone, der merkwürdig weich und sanft war, „ich habe mir die Freiheit genommen, unangemeldet bei Ihnen zu erscheinen, um Ihnen so bald als möglich meinen Dank auszudrücken und Ihnen zu sagen, daß ich die Erlaubniß benutze, die Sie mir so freundlich gaben.“

Ich stammelte einige Worte der Artigkeit und rückte schnell zwei Stühle herbei. Das Mädchen führte den General zu einem derselben und blieb dann neben ihm stehen.

„Wenn Du fortgehen willst, Paquita,“ sagte er, „so hat der Herr da vielleicht die Güte, mich nach einigen Augenblicken wieder in meine Wohnung zu führen.“

Das Mädchen entfernte sich.

„Mein Herr,“ fuhr der General fort, „ich habe gehört, daß Sie sich mit Theilnahme über mich geäußert haben, und meine Ehre verlangt, daß ich Ihnen erkläre, warum ich so ganz abgeschrieben lebe.“

„Ich kenne jetzt die Ursache, General,“ antwortete ich, „und gestehe Ihnen, daß sie mich zu Vorsätzen veranlaßte,

die durch den edlen Freimuth Ihres Benchmens bereits wieder erschüttert worden sind. Hat man Sie verläumdet?"

„Man hat mich nicht verläumdet, wenn man Ihnen sagte, ich hätte meinen Bruder erschiesen lassen; man hat es aber gethan, wenn man nicht hinzusetzte, daß ich von diesem Tage an keine Ruhe mehr gekannt habe. Uebrigens komme ich nicht, um mich wegen einer Handlung zu entschuldigen, die ich für eine Pflicht hielt, als ich Soldat war, die ich aber als ein Verbrechen beweint habe, seit ich ein Verbannter bin.“

Der Ritter von Colombres erzählte mir nun, ohne mir Zeit zu lassen, ihm zu antworten, in der größten Ausführlichkeit nicht blos den schrecklichen Umstand, auf den er angespielt hatte, sondern auch andere, in denen er eine Rolle hatte spielen müssen. Sein Leben war fünf Jahre lang eine Aufeinanderfolge verschiedener Ereignisse gewesen, die ihm selten die Wahl gelassen hatten, einen Entschluß zu fassen. Er schilderte mir auf die eindringlichste Weise den vorherrschenden Charakter jenes Volkes, das die Rache zur Tugend erhob, und die Mäßigung als Treulosigkeit gebrandmarkt hat. Auf der einen Seite, sagte er, hatte man mich, vielleicht mit Recht, als Verräther meines Vaterlandes erklärt, und auf der anderen zweifelte man stets an meiner Treue für die Sache, die ich ergriffen hatte. Auf dem Schlachtfelde warfen mir die Augen der Sterbenden Blicke des Hasses zu und unter dem Zelte meiner Waffengefährten drang selbst durch die artigsten Worte das Mißtrauen hindurch. Ja, am Tage nach dem Tode meines Bruders war ich so verdächtig, wie am Tage vorher, und ich hatte den Schmerz, die schrecklichen Worte hören zu müssen: „Er ist Spanier, das beweist nichts.“

Die Erzählung des Generals währte beinahe zwei Stunden, ohne daß ich daran dachte, ihn zu unterbrechen, und ohne daß ihm ein einziger Ausdruck entschlüpfte, der den Gedanken verräth, er wolle die Größe seines Verbrechens, wie er es nannte, vermindern. Ich nahm den innigsten Antheil an dieser Art Beichte, und dieser Antheil wurde zum Mitleide, als der alte Soldat nach einer Pause hinzusetzte:

„Ich wollte Ihnen Alles mittheilen, damit auch Sie den Verbannten meiden könnten, wenn Sie ihn Ihres Mitleides nicht für würdig halten. Jetzt bin ich bereit, in meine Wohnung zurückzukehren,“ setzte er hinzu, indem er aufstand. „Wollen Sie mich bis an meine Thüre führen? Wollen Sie dies nicht, so öffnen Sie mir die Thüre, ich werde mich an den Mauern hinzufinden suchen.“

„Es wäre noch ein Drittes möglich, General,“ antwortete ich, indem ich ihn nöthigte, wieder Platz zu nehmen, „wenn Sie noch einige Augenblicke bei mir blieben; ich werde diese Zeit benutzen, um Sie von minder traurigen Dingen zu unterhalten.“

„Ich freue mich darüber,“ antwortete er, „wundere mich aber nicht; warum sollten Sie nicht gut sein, da Sie noch so jung sind.“

„Ist dies ein Grund?“

„Fast immer. In Ihrem Alter zweifelt man an dem Bösen und entschuldigt es noch; später glaubt man daran und kann es nicht verzeihen, gleich als hätten die Menschen kein anderes Mittel, ihre persönliche Schwäche zu büßen, als wenn sie unbarmherzig wären für die Fehler ihres Gleichen.“

Dann legte er mir eine Menge Fragen über meine Familie, meine Heimath, meine Laufbahn, meine Neigungen, kurz, über Alles vor, was mich interessiren konnte. Ich antwortete mit der Offenheit meines Alters und fragte ihn dann über seine jugendliche Begleiterin.

„Von ihr weiß ich nicht mehr, als Sie,“ antwortete er mir, „denn wahrscheinlich haben Ihnen die, welche von mir sprachen, auch erzählt, daß der Geistliche des Hospitals von Pau eines Tages zu mir kam und mir sagte, eine Landsmännin wolle mir ihre Augen leihen, wenn ich für sprechen wollte. Ich nahm den Antrag an, weil ich glaubte, es sei Gottes Wille, daß ich minder unglücklich sein sollte; denselben Tag kam Paquita zu mir, führte mich in ihre Wohnung, und seitdem hat sie mich nicht verlassen.“

„Haben Sie sich nicht bemüht, sie kennen zu lernen?“

„Wie hätte ich das vermocht? Ich bin stets allein mit ihr, und sie kann auf keine Frage antworten. Warum auch die Geheimnisse der Vorsehung erforschen wollen? Es ist genug, daß ich weiß, ich habe einen Schutzengel neben mir.“

Wir sprachen noch einige Augenblicke wie alte Bekannte, und als der General endlich aufstand, drückte er mir herzlich die Hand, ehe er meinen Arm nahm. Ich begleitete ihn nicht bis in seine Wohnung, da Paquita ihn im Garten erwartete. Daß ich ganz anderer Ansicht war, als da ich einige Stunden vorher aus dem Kaffeehause kam, versteht sich wohl von selbst.

Meine Bekanntschaft mit dem General Colombres wurde von Tag zu Tag inniger, und ich widmete ihm endlich alle meine Abende. Seine Unterhaltung hatte für mich einen unwiderstehlichen Reiz. Paquita, die stets verschwand, wenn sie ihre Anwesenheit nicht für nothwendig hielt, war selten bei uns, und ich sah sie endlich, gleich meinem alten Freunde, für einen Schutzengel an.

Im Anfange des Winters wurde der General in Folge einer Erkältung krank, und da er sehr gleichgiltig darüber zu sein schien, hielt ich es für meine Pflicht, ihm unsern Regimentsarzt zuzuführen. Anfangs wollte er ihn nicht vorlassen, und ich mußte meinen ganzen Einfluß auf ihn aufbieten, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Es war Abends; eine kleine Lampe erhellte das Zimmer matt, so daß der Arzt mehr Licht verlangte, um den Kranken genauer beobachten zu können. Paquita brachte ein Wachslicht, und als sie dasselbe dicht vor das Gesicht des Kranken stellte, bemerkten wir, der Arzt und ich, daß das Licht auf die Augen, die wir für immer erloschen hielten, stark einwirkte. Unter der Pflege Deriviere's, so hieß der Arzt, genas mein alter Freund sehr bald wieder, und als er sich ganz erholt hatte, bat ich ihn eines Abends, den andern Tag zum Frühstück zu mir zu kommen. Er willigte ein, und

ich holte ihn am andern Morgen ab. Das Frühstück, zu dem ich mit der Erlaubniß des Generals den Arzt Deriviere eingeladen hatte, verging unter der angenehmsten Unterhaltung. Der General sprach sehr oft von dem Danke, den er dem Arzte schuldig sei, so daß dieser endlich sagte:

„Ich hab Sie allerdings von der leichten Brustentzündung befreit, etwas aber würde mir noch mehr Ehre und hauptsächlich mehr Freude machen, wenn ich Ihnen nämlich Ihre Schkraft wiedergeben könnte. Ich habe die Ueberzeugung, daß nichts leichter sein würde, wenn Sie sich einer kleinen Operation unterwerfen wollten, die durchaus nicht gefährlich ist, und nur sehr geringen Schmerz verursacht.“

„Ich fürchte weder den Schmerz, noch die Gefahr, lieber Doctor,“ antwortete der General, „aber ich bin an mein Gebrechen gewöhnt, und die Entbehrung des Lichtes ist für einen armen Verbannten, gleich mir, ein Bedauern weniger.“

„Aber Ihre Verbannung kann jeden Augenblick ein Ende erreichen,“ fiel ich ein, „und welche Freude würde Ihnen dann entgehen, wenn Sie das Vaterland, daß Ihnen so theuer ist, nicht sehen könnten!“

„Ich habe kein Vaterland mehr, junger Freund, und ich brauche also auch meine Augen nicht. Würde ich auch begnadiget, so kehrte ich doch nicht nach Spanien zurück, denn ich habe mich zur Verbannung verurtheilt, bevor ich das Geseh kannte, das mich vertrieb.“

„Ich dringe nicht in Sie,“ sagte der Arzt, „aber wenn sie jemals anderer Meinung werden, so erinnern Sie sich, daß ich zu Ihren Diensten stehe.“

Der General dankte und gab dem Gespräche eine andere Richtung. Der Doctor verließ uns bald, um seinen gewöhnlichen täglichen Besuch in dem Hospitale zu machen, und ich fragte nun den General, warum er etwas verweigere, das eine Freude für mich und eine Erleichterung für Paquita sein würde.

„Weil mein Leiden eine Strafe Gottes ist, die Menschen also kein Recht haben, die Hand daran zu legen. Ich bin nun seit beinahe drei Jahren blind, ich weiß, daß das Leiden nicht unheilbar ist, aber ich danke dem Himmel, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, meine Schuld freiwillig büßen zu können.“

„General,“ antwortete ich, „die Prüfung hat lange genug gewährt und nachdem Sie die Meinung eines Arztes gehört haben, sollten Sie vielleicht auch die eines Geistlichen hören, um zu erfahren, ob Ihr Verharren nicht vielleicht eine Beleidigung der göttlichen Barmherzigkeit oder ein Zeichen menschlichen Stolzes sei.“

„Sie bringen Gründe vor,“ entgegnete der General, „die mich zu beunruhigen anfangen. Wenn Gott mir verziehen hat, so verharre ich allerdings nur aus eittem Stolze bei der Strafe.“

„An der Verzeihung können Sie seit dem Tage nicht mehr zweifeln, an welchem die Vorsehung Ihnen den Engel sandte, dessen Augen Sie führen und dessen Hingebung Sie tröstet.“

„Aber wenn ich den Engel verlöre, indem ich mein Augenlicht wiedererlangte? Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich

das Land nicht wieder sehen mag, welches ich mit dem Blute meines Bruders getränkt habe; aber ich willige in eine Prüfung und wenn Paquita Sie in der Meinung bestärkt, ich müsse mich heilen lassen, so will ich nicht länger widerstehen. Gehen Sie zu Paquita, theilen Sie ihr die Worte des Arztes mit und wenn sie sich darüber freut, will ich gern Alles thun, was Sie verlangen.“

Fünf Minuten später befand sich Paquita neben dem General und ich beobachtete ihr Gesicht.

„Meine Tochter,“ sagte er, „der Doctor, der mich so sorgsam in meiner Krankheit behandelt hat, versichert, er könne mir das Gesicht wiedergeben. Was rathest Du mir?“

Paquita sank mit gen Himmel erhobenen Armen auf die Knie nieder und öffnete den Mund, als wenn sie sprechen wollte.

„Sie freut sich sehr,“ sagte ich dem Generale.

„Würdest Du mich nicht verlassen, wenn ich sehen könnte?“ fuhr er besorgt fort.

Paquita ergriff die Hand des Verbannten und bedeckte sie mit Küßen.

„Sagen Sie dem Doctor,“ wendete der General sich an mich, „er könne kommen, wann er wolle.“

Der Doctor kam und es wurde beschloffen, daß die Operation nach einer vorbereitenden Behandlung von einigen Tagen am nächsten Sonntage vorgenommen werden solle.

Der General unterwarf sich Allem mit Ergebung. In Anwesenheit Paquitas schwieg er, war er aber mit mir allein, so klagte er über seine Schwäche und wünschte sogar, die Operation möge nicht gelingen.

„Sie werden sehen,“ sagte er zu mir, „daß ich den Beweis erhalte, Gott hat mir noch nicht verziehen. Mein Verbrechen war zu groß.“

„Die Barmherzigkeit Gottes ist größer.“

„Werden die Menschen nicht zweifeln an seiner Gerechtigkeit, wenn sie mich minder unglücklich sehen?“

„Die Schlechten vielleicht.“

„Nun, der Wille Gottes geschehe!“

Der für die Operation angeordnete Tag erschien und ich besgab mich, wie man mir wohl glauben wird, mit klopfendem Herzen zu dem General. Er saß in einem großen Sessel vor dem Fenster. Seine gefalteten Hände, sein mehr als sonst nachdenkliches Aussehen, alles verrieth, daß er sich mit seinem Schicksale beschäftige, daß er bete. Paquita kniete vor ihm.

„Es ist heute ein schöner Tag für Ihre Freunde,“ sagte ich. Er nahm meine Hand und drückte sie, ohne ein Wort zu sagen.

„Sie wissen,“ setzte ich hinzu, „daß man Ihnen, sobald die Operation gelungen ist, über die Augen eine Binde legen wird, die man jeden Tag dünner macht, damit sie sich allmählig an das Tageslicht gewöhnen.“

„Sobald ich Paquita, Sie und das Sonnenlicht gesehen habe, kann ich geduldig warten,“ antwortete er mit einem freundlichen Lächeln.

In diesem Augenblicke erschien der Arzt und meine ganze Aufmerksamkeit wendete sich dem Auftritte zu, der geschehen sollte. Die Vorbereitungen waren schon vorher gemacht, Desrivière brauchte also dem Kranken nur die passende Lage zu geben und mir einige Instrumente zu reichen, die er bedurfte, um sofort die Operation beginnen zu können. Es vergingen etwa fünf Minuten, die mir ein Jahrhundert dächten. Der General sprach kein Wort und gab keinen Klage laut von sich.

„Es ist geschehen,“ sagte der Doctor endlich; „sehen Sie?“

Der General schlug die Augen nieder, begegnete dem Blicke Paquita's, stieß einen Schrei aus und wurde ohnmächtig.

„Er hat mich erkannt!“ sagte das Mädchen, indem sie die Hände faltete.

„Gott sei gelobt!“

Der Doctor drehte sich um, da er seinen Ohren nicht trauen konnte; auch ich wußte nicht, was ich denken sollte.

„Hier giebt es noch ein Geheimniß,“ sagte der Doctor, nachdem er seine Ruhe und Fassung wieder gefunden hatte. „Wir wollen, bevor sich dasselbe aufklärt, die Ohnmacht des Generals benutzen, um ihm den Verband anzulegen, den er einige Tage tragen muß. Was dann zu thun ist, wird sich wohl ergeben.“

Als wir mit der Anlegung des Verbandes zu Ende waren, kam der General wieder zu sich.

„Nehmt den Schleier weg!“ rief er aus. „Ich will sie noch ein Mal sehen, um dann — zu sterben.“

„Beruhigen Sie sich, Herr General,“ sagte der Arzt. „Sie werden wieder sehen, was Sie gesehen haben; aber wenn Sie nicht ruhig werden, kann ich für nichts bürgen.“

„Das Mädchen, das sich mir angeschlossen hat, ist kein Engel, sondern eine Heilige,“ fuhr der Verbannte fort. „Es ist Bernadetta, die einzige Tochter meines Bruders! Ich erkenne nun, daß Gott mir verziehen hat. Aber wo bist Du, meine Tochter? Laß Dich an mein Herz drücken!“

„Ich kniee zu Ihren Füßen und danke dem Himmel, daß er mein Gebet erhört hat. Verzeihen Sie mir, Oheim,“ fuhr sie fort, indem sie in die Arme des Generals sank; „ich kam zu Ihnen, um meinen Vater zu rächen; Ihre Kneue lehrte mich verzeihen. Gott ist mit Ihnen und ich bin nun keine Waise, Sie sind kein Verbannter mehr.“

Im Jahre 1822 rief ein Decret der Cortes alle Flüchtlinge in das Vaterland zurück. Im Jahre 1823, in dem Augenblicke, als der König Ferdinand seinen Einzug in Madrid hielt, hat ihn Bernadetta von Colombres im Namen der Dienste ihres Vaters um die Begnadigung ihres Oheims.

„Verlange sie im Namen Deiner seltenen Tugenden,“ antwortete der König. „Ich ernenne Deinen Oheim zum Gouverneur von Corunna.“

In dieser Stadt starb der Ritter von Colombres vor wenigen Jahren hochbetagt. Bernadetta hat ihn keinen Augenblick verlassen.

Notizen.

Die Fürstin Trubekoi. Die Geschichte der edeln Fürstin Trubekoi, die ihren Gatten nach Sibirien begleitete, ihm dort fünf Kinder gebar und später den Kaiser vergebens ersucht haben sollte, ihr zu erlauben, in die Nähe eines Ortes sich zu begeben, wo sich eine Apotheke befindet, damit sie ihren Kindern bei Krankheiten Arznei geben könne, was ihr der Kaiser abgeschlagen haben sollte, ist aus dem bekannten Werke Gustines in die meisten europäischen Zeitungen übergegangen; auch wir haben sie erzählt, wir halten uns aber auch für verpflichtet, die Widerlegung nicht zu verschweigen, die ein Herr J. Jakowlef in einer eben erschienenen Broschüre gegen das Gustine'sche Werk giebt. „Die Geschichte der Fürstin Trubekoi,“ sagt derselbe, „ist völlig erfunden, wenigstens redigirt sie sich auf folgendes: unter andern Gnabenbezeugungen bei Gelegenheit der Vermählung des Großfürsten Thronfolgers wurde auch den politischen Verbannten erlaubt, diejenigen ihrer Kinder, die nach der Beurtheilung geboren sind, in die öffentlichen Adelschulen zu schicken, wo sie auf Kosten der Regierung erzogen werden sollen. Die Fürstin Trubekoi richtete nun allerdings ein Gesuch an den Kaiser, das aber die Bitte enthielt, er möge ihr erlauben, ihre Kinder bei sich zu behalten, da ihr Vater nichts mehr fürchte, als von ihnen getrennt zu werden. Der Kaiser, der aus einer Gnade keinen Zwang machen wollte, bewilligte die Bitte und dies ist Alles.“

(Humboldt und sein Haus.) Das Haus, welches Alexander von Humboldt in Berlin bewohnt und an welchem sich ein großer Garten befindet, in dem der große Naturforscher viele exotische, meist sehr seltene Pflanzen zieht, wurde, wie die Zeitungen erzählen, vor Kurzem an einen Kaufmann verkauft, der seinem berühmten Miethsmanne sofort die Wohnung kündigte.

Dies erfuhr Joseph Mendelssohn, der Banquier, zugleich aber auch, daß Humboldt höchst ungern eine Wohnung verlasse, welche er so lange inne gehabt, und an die sich viele für ihn wichtige Erinnerungen knüpfen. Sofort bot er dem neuen Besitzer des Hauses eine ziemlich hohe Summe, kaufte dafür das Haus und zeigte dann Humboldt an, daß ihm das Haus und der Garten so lange, als er es wünsche, zur Verfügung ständen.

Bilder-

N^o 13.



Magazin

1844.

P i s a.

Pisa, Hauptstadt der Provinz gleichen Namens im Herzogthum Toskana, unweit der Mündung des Arno gelegen, blühte im Mittelalter durch den kräftigen Freiheitsinn und den thätigen Handelsgeist ihrer Bewohner und zählte im zwölften und dreizehnten Jahrhundert mehr als 130,000 Einwohner. Ihr Gebiet am toskanischen Ufer umfaßte die damals angebaute und sehr fruchtbare Maremma von Lerici bis nach Piombino, in einer Breite von zehn bis zwanzig Miglien. Pisa galt lange Zeit als Nebenbuhlerin Venedigs und Genuas zur See, gründete Colonien in der Levante und sendete dem König von Jerusalem vierzig Schiffe zu Hilfe. Auf dem festen Lande dagegen als eiferfüchtige Ghibellinen dem Kaiser treu, in blutigen Krieg verwickelt mit Lucca und Siena, und durch die innere

Parteiung mächtiger Geschlechter zerrissen, unterlag es endlich der Guelfin Florenz. Indeß herrschte Ugolino nur kurze Zeit über das seiner Festungswerke beraubte Pisa, welches sich, durch die fortwährenden Kämpfe zur Behauptung seiner Selbstständigkeit beraubt, unter Mailands Schutz begab und von Appiano dem Herzog Galeay Visconti verkauft wurde, dessen Nachfolger es gegen eine ansehnliche Summe an Florenz abtrat. Absichtlich ließ Florenz die reiche Maremma wieder versumpfen und Pisas Handel zu Grunde gehen; hierdurch wurde bewirkt, daß die Mehrzahl der Bürger auswanderte. Nach achtundachtzigjähriger Unterdrückung indeß erhob sich die Stadt wieder und kämpfte, als Karl VIII. von Frankreich Italien mit Krieg überzog, funfzehn Jahre hindurch um seine Freiheit. Simon Drislandi forderte seine Mitbürger zum Kampfe gegen Florenz auf,



(Ansicht des Domplatzes in Pisa.)

und erst bei der vierten Belagerung siegte der Hunger über die an Allem Noth leidende und auf's Aeußerste gebrachte Stadt (8. Juni 1509). Ueber den Arno, der mitten durch Pisa fließt, führen drei Brücken, auf deren größter (sie ist von Marmor erbaut) vormals die Bürger der beiden durch den Fluß getrennten Stadttheile, St. Maria und St. Antonia, alle drei Jahre kämpften. Pisa ist mit einem Graben und alten Mauern umgeben und besitzt drei Schlösser, wovon das bei dem St. Marcus-Thor nach neuer Art angelegte als das wichtigste gilt. Es hat breite Straßen, gegen vierhundert Häuser, achtzig Kirchen und gegen 19,000 Einwohner, also kaum den achten Theil seiner ehemaligen Bevölkerung. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich der hier abgebildete Domplatz aus, so benannt nach der ihn zierenden gothischen Domkirche; das Schiff dieses großartigen Gebäudes ruht auf siebenzig Säulen von größtem Verhältniß und enthält das Grabmal Kaiser Heinrichs VII. Auf demselben Plage steht der berühmte schiefe Thurm. Die Pisaner ehren das Andenken des Baumeisters, indem sie die Schiefeit dieses Thurmes dem Willen seines eigenthümlichen Genies zuschreiben. Ich glaube, daß selbst im 12. Jahrhundert derjenige, der einen Thurm in so beunruhigender und unschöner Stellung absichtlich gebaut hätte, unfehlbar in ein Narrenhaus gesperrt worden wäre. Betrachtet man die Basis des Thurmes auf der Seite, wohin er sich neigt, so spricht man den Baumeister von so lächerlichen Beschuldigungen frei. Zwei Vorsprünge oder Stufen dieser Basis, welche unter dem Boden ver-

schwinden, treten daraus hervor und erscheinen eben so auf der entgegengesetzten Seite. Ihre Senkung von ungefähr 9 Zoll veranlaßt auf die Höhe von 130 Fuß, wo die Neigung des Thurmes aufhört, ein Ueberhängen von 15 Fuß.

Hätte Bonanno seinen Thurm absichtlich in dieser Stellung bauen wollen, so hätte er, um seine Absicht augenscheinlich zu machen, gewiß einen ganz horizontalen Platz für den Bau ausgesucht. Zu seiner Ehre und zur Ehre des gesunden Menschenverstandes muß man anerkennen, daß dieses ganze Wunder lediglich durch das Weichen des Bodens entstanden ist, und daß ein traurigeres Ereigniß nur allein durch die Festigkeit des Baues bis jetzt verhindert wurde. Das Einzige, was ich dabei nachgeben will, ist, daß diese Senkung schon während des Baues sich ereignete, und daß der Baumeister, um die Folgen desselben zu mäßigen, die noch übrigen zwei Stockwerke und Säulen vollkommen senkrecht darauf setzte, und zugleich, um ein Gegengewicht zu gewinnen, die entgegengesetzte Seite der Galerie mit drei Reihen von Stufen belastete, welche außerdem durch gar nichts motivirt wären.

Nicolaus Maas.

Nicolaus Maas, einer der berühmtesten Schüler Rembrandt's, bewohnte vor dem Thore von Antwerpen in der halb spanischen, halb brabantischen Vorstadt eines der allerliebsten niedlichen Häuser, die man nur in Belgien zu bauen versteht.



Ein großer Garten mit alten Bäumen und einem Brunnen umgab das Hauptgebäude, das an den beiden Seiten niedliche Thürme, vor dem Eingange eine breite steinerne Treppe hatte. Diese Stufen führten in ein Speisezimmer, welches an diesem Tage, am 29. September 1648, mit den schönsten Blumen geschmückt war, die die reizende Düveke in dem Garten hatte pflücken können. Die Blumen umschlangen in zierlichen Quirlen die Wände, die Thüre und den Tisch, auf welchem überdies die Vorbereitungen zu einem glänzenden Festmahle sichtbar waren.

Es sollte das erstgeborne Kind getauft werden, welches nach dreijährigem Hoffen und Harren Düveke ihrem glücklichen Gatten geboren hatte. Die Paten waren keine geringeren als Jordaens, und die Frau des Bürgermeisters Herr von Rocco hatte mit Eifer die Ehre angenommen, zugleich mit dem berühmtesten Maler von Antwerpen den Sohn eines Künstlers über die Taufe zu halten, dessen Rechtlichkeit, Talent und Fleiß in der Stadt allgemein geachtet waren. Die Taufe mit einer so schönen Pathe und einem so berühmten Paten konnte ohne eine gewisse Feierlichkeit nicht vollzogen werden. Deshalb war denn auch Düveke schon früh aufgestanden, um zu backen und alle sonstigen Vorbereitungen zu dem großen Festessen zu machen. Das feinste Leinen war über die Tafel gebreitet; das Silbergeschirre blühte und Düveke unterbrach sich in ihrer ämlichen Arbeit nur von Zeit zu Zeit, um einmal zu ihrem Kinde von zwei Monaten zu eilen, um dessen Lippen die Mutter bereits ein Lächeln zu bemerken glaubte. Nicolaus Maas selbst wußte nicht, ob er seine Frau oder sein Kind ansehen sollte. Die Pinsel ruheten in seiner Hand und jeden Augenblick lief er von der Staffelei fort, um die blühende Mutter zu küssen oder seine Lippen auf die Pausbacken des Kindes zu drücken.

Als endlich die Stunde der großen Festlichkeit näher heranrückte, legte Nic. Maas Festkleider an und auch Düveke schmückte sich. Dann hörte man bald Wagengerassel und das Geschrei der Straßenjugend, die sich an dem Hause des Malers gesammelt hatte. Die Frau des Bürgermeisters erschien. In demselben Augenblicke zeigte sich eine Reitereschaar, die Schüler des Malers Jordaens mit ihrem Meister an der Spitze. Sie sprengten rasch heran und Jordaens fand noch Gelegenheit, an den Schlag des Wagens zu gelangen, vom Pferde herabzusteigen, mit einem Knie auf die Erde sich niederzulassen und die Hand der Gevatterin zu reichen, bevor sie ausstieg. Sobald sie die Stufen vor dem Hause hinaufgegangen war, eilten Nic. Maas und dessen Frau ihr entgegen und die Schüler des Malers schossen ihre Pistolen ab, um auch durch das Schießen die Feierlichkeit des Tages zu erhöhen.

Die Gevatterin küßte zuerst die junge Mutter, dann hing sie ihr eine schwere goldene Kette um den Hals und endlich nahm sie ihr das Kind ab, um auf den Schooß desselben eine schön gearbeitete silberne Klapper und einen silbernen Becher zu legen. Während dieser Zeit legten auf einen Wink des Malers Jordaens vier seiner Schüler vier Kästchen von Holz mit Ma-

lereien von der Hand des Meisters selbst zu den Füßen der Dame Rocco nieder. Diese Gemälde, welche die Kästchen weit kostbarer machten als die reichen Spitzen und Schmucksachen, welche sie enthielten, stellten den Triumph der heiligen Margarethe über den Bösen und des Märtyrertums der heiligen Agathe, der Schutzheiligen der Frau Bürgermeisterin, vor. Dafür schlang die Dame mit einem freundlichen Lächeln um den Hals Jordaens' eine seidene Schärpe, die sie eigenhändig mit Gold gestickt hatte, „denn,“ sagte sie, „Ihr seid von nun an mein Ritter.“

Jordaens verbeugte sich ehrerbietig und reichte der Dame die Hand. Auf dieses Zeichen bildete sich der Zug, die Pistolen knallten von Neuem und das versammelte Volk schrie und jubelte. Man begab sich so in die Kirche, wo die Taufhandlung mit allem Pomp, den sie verdiente, verrichtet wurde. Die Geistlichen hatten ihren reichsten Schmuck angelegt und der Pfarrer, welcher das Weihwasser auf die Stirn des Neugeborenen träufelte, hielt eine kurze Rede, mit welcher er nach der Sitte Glückwünsche für Maas und dessen Frau, so wie für die Paten des neuen Christen geschickt zu verweben wußte. In gleicher Ordnung begab sich der Zug aus der Kirche wieder in das Haus des Malers, wo man bald an der Tafel Platz nahm, an welcher man den übrigen Theil des Tages fröhlich verbrachte.

Gegen Abend endlich gab die Gevatterin das Zeichen zum Aufbruche, indem sie von der Tafel aufstand, die Frau vom Hause küßte und von der Gesellschaft Abschied nahm. Die zahlreichen Freunde entfernten sich darauf ebenfalls und es folgte nach dem Lärme und dem Jubel tiefe Stille und Debe. Nicolaus Maas setzte sich neben seiner Frau nieder, welche das Kind auf den Armen wiegte, um dasselbe einzuschläfern. Er legte sein Haupt auf die Schulter der jungen Frau und freuete sich seines Glückes, als plötzlich ein Reisender, mit dem Stabe in der Hand, auf der Schwelle des Zimmers erschien. Maas konnte bei dem Anblicke des Fremden einen Ausruf der Freude und Verwunderung nicht unterdrücken und eilte ihm entgegen.

„Joh! Joh! Ihr kommt endlich nach acht langen Jahren zurück! Gott sei gelobt, daß er zu allem Glück, das mir an dem heutigen Tage bescheert worden ist, auch noch dieses gewährt!“

„Ach!“ entgegnete der, welcher auf so herzliche Weise bewillkommnet wurde, „die Nachrichten, welche ich bringe, passen nicht für einen fröhlichen, glücklichen Tag.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ unterbrach ihn der Maler.

Er nahm den Reisenden am Arme und ging mit ihm in den entlegensten, stillsten Theil des Gartens. Ihre Unterhaltung währte etwa eine Viertelstunde. Als sie wieder in dem Hause erschienen, bedeckte Todtenblässe die Wangen des Malers Maas und er vermochte kaum die Thränen zurückzuhalten, die in seinen Augen standen. Er trat zu Düveke, nahm sie an der Hand und sagte zu ihr:

„Liebe Frau, ich muß Dich verlassen.“

„Du mich verlassen?“ rief sie erbleichend aus. „Du mich verlassen? Mein Gott, welche schwere Prüfung legst Du mir auf!“

„Nicht wahr, Düveke, Du würdest lieber sterben wollen, als mich einen feigen, undankbaren und verächtlichen Menschen nennen müssen?“

„Ja,“ stammelte sie.

„Nun, meine brave Frau, wenn ich Dich nicht verliese, wenn ich nicht auf der Stelle abreisete, wenn ich glücklich und friedlich hier bliebe, würde ich Deine Verachtung verdienen und gegen meine Pflicht als ehrlicher Mann und Christ handeln.“

„So reise,“ sprach seine Frau mit Thränen; „Gott segne Dich und behüte dich.“

„Höre mich an, Düveke, und entscheide selbst, ob ich reisen muß, oder bleiben kann.“

„Vor funfzehn Jahren war ich in Holland ein unbekannter Schüter Rembrandts und von Nebenbuhlern umringt, die mir geringe Aussicht ließen, unter ihnen ebenfalls einen Namen und Vermögen zu erringen. Aber um jeden Preis wollte ich mich aus der Armuth emporraffen, denn meine Mutter wurde alt und die Arbeit fing an, ihren sechszigjährigen Händen beschwerlich zu werden. Ich nahm mir vor, einen kühnen Schritt zu wagen, und reisete im Vertrauen auf mein gutes Glück nach England, wohin mich eine geheime Stimme unwiderstehlich trieb. Hier, dachte ich bei mir, fand Van Dyl, als er arm und unbekannt war wie ich, Ruhm, Reichthum und Glück. Ich reisete also ab, nachdem ich das Wenige, was ich selbst besaß, zu Geld gemacht hatte. Mein Mutter wollte mich begleiten, und wir wohnten denn beide bald in London in einem Stübchen, dessen Kermlichkeit und Schmutz in uns die Sehnsucht nach unserem schönen Holland weckte. Ach, leider fanden sich bei mir bald auch andere traurige Gefühle ein! Ich war allein, unbekannt, gleichsam verloren in der ungeheueren Stadt, deren Sprache ich nicht verstand, und meine geringen Hilfsmittel gingen bald zu Ende. Meine Mutter ließ keine Klage über ihre Lippen bringen und verheimlichte mir sorgsam ihre Befürchtungen, aber ich sah, daß ihre Gesundheit von Tag zu Tag mehr abnahm.“

„Eines Abends saß ich ohne Brod, nachdem ich Alles verkauft hatte, was nur irgend wie entbehrlich war, an ihrem Bette. Wir sprachen nicht mit einander, ja, wir wagten einander kaum anzusehen, um nicht die Verzweiflung zu erkennen, die an uns nagte. Endlich konnte meine Mutter einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken.“

„Mein Sohn,“ flüsterte sie, „wird sich Gott unserer nicht bald erbarmen?“ Und nach einer Pause von einigen Augenblicken setzte sie hinzu: „Ach, mich hungert!“ Dann bemühte sie sich, sich aufzurichten, aber bald ließ sie den Kopf wieder sinken und sprach: „Ach, es ist grausam, so hungern zu müssen!“

„Ich verließ das Haus und irrte lange auf Geradewohl in der Stadt umher, ohne zu wissen, wohin ich ging, und was ich suchte. Endlich sank ich, erschöpft durch Anstrengung, Hunger und Kälte, an einer Mauer nieder und rief aus: „Gott, sende mir den Tod, ich will ihn herzlich willkommen heißen!“

„In diesem Augenblicke kam ein Reiter dicht an mich heran. Er wunderte sich, einen solchen Ausruf zu hören, hielt an, stieg von dem Pferde und befahl dem Manne, der ihn begleitete, mir aufzuhelfen.“

„Wer seid Ihr?“ fragte er mich in holländischer Sprache, „daß Ihr so inbrünstig den Tod herbeiwünscht?“

„Ich bin ein unglücklicher Fremder, ohne alle Mittel, dessen Mutter den Hungertod stirbt.“

„Wie!“ rief der Unbekannte aus, „und solche Dinge geschehen in England, in London? Mein Gott!“

„Er richtete mich auf, nahm meinen Arm und ging einige Minuten mit mir auf und ab. Wir gelangten so an eine kleine Thüre, welche der Begleiter des Herrn öffnete. Wir traten hier in ein Zimmer, in welchem ein großes Feuer brannte; ich näherte mich demselben begierig, während mir mein Wohlthäter Speise und Trank reichte. Die Wärme belebte mich wieder, und als auch der Hunger gestillt war, erkannte ich deutlich von Neuem den ganzen Umfang meines Unglücks.“

„Ach, meine Mutter!“ rief ich aus. „Am Gottes Willen erlaubt, daß ich etwas von diesen Speisen meiner verhungerbenden Mutter bringen darf.“

„Ich werde Euch zu ihr begleiten,“ sagte der Unbekannte.

„Zehn Minuten später, liebe Düveke, erholte sich meine Mutter und dankte Gott, denn der, welcher mich gesättiget, hatte eine Börse mit Gold auf ihr Bett gelegt. Der Herr, dem ich die Rettung meiner Mutter verdankte, sagte dann zu mir:

„Als ich Euch beistand, erfüllte ich nur eine Christenpflicht; wenn Ihr aber würdig seid, aus Eurer Armuth Euch herauszureißen, wenn Ihr redlich und fleißig seid, so beweist es, und Ihr werdet sehen, daß man nie an der göttlichen Barmherzigkeit verzweifeln dürfe.“

„Mit diesen Worten verließ er uns.“

Maas unterbrach einen Augenblick seine Erzählung, küßte seine Frau und sein Kind und sagte dann:

„Mein, Gott wird mich in den Pflichten, die ich zu erfüllen habe, eben so wenig verlassen, als er mich in den Tagen der Prüfung und des Leidens verließ!“

(Beschluß folgt.)



Nicolaus Maas.

(Beschluss.)

2.

„Ich würde,“ fuhr Maas fort, „niederträchtig und undankbar gewesen sein, wenn ich mich meines Wohltäters nicht würdig gezeigt hätte. Nachdem ich über das Befinden meiner Mutter beruhiget war, ging ich an die Arbeit und malte das Portrait eines auffallend schönen Mädchens in meiner Nachbarschaft. Dieses Portrait stellte ich, wie es in England Sitte ist, aus, aber es nützte mir nichts, Niemand fand sich ein, sich von mir malen zu lassen, und ich war nahe daran, wieder in Muthlosigkeit zu versinken, als ich eines Tages den Herrn, dem ich so großen Dank schuldig war, bei mir erscheinen sah.

„Ihr seid mein Schuldner,“ sagte er zu mir, „und ich will Euch das Mittel geben, Euere Schuld zu tilgen; malt mein Portrait.“

„Ich brauche nicht zu sagen, mit welchem Eifer ich an die Arbeit ging und wie sorgfältig ich sie ausführte. Als nach etwa vierzehn Tagen das Portrait beendigt war, fragte ich meinen unbekanntem Beschützer, wohin ich es bringen sollte.

„Ich werde es holen lassen,“ antwortete er mir.

„Noch denselben Abend kam wirklich ein Diener in Livrée und holte das Gemälde ab, ohne mir den Namen seines Herrn nennen zu wollen. Am zweiten Tage darauf erschienen die reichsten und berühmtesten Herren vom Hofe bei mir, um sich von mir malen zu lassen, und ich erwarb mir bald ein ansehnliches Vermögen.

„Der Graf von Strabford, der damals bei dem Könige alles vermochte, wollte sich von mir ebenfalls malen lassen und da er sich sehr freundlich und wohlwollend gegen mich bewies, wagte ich, ihn um seine Verwendung dafür zu bitten, daß ich auch den König malen dürfe. Er lächelte und sagte, ich möge den nächsten Tag in den Palast kommen. Denke Dir mein Staunen, Düveke, als ich in Sr. Maj. Karl I. den Herrn erkannte, dem ich die Rettung meiner Mutter, mein eigenes Leben und mein Vermögen verdankte! Ich sank zu den Füßen des Königs nieder, der mich gütig aufhob und mich zu seinem Hofmaler ernannte.

„Nach einem achtjährigen Aufenthalt in England wollte meine Mutter, bevor sie stürbe, Antwerpen, ihre Geburtsstadt,

wiedersehen und ich mußte diesem Wunsche nachgeben. Ich verließ demnach London und begab mich nach Antwerpen, der Stadt, in welcher mich die Liebe zu Dir und unsere Verheirathung zurückgehalten hat. Ach, während ich hier bei Dir und meinem Kinde glücklich, ganz der Kunst lebte und mich nicht um die politischen Ereignisse kümmerte, sind schreckliche Dinge geschehen, wie mir John Standish erzählt hat. Der König Karl I. ist der Gefangene seiner Unterthanen, die sich gegen ihn empört haben und die ihm sogar den Prozeß machen wollen.“

„Ich verstehe Dich, mein guter treuer Mann,“ unterbrach ihn Düveke, indem sie die Thränen abtrocknete. „Sehe, ich halte Dich nicht. Dein Vermögen und Dein Leben gehören Deinem Wohltäter. Sieh ihm beides hin, wenn es sein muß. Gott wird Dich segnen und mein Gebet wird Dir überall hin folgen.“

„Ich danke Dir, Düveke, für Deinen Muth und Deine edele Gesinnung; ich danke Dir für die Kraft, die Du mir giebst.“

Sie umarmten einander und drei Tage nachher stiegen Nicolaus Maas und John Standish in dem Hafen von London an's Land.

Während der treue Niederländer irgend ein Mittel zu erfinden suchte, um seinen Wohltäter zu retten, bemühte sich die Königin, Henriette von England, die sich nach Frankreich geflüchtet hatte, Hilfe für ihren Gemahl zu erlangen, aber alle ihre Anstrengungen blieben vergeblich. Niemand hörte auf ihre Bitten, denn auch Frankreich war durch Bürgerkrieg zerissen. Bald belagerte das königliche Heer die Frondeurs in Paris selbst und diese schämten sich nicht, gegen die geflüchtete Königin sich zu wenden, welche unter ihnen, im Louvre, wohnte. Eines Morgens wurde die Tochter Heinrichs IV. von dem Pöbel beschimpft; man warf die Fensterscheiben ihrer Wohnung ein, und von allen Seiten drang beleidigendes Geschrei zu ihren Ohren. Einige stürzten sich sogar in den Louvre selbst hinein und Gott weiß, wie weit sie in ihrer blinden Wuth gegangen wären, wenn nicht ein Fremder, der mit ihnen gekommen, ihnen den Weg vertretet und ihnen so energische Vorstellungen gemacht hätte, daß sie sich ihres unwürdigen Benehmens schämten und sich zurückzogen.

Dieser Fremde war kein Anderer als Nicolaus Maas und er begab sich nun zu der Königin, die sich allein in einem ungeheizten Zimmer befand, ihre kleine Tochter auf den Knien hatte und dieselbe zu erwärmen suchte. Ihr Sohn Karl stand mit dem kleinen Degen in der Hand neben ihr und wollte sie vertheidigen. Nicolaus Maas kniete vor der Königin nieder und begrüßte sie in englischer Sprache.

„Ihr seid ein Engländer!“ rief die Königin aus, „und kommt vielleicht aus England; sagt mir, wie es mit dem Könige steht. Seit vierzehn Tagen habe ich keine Nachricht von ihm erhalten; ich bin gefangen in Paris, verlassen von dem französischen Hofe und Niemand erbarmt sich meiner.“

„Ich komme aus England,“ sagte Nicolaus Maas mit schwacher, trauriger Stimme.

„So sagt mir schnell, wie es dem Könige ergeht.“

Der Maler blickte traurig zum Himmel empor und begann das Gebet für die Todten zu sprechen. Die Königin erleichte und drückte heftig ihre Kinder an ihre Brust.

„Ewige Schmach dem Lande, das seinen König morden kann!“ rief sie aus.

„Der König ist todt und hat seinen Feinden verziehen,“ sprach der Maler.

Die Königin stand auf, ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab und sank dann wieder auf ihren Sessel. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen.

„Ich habe Alles gethan, was ich vermochte, um den König zu retten,“ sagte Maas nach einer langen Pause; „ich und mehrere Freunde wagten mehrmals, leider vergebens, unser Leben. Ich gewann nichts dadurch, als ein Wort des Abschieds von dem Könige und ein Wort der Liebe für Ew. Majestät.“

Acht Tage lang schwebte die Königin zwischen Leben und Tod, wie Madame v. Motteville in ihren Memoiren geschrieben hat. Nicolaus Maas verließ die unglückliche Fürstin keinen Augenblick. Er theilte als treuer und verständiger Diener ihre Schmerzen, und wußte die Schärfe derselben dadurch zu mildern, daß er mit der unglücklichen Gattin fortwährend von ihren Mutterpflichten sprach. Durch diesen tröstenden und ermahnenden Zuspruch des Mannes, der so große Hingebung für Karl I. gezeigt, und muthvoll bis zum letzten Augenblicke desselben sein Leben auf das Spiel gesetzt hatte, um wo möglich den König zu retten, richtete sich die gebeugte Königin allmählig wieder auf und ertrug als Christin die schweren Prüfungen, die ihr auferlegt waren. Uebrigens mußte sie bald daran denken, ihre Kinder der Kälte und dem Hunger zu entziehen, denn ihre Hilfsquellen waren versiegt, und die Regentin Anna von Oesterreich, die sich mit Ludwig XIII. nach St. Germain geflüchtet hatte, vergaß in ihrer eigenen Noth die Noth der Königin von England. Die Hungersnoth, die einen Theil von Frankreich und namentlich Paris heimsuchte, drang bis in den Louvre und erreichte auch die Frau, die früher auf einem der größten und schönsten Throne der Welt gesessen hatte. Die Königin, ihre Kinder und zwei oder drei Diener, die bei ihr

ausgehalten hatten, hatten buchstäblich weder Holz noch Brod. Der Cardinal von Reg hat in seinen Denkwürdigkeiten durch einige wenige Worte ihre grausame Lage geschildert. „Die Nachwelt,“ sagt er, „wird kaum glauben können, daß die Tochter Heinrichs IV. nicht so viel Holz besaß, um ein Zimmer im Louvre heizen lassen und aus dem Bette aufstehen zu können.“

Henriette von England, die, wäre sie allein gewesen, lieber gestorben sein würde, ehe sie die Hand nach Almosen ausstreckte, sah sich, wie sie selbst sagt, genöthigt, das Parlament um ein Almosen anzugehen, damit sie nur leben könnte. Das Parlament verschob die Antwort und es verging ein ganzer Tag, in welchem die Kinder Karls I. weinend ihre Mutter um Brod baten, die den Tag vorher selbst ihre Kleidungsstücke verkauft hatte, um dafür ihren Kindern Brod zu kaufen. In dieser Lage befand sich die Königin von England, als eines Abends Nicolaus Maas fröhlich zu ihr trat und eine Summe von etwa zehntausend Thalern in Gold zu ihren Füßen legte. Er war von einer jungen Frau begleitet, die ein Kind auf dem Arme trug.

„Das ist,“ sagte er, indem er die Frau der Königin vorstellte, „die weiße Taube, die uns den grünen Zweig der Hoffnung und das Trostes bringt.“

Die Wittve Karls I. brach in Thränen aus.

„Nein,“ sagte sie, „nein. Ich werde diesen höchsten Beweis der Aufopferung nicht annehmen, und nicht zugeben, daß ein treuer Diener sein ganzes Vermögen mir zum Opfer bringe.“

„Ew. Majestät irren,“ antwortete der Niederländer mit einer Gelassenheit, welche die Königin täuschte; „ich würde mit Freuden mein Haus verkaufen, um der Wittve des Monarchen beizustehen, dem ich meine Habe und mein Leben verdanke; aber so weit sind wir noch nicht. Ich habe dieses Geld aus England erhalten. Ein treuer Diener Ew. Majestät überbrachte es meiner Frau Düveke, die sogleich aufbrach und glücklich nach Paris hereinkam.“

Er wußte dieser edelsinnigen Lüge so sehr den Schein der Wahrheit zu geben, daß die Königin die zehntausend Thaler annahm. Nicolaus Maas empfand darüber eine Freude, die keine Feder zu beschreiben vermag. Als Henriette sich entfernt hatte, schloß er Düveke in seine Arme und sagte weinend vor Freude:

„Der Herr vergelte es Dir in einem besseren Leben, liebe Frau, daß Du meine Gedanken so wohl errathen und ausgeführt hast!“

„Ich zögerte keinen Augenblick,“ antwortete sie, „und verkaufte Alles, Deine Gemälde, unser Silbergeschirr, selbst unser Haus, dann kam ich selbst, um der Königin Alles zu überbringen. Gott wird unser Kind schützen!“ setzte sie hinzu, indem sie den kleinen Knaben küßte, den sie auf dem Arme trug.

Während die beiden Gatten sich gänzlich ihrer Freude überließen, wieder vereinigt zu sein, und namentlich die Pflichten der Dankbarkeit so edelmüthig erfüllt zu haben, erhob sich vor dem Louvre ein gewaltiges Geschrei. Der Pöbel erschien von Neuem, um die Königin von England zu schmähen, weil sie

sich geweigert hatte, die Sache der Regentin und Ludwigs XIII. zu verrathen.

„Ew. Majestät,“ sagte Nicolaus Maas, „wir müssen diesen Tumult benutzen, um den Louvre zu verlassen, in welchem Ihr nicht mehr sicher seid, und nach Chaillot zu gelangen, wo Euch, wie Ihr wißt, ein Zufluchtsort erwartet.“

„Aber wie soll ich dahin gelangen, wie aus Paris hinauskommen?“

„Die Belagerten wie die Belagernden lassen Leute aus dem Volke unaufgehalten hinaus und hinein. Eine Verkleidung wird Eure Flucht leicht machen. Nehmt den Anzug meiner Frau. John, der ein treuer Diener ist, wird Euch begleiten und schützen. Während ich die Wüthenden aufhalte, gelangt Ihr nach Chaillot.“

„Aber Ihr?“

„Ich, Majestät,“ antwortete er, „habe auch meinen Plan,“ und er wechselte einen Blick mit Düveke, die ihn verstand und entgegnete:

„Ich bitte Ew. Majestät nur um eine Gnade, daß Ihr nämlich mein Kind mit Euch nehmt, und seine Beschützerin werdet.“

„Welche Gefahr drohet Euch?“ fragte Henriette, „ich will Euch Gefahren nicht aussetzen, die nur mir gelten.“

„Kann Ew. Majestät glauben, daß ich meine Frau Gefahren aussetzen werde?“ fragte Nicolaus Maas mit seiner gewöhnlichen kaltblütigen Ruhe. „Folget meinem Rathe und begehrt Euch nach Chaillot. Das Uebrige überlaßt mir.“

Die Königin gab nach, und einige Augenblicke nachher verließ sie in dem Anzuge der Düveke den Louvre und gelangte so glücklich aus Paris hinaus. Während dieser Zeit öffnete Maas, nachdem er die Volksmenge lange zurückzuhalten versucht hatte, die Thore des Louvre; die Wüthenden stürzten sich in die Zimmer der Königin und bemächtigten sich der Frau, die im Trauerkleide und in einen Mantel gehüllt dasaß. Sie wollten sie mit sich fortführen, als John wieder erschien und dem Nicolaus Maas einen Wink gab. Der Maler, der die Königin gerettet wußte, eilte auf seine Frau zu und rief aus:

„Frau, was machst Du da? Siehst Du nicht, daß diese braven Leute sich irren, und Dich für die Königin halten? Sie wissen nicht, daß Henriette von England geflohen ist.“

„Die Frau hat uns hintergangen; sie muß dafür gestraft werden!“ rief man von allen Seiten.

„Meine Frau ist eben aus den Niederlanden angekommen und versteht kein Wort Französisch, sie wußte also auch nicht, warum Ihr sie umringtet, und was Ihr wolltet.“

„Ihr seid Diener der Engländerin. Ihr betrügt uns.“

„Wenn Ihr an meinen Worten zweifelt, so bringt uns in das Parlament. Ihr werdet Euch dort überzeugen können, daß ich die Wahrheit gesagt habe.“

Die Kaltblütigkeit des Nicolaus Maas täuschte die Wüthenden; sie ließen die Frau los, glaubten ihm, und machten sich auf den Weg nach dem Parlemeute. Eine Stunde später

befanden sich Nicolaus Maas und Düveke außer Gefahr bei der Königin und ihrem Kinde.

Als Henriette von England in Chaillot das Kloster gestiftet und der Friede den Unruhen in Frankreich ein Ende gemacht hatte, kehrte Nicolaus Maas nach Antwerpen zurück, wo sein bewundernswürdiges Talent als Portraitmaler ihn bald wieder ein eben so großes Vermögen verschaffte, als er für die Wittve des Königs, seines Wohlthäters, geopfert hatte. In dieses Vermögen wurde so groß, daß er später das Amt eines Bürgermeisters von Antwerpen annehmen konnte.

Die Marshallin Brune.

Ein selbst in Frankreich jetzt sehr seltenes kleines Buch, das sich übrigens durch nichts besonders auszeichnet, ist die *Voyage pittoresque et sentimental dans plusieurs des provinces Occidentales de la France*, die in Paris im Jahre 1788 erschien. Der Verfasser dieser Schrift war ein sehr schöner junger Mann, Guillaume Brune, der tiefes Gefühl mit scharfem Verstande vereinigte, der Sohn eines berühmten Advokaten in Brives. Er hatte seinen Vater frühzeitig verloren, war von seiner frommen Mutter erzogen worden und suchte zuerst sein Glück in der Literatur zu machen. Seine Hoffnungen täuschten ihn aber und als er sein geringes Vermögen bei der Herausgabe seiner ersten Schrift erschöpft hatte, die Niemand kaufte, mußte er auf andere Weise seinen Lebensunterhalt sich zu erwerben suchen. Er trat als Setzer in eine Buchdruckerei, wie vor ihm Franklin und nach ihm Béranger und von Balzac. So setzte er zwei Jahre lang fleißig die Schriften Anderer, bis die Lust selbst zu schreiben in ihm wieder die Oberherrschaft gewann. Er nahm alle seine Ersparnisse zusammen, kaufte eine kleine Buchdruckerei und fing an das *Journal de la Cour et de la Ville* herauszugeben, ein Blättchen in 8., das jeden Morgen erschien und mit Geist und Eifer die Sache der Aristocratie vertheidigte. Es fand vielen Beifall und brachte seinem Besitzer bedeutenden Gewinn.

Auch als er reich geworden, änderte Brune sein regelmäßiges Leben nicht; er arbeitete stets den Tag über unter seinen Setzern und Druckern und seine einzige Erholung bestand darin, daß er gegen Abend an der Seine spazieren ging, um zugleich über neue Artikel für sein Journal nachzudenken.

Eines Abends ging er wie gewöhnlich am Flusse hin und er hörte dies Mal unter einem Bogen der Brücke St. Michel eine frische Stimme. Er blieb stehen, denn diese Stimme hatte eine wunderbare Reinheit und Frische, so wie einen ungewöhnlichen Umfang, ungerechnet, daß das Liedchen, welches das Mädchen so ausdrucksvoll sang, von Guillaume Brune war.

Er bückte sich über das Geländer der Brücke und im Scheine des Mondes, der gerade hinter einer Wolke hervorzutreten schien, um den Wunsch des Neugierigen zu befriedigen, bemerkte er ein Mädchen mit bloßen Armen, die Wäsche im Flusse wusch.

Er blieb stehen, bis die schlanke Wäscherin ihre Arbeit beendet hatte, wohlgemuth den Korb mit der feuchten Wäsche nahm und nach einer der ärmlichen dunkeln Straßen in der Nähe hinging.

Am andern Tage ging Guillaume zwei ganze Stunden lang auf der Brücke spazieren, um wo möglich die Sängerin wieder zu sehen, aber sie kam nicht.

Er kehrte verstimmt zurück.

Es vergingen vier Tage und jeden Abend fand er sich auf der Brücke ein, ohne glücklicher zu sein. Endlich, als er eben mißmuthig umkehren wollte, vernahm er plötzlich die liebliche Stimme; sie sang wieder dasselbe Lied und Guillaume sah das Mädchen herankommen, den Korb auf dem Kopfe, die Arme auf die Hüften gestützt, in der graziosen Haltung, welche die Frauen im Süden anzunehmen wissen.

Am Ufer legte sie ihre Last ab und ging rasch und gewandt an die Arbeit. Guillaume konnte dies Mal die Schönheit des blonden Haares der Unbekannten, die Feinheit ihrer Züge, den schelmischen Ausdruck, der um den kleinen Mund lag, den Reiz der großen blauen Augen, den schlanken Wuchs und die zierliche Form ihrer Hände bemerken, die der schönsten antiken Statue Ehre gemacht haben würden. Er erkannte, da er sich ganz in der Nähe versteckt hatte, selbst die leichte Röthe ihrer Wange.

Drei Monate lang suchte Guillaume dieses unschuldige und wie er glaubte gefahrlose Vergnügen. Aber da kam der Winter, der das schöne Mädchen fern von dem Flusse hielt.

Guillaume verfiel in die ärgste Langeweile, und obwohl er über die Kinderei, wie er es nannte, lachte, so bemerkten seine Freunde doch, daß er von Tage zu Tage sich abzehrte und bleicher wurde. Auf alle Fragen über die Ursache seiner Traurigkeit antwortete er durch Abläugnen derselben.

Eines Sonntags früh ging Guillaume in dem Stadttheile spazieren, den das Mädchen vom Flusse seiner Vermuthung nach bewohnen mußte, und er sah sie wirklich im Sonntagspuke ganz in seiner Nähe vorüberkommen. Wie sehr das Herz ihm klopfte, wird sich der Leser selbst denken können, und ich brauche nur zu erwähnen, daß er ihr von weitem folgte. Das Mädchen begab sich in die Kirche, kniete vor einer der Seitenkapellen nieder und hörte die Messe mit Andacht. Als sie die Kirche verließ, folgte ihr Guillaume wiederum. Sie bemerkte diesmal, daß ihr Jemand nachgehe, denn eine hohe Röthe übersog ihr Gesicht, und sie lief so schnell als möglich. So kam sie bald an ein Haus von ärmlichem Aussehen und trat in die dunkle Hausflur desselben hinein.

Guillaume kehrte diesmal minder traurig als gewöhnlich in seine Wohnung zurück, da er doch nun wenigstens wußte, wo seine Unbekannte wohnte, und als er sich noch einmal nach dem Häuschen umsah, bemerkte er, wie an einem Fenster im vierten Stocke der Vorhang vorsichtig bei Seite geschoben wurde, und ein Auge hinunter auf die Straße schielte. An

dem schnellen Schlage seines Herzens erkannte er die, welche so lange schon seine Gedanken beschäftigte.

Wenige Tage nachher erfuhr das junge Mädchen, daß das kleine Zimmer im vierten Stocke des Hauses, dem ihrigen gegenüber, an einen Schriftsetzer vermietet worden sei. Derselbe ging sehr früh am Tage aus, kam stets spät in der Nacht nach Hause und schien ein sehr fleißiger ordentlicher Mann zu sein.

Eines Sonntags früh begegnete das junge Mädchen, als sie aus ihrem Stübchen trat, dem neuen Nachbar, der sie sehr artig und freundlich grüßte. Sie wurde über und über roth und sehr verlegen, als sie in ihm den jungen Mann erkannte, welcher ihr einst aus der Kirche nachgegangen war.

Nach dieser Entdeckung nahm sie sich vor, ihr Stübchen nie wieder zu verlassen, bevor sie nicht durch das Schlüsselloch gesehen und sich überzeugt habe, daß der Nachbar nicht da sei. Trotz dieser Vorsicht und wie leise und geräuschlos sie auch den Schlüssel in dem Schlosse umdrehte, trat sie doch kaum aus ihrer Thür heraus, als gewöhnlich auch der Nachbar erschien. Sie konnte demnach seinen Gruß nicht vermeiden und sie mußte ihn natürlich auch erwidern.

Eines Morgens, als Guillaume sein Stübchen verließ und die Treppe hinuntergehen wollte, glitt er auf den durch die Feuchtigkeit schlüpfrig gewordenen Stufen aus; er fiel und so unglücklich, daß man ihn besinnungslos, mit einer großen Wunde am Kopfe, aufheben mußte. Man brachte ihn wieder in sein Stübchen zurück, ließ einen Wundarzt holen und berathschlagte sodann, ob es nicht zweckmäßiger sei, ihn in ein Hospital zu bringen, da das ärmliche Geräthe in dem Stübchen anzudeuten schien, daß der Verunglückte sich in ziemlich traurigen Umständen befinde. Aber selbst die Armen fürchten sich vor dem Worte: Hospital. Das junge Mädchen, die Nachbarin Guillaume's, erklärte deshalb ohne Zögern, daß sie gern die Kosten bestreiten würde, welche die Krankheit ihres Nachbarn veranlassen könnte. Das edele Beispiel fand bald Nachahmer und die armen Leute, die in dem Hause wohnten, erboten sich sämmtlich, einen Theil der Kosten mit zu übernehmen.

Nach etwa einer Woche erhielt Guillaume, der von seinen Freunden in Verzweiflung gesucht wurde, sein Bewußtsein wieder, und das Fieber, dessen Opfer er so lange gewesen, verließ ihn allmählig. Er glaubte zu träumen, als er die schöne Nachbarin an seinem Bette sitzen sah, die den Finger auf den Mund legte, um ihm das Sprechen zu verbieten, und ihm einen Trank an die Lippen hielt, während sie sanft mit ihrer Hand seinen Kopf stützte. Bald erfuhr und errieth er Alles und sein feuchter Blick richtete sich mit inniger Dankbarkeit gen Himmel.

(Fortsetzung folgt.)



Der Mäßigkeitsprediger Vater Theobald Mathew.



Seit längerer Zeit sind eben so einflussreiche als menschenfreundliche Männer bemüht gewesen, dem übermäßigen Genuß des Branntweins und namentlich der unter der niedern Volksklasse immer mehr überhandnehmenden Bällerei nach Kräften zu steuern; sie haben zu diesem Behuf Vereine gestiftet, deren Teilnehmer sich eidlich verbinden müssen, jenem Genuß zu entsagen; auch sind ihre Bemühungen keineswegs fruchtlos geblieben, wie dies die sowohl in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, als auch in verschiedenen Ländern Europas bestehenden zum Theil sehr zahlreichen Mäßigkeitsvereine zur Genüge beweisen. Nirgends aber scheinen diese Vereine, namentlich in den letzten Jahren, größere Verbreitung zu finden, als in England, Schottland und Irland, und unter den Männern, welche dort mit besonderem Erfolg dafür gewirkt haben und noch jetzt wirken, steht wohl keiner so ausgezeichnet da, als der gewiß den meisten Lesern, wenigstens dem Namen nach bekannte irländische Geistliche Vater Theobald Mathew, welcher kürzlich in London durch seine hinreißende Beredsamkeit Tausende bekehrte. Dieser Wohltäter der Menschheit ist, laut den Mit-

theilungen englischer Blätter, gegen fünfzig Jahre alt, ungefähr fünf Fuß groß, muskulös und kräftig gebaut, dabei aber keineswegs schwerfällig. Sein Körper scheint für angestrengte Thätigkeit und Strapazen ganz geschaffen zu sein. Den ganzen Tag über trägt er keine Kopfbedeckung, selbst in der glühenden Sonnenhitze. Seine Gesichtszüge sind mild, einnehmend und ausdrucksvoll; sein Auge ist schwarz und lebhaft, die Stirn nicht hoch, aber breit gewölbt, und der Kopf mit eisgrauem Haar bedeckt. Um die Augenwinkel zieht sich die Haut in zahlreichen Runzeln zusammen; den beredten Mund umspielt der Ausdruck heiterer Laune. Sein Anzug besteht in einem schwarzen Rocke, den er stets ganz zugeknöpft trägt, und der seine kräftigen Körperformen erkennen läßt, ferner in einem weißen Halstuche und einem Paar tüchtiger Stiefeln. Demnach entspricht also sein Äußeres keineswegs der Vorstellung, die man sich wohl von einem katholischen Missionair macht, dagegen dem Ideal jener Priester Irlands, die durch Klugheit, gute Laune und unermüdblichen Eifer in der Seelsorge eine unumschränkte Macht über das irische Volk erlangt haben. Sieht

er ein hübsches Mädchen oder eine hübsche Frau, so faßt er sie freundlich am Kinn und blickt ihr lächelnd ins Auge. Die Kinder streichelt er und die Männer redet er ihrem Stande und Aussehen gemäß an. Sein freundliches, wohlwollendes Benehmen, sein einfacher, ungezierter, an das Herz gerichteter, von der Aufrichtigkeit des Redners zeigender Vortrag macht Eindruck auf Jedermann und versammelt zahllose Zuhörer um ihn her. Eine große Abbildung, von einem Augenzeugen an Ort und Stelle entworfen, stellt den Vater Mathew dar, wie er von einer Tribune herab zu dem versammelten Volke spricht. Diese Versammlung fand unlängst in London, George Inn gegenüber, statt. Nachdem er eine eindrucksvolle Rede gehalten, ließ er diejenigen, welche in den von ihm gestifteten Verein aufgenommen zu werden wünschten, knieend das Gelübde

der Mäßigkeit, welches er ihnen vorsagte, ablegen, ertheilte ihnen seinen Segen und entließ sie hierauf, nachdem er noch zuvor die Stirn eines jeden Einzelnen der neuen Mitglieder berührt hatte. Wie ein Berichtstatter versichert, war seine Rede bei dieser Gelegenheit eben so einfach als ergreifend. Er schilderte der ihn umstehenden Menge die Nachtheile der Unmäßigkeit auf die anschaulichste Weise und webte dabei seinem Vortrag viele Anekdoten, theils komischen, theils tragischen Inhalts ein, auch dankte er der Londoner Presse für den Eifer und die Aufrichtigkeit, womit sie über sein Thun und Treiben Bericht erstattet. Der Erfolg seiner Predigt war glänzend; viele Tausende, Soldaten, Matrosen, Handwerker, nebst Weib und Kind, und auch sehr viele vornehme Herren und Damen traten im Verlaufe des Tages dem Vereine bei und legten den verlangten Eid ab.

Die Marschallin Brune.

(Fortsetzung.)

Die Tage der Genesung waren Tage der Seligkeit für Guillaume, denn er sah ja den ganzen Tag seine Wohlthäterin, der er gewiß das Leben verdankte, bei sich, er hörte ihre liebevolle Stimme und wurde von ihr liebevoll gepflegt, wie von einer Schwester. Mehr als ein Mal seufzte er aber auch bei dem Gedanken, daß seine Genesung rasch vorschreiten und sein Stück bald schwinden werde. Und wirklich, je weniger er der Pflege Angeliques, so hieß das Mädchen, bedurfte, um so seltener kam sie zu ihm, und um so mehr trat sie in die frühere Schüchternheit und Zurückhaltung zurück.

Endlich konnte der Verunglückte die Pflege der Wärterin gänzlich entbehren. Angelique meldete dies zwar erfreut, doch glaubte Guillaume durch diese Freude hindurch auch ein anderes Gefühl zu bemerken.

„Leben Sie wohl,“ sagte sie zu ihm, als sie sich anschickte, fortzugehen.

„Leben Sie wohl, Angelique. Aber sollen wir einander wieder fremd werden? Ist das möglich?“

„Es war so vor Ihrer Krankheit, und Alles muß wieder werden wie damals.“

„Soll ich den Dank vergessen, den ich Ihnen schuldig bin? Soll ich vergessen, daß ich Ihnen meine Gesundheit und mein Leben verdanke? Das verlangen Sie gewiß nicht; das können Sie nicht verlangen.“

Sie seufzte.

„Im Namen dieses Dankes, den Sie mir schuldig zu sein glauben,“ sprach sie, „verlassen Sie dieses Haus, vergessen Sie mich, und lassen Sie mich Sie vergessen, oder wir wollen an einander nur denken, wie man eines schönen Traumes gedenkt.“

„Ach, Angelique,“ entgegnete Guillaume ergriffen, „hat meine Liebe in Ihren Augen so wenig Werth, daß Sie mir nicht einmal erlauben wollen, sie zu gestehen?“

„Sprechen Sie nicht so! Sprechen Sie nicht so!“ rief das Mädchen aus; „lassen Sie mir meine Ruhe und meine Ehre.“

„Nein, ich werde mich von Ihnen nicht trennen; ich liebe Sie, Angelique, und Sie werden sich nicht weigern, die Frau dessen zu werden, der Ihnen das Leben verdankt. Ich bin zwar nicht reich, ich bin nur ein Arbeiter,“ setzte er hinzu, „aber ich werde noch thätiger und fleißiger werden als bisher, um Ihrer würdig zu werden. Angelique, sage nicht nein!“

Sie zog von ihrem Finger einen kleinen goldenen Ring und steckte ihn Guillaume an.

Am anderen Tage erfuhr das ganze Haus, daß Guillaume Brune die schöne Angelique heirathe, und daß er Alle, die ihm in seiner Krankheit beigestanden, zur Hochzeit zu laden gedente. Uebrigens lag in seinem Benehmen etwas Geheimnißvolles und Zurückhaltendes, das seine Braut sehr beunruhigte.

Endlich kam der Trauungstag; Guillaume führte seine schöne Braut zu dem Maire, und als er in einem Gasthause den versprochenen Hochzeitschmauß gegeben, begab er sich mit der jungen Frau in seine kleine Wohnung.

Alle Morgen früh ging er aus, wie er sagte, in seine Buchdruckerei, und immer kam er sehr spät zu seiner Frau zurück. Angelique fügte sich in diese lange Abwesenheit ihres Mannes, da sie in ihrem Stande gewöhnlich ist, und arbeitete fleißig.

Dieses stille Glück dauerte zwei ganze Jahre.

Eines Tages knicete endlich Guillaume in komischem Ernst vor seiner Frau nieder und bat sie um Verzeihung.

„Was soll ich Dir verzeihen?“ fragte sie lachend, indem sie ihn küßte. „Du machst mir wirklich bange.“

„Nimm meinen Arm,“ entgegnete er, „und folge mir.“

Sie ging, durch diesen Scherz sehr neugierig gemacht, hinunter und stieg in einen Fiacre, den Guillaume geholt hatte. Der Wagen brachte sie auf den sogenannten Königsplatz und hielt vor einem großen Hause.

Guillaume bot seiner Frau den Arm, ging mit ihr in die zweite Etage hinauf, führte sie in ein großes Zimmer, in welchem dreißig bis vierzig Personen versammelt waren, und sagte da feierlich:

„Meine Herren! Ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau vorzustellen.“

„Ihre Frau!“ riefen einstimmig mit Erstaunen die Anwesenden aus.

„Ja, sie ist meine Frau, seit zwei Jahren meine Frau. Sie hat mir durch ihre Aufopferung das Leben gerettet, und glaubte, als sie mir ihre Hand gab, einen gewöhnlichen Arbeitmann zu heirathen. Hätte ich diese Idylle fortsetzen können, ich würde es mit Freuden gethan haben; aber das Jahr 1792 ist den Idyllen nicht günstig, und ich sehe mich vielleicht genöthigt, Paris mit dem General Henslentier zu verlassen, der mich als Capitain zu seinem Adjutanten ernannt hat. Ehe ich aber abreiste, wünschte ich meiner Frau den Namen, der ihr gebührt, und die Stellung zu sichern, die sie mit mir theilt. Meine Herren, mit Stolz spreche ich es vor Ihnen aus, wie glücklich ich mich fühle, eine Frau mit so edlem Herzen und so

hohem Verstande gefunden zu haben. Liebe Angelique,“ setzte er hinzu, indem er sich mit Rührung unterbrach, „küsse hier zum letzten Male den Schriftsetzer Guillaume. — Meine Herren, Madame Brune, wird von nun an die Honneurs in meinem Hause machen.“

2.

Angelique.

Zu Anfang des Octobers 1807 erschien ein Marschall des Reiches in den Tuilerien, um den Kaiser um eine Audienz zu ersuchen. Die Kammerherren hatten diesen Marschall kaum angemeldet, als der Kaiser befahl, denselben in sein Cabinet treten zu lassen. Er stand auf, um ihn zu empfangen, reichte ihm freundschaftlich die Hand und sagte:

„Marschall Brune, ich bin zufrieden mit Ihnen.“

Brune verbeugte sich tief bewegt, ohne ein Wort sprechen zu können, so groß war seine Freude und seine Rührung.

„Sie haben mir treu gedient,“ fuhr Napoleon fort; „ich will und muß Sie dafür belohnen.“

„Sire, ich habe so eben den glänzendsten Lohn empfangen, Ihren Beifall. Was könnte ich noch wünschen, als daß dieser Beifall mir nie fehlen möge? Ich gebe, um ihn zu erhalten, jeder Zeit gern mein Blut und Leben hin.“

„Sie würden mir also blindlings gehorchen, Marschall, welche Befehle ich Ihnen auch gäbe?“

„Ew. Majestät wissen, daß ich nie vorher überlegte, ehe ich gehorchte; habe ich nicht die Ueberzeugung, daß Sie mir nur Befehle geben können, die Ihrer und meiner würdig sind?“

„Nun wohl, Marschall; ich habe einen neuen Beweis dieses Gehorsams von Ihnen zu fordern.“

„Sire, ich werde Ihnen antworten, wie man eines Tages einer Königin antwortete: wenn es möglich ist, ist es so gut als geschehen; ist es unmöglich, so wird es geschehen.“

„Hören Sie mich wohl an, lieber Brune. Wir sind alle aus niedrigem Stande zu unsern hohen Stellungen emporgestiegen; wir sind die Söhne unserer Thaten und größer geworden, je höher wir stiegen. Leider war es nicht auch so mit denen, die uns umgeben. . . Der Ruhm erfordert oft schmerzliche Opfer; man muß, wenn es die Noth erfordert, selbst seine liebsten Neigungen hingeben können. . . Ich will ein Beispiel geben und alle die, welche eine wirkliche Zuneigung zu mir haben, müssen dasselbe nachahmen.“

„Ich habe nicht die Ehre, Ew. Majestät zu verstehen.“

Der Kaiser winkte dem Marschall näher zu treten, neigte sich an dessen Ohr und sagte leise zu ihm:

„Sie sollen meine Gedanken unter Allen zuerst erfahren, Marschall. . . Meine — Scheidung von Josephinen wird bald erfolgen.“

Brune wich, als er diese vertrauliche Mittheilung erhielt, lebhaft zurück, als habe er eine Schlange vor sich gesehen.

Napoleon fuhr fort, ohne, wie es schien, die Unruhe dessen zu bemerken, der ihn anhörte:

„Josephine kann mich nicht zum Vater machen und dann muß ich auch meine Gewalt durch ein hohes Bündniß befestigen; die Tochter des Kaisers von Oesterreich wird meine Gemahlin werden.“

„Ich werde mir nie erlauben, Ew. Majestät einen Rath zu ertheilen, wenn Sie mich nicht über meine Ansichten zu befragen geruhen; indefs . .“

„Sie haben Recht,“ unterbrach ihn Napoleon, „ich verlange keinen Rath, sondern Gehorsam gegen meine Befehle . . Ich wünsche, daß Sie meinem Beispiele folgen, Marshall. Eine Verbindung mit meiner eigenen Familie soll Sie für Ihre Dienste belohnen. Ihre jetzige Ehe wird leicht zu lösen sein, denn Sie haben eine Wäscherin geheirathet und ich weiß, daß einige gefegliche Formalitäten, die nicht genau beobachtet wurden, diese Verbindung leicht zu trennen erlauben.“

„Sire,“ antwortete der Marshall, „ich habe eine Frau geheirathet, die ich liebe und achte. Wenn ich wüßte, daß meine Verbindung mit ihr irgend etwas Illegales hätte, würde ich mich beeilen, sofort die Formfehler zu beseitigen.“

„Ach!“ fiel der Kaiser ein, indem er aufstand, „so achten Sie meinen Willen und eine Verbindung mit meiner eigenen Familie?“

„Sire, mein Leben gehört Ihnen, nicht aber meine Ehre. Ich würde mein Blut für Sie hingeben, nie aber gegen meine Pflicht handeln.“

„Und wer spricht davon, daß Sie gegen Ihre Ehre und Ihre Pflicht handeln sollen? Handele ich gegen Ehre und Pflicht, da ich das thue, was ich Ihnen vorschlage?“

„Nein, Sire, aber Sie wollen eine Ihnen ganz ergebene Gattin verstoßen, um sich mit der . .“ Er vollendete nicht.

„Fahren Sie fort.“

„Um sich mit der Tochter eines Ihrer Feinde zu vermählen.“

Napoleon machte eine zornige Bewegung; der Marshall verbeugte sich und schickte sich an, sich zu entfernen. Ein Wink rief ihn zurück.

„Sie sind sehr rasch und entschieden, wenn es gilt, mir ungehorsam zu sein und mich zu tadeln. Sie würden wohlgethan haben, wenn Sie eben so gehandelt hätten, als die beleidigenden Ausdrücke des Königs von Schweden über mich zurückzuweisen waren. Eine solche Handlungsweise würde auch am Orte gewesen sein bei der Capitulation in Bezug auf die Insel Rügen. Wenn Sie in Rücksicht auf Ihre Ehre so empfindlich sind, warum ließen Sie in Ihrer Capitulation die Aufzählung der Titel Ihres Herrn weglassen? Wenn Sie so streng auf Ihre Pflichten halten, warum nahmen Sie ein Geschenk von den Hansestädten an?“

„Wie, Sire!“ rief Brune aus; „Sie haben auf die Beschuldigung meiner Feinde gehört? Zum Glück kann ich mich durch eine kurze Erklärung rechtfertigen.“

„Ich werde sie nicht anhören; ich werde nichts anhören als Ihr Versprechen, mir zu gehorchen.“

Der Marshall kämpfte seine Aufregung nieder und nahm eine feste Haltung an. Der Kaiser sah ihn fest an und sein Gesicht erbleichte.

„Ich befehle, Herr Marshall, daß Sie sich in das Scheldesdepartement begeben und in Gent die Operationen des Wahlcollegiums leiten. Sie werden noch heute abreisen, um Ihre Pflicht zu erfüllen,“ setzte er mit ironischer Betonung der letzten Worte hinzu.

Der Marshall Brune gehorchte und reiste nach Gent ab.

Als er nach Paris zurückkam, erbat er sich eine Audienz bei dem Kaiser, um Rechenschaft von seiner Sendung abzulegen. Die Audienz wurde ihm verweigert.

Diese Ungerechtigkeit Napoleons gegen einen seiner treuesten Soldaten war für den Marshall Brune sehr schmerzlich; doch ertrug er sie ohne Schwäche als Mann von Ehre, der weiß, daß er unverdient leidet. Er zog sich auf das Schloß Saint Just bei Brives zurück und beschäftigte sich eifrig mit dem Landbaue, der sein Vermögen verbesserte, das bei Weitem nicht so bedeutend war, als es seine Feinde dem Kaiser geschildert hatten, denn er besaß kaum ein jährliches Einkommen von 16,000 Francs. Er wurde der Wohlthäter der Umgegend und trug durch seine Thätigkeit und sein Beispiel viel dazu bei, den Ackerbau zu verbessern, der noch sehr schlecht betrieben wurde. Die ihm freibleibende Zeit widmete er literarischen Arbeiten und er begann unter anderm eine Uebersetzung des Rückzugs der Zehntausend von Xenophon, die er mit erklärenden Anmerkungen und Erläuterungen begleitete.

Die Marshallin unterstützte ihren Gemahl bei allen seinen Unternehmungen und trug viel dazu bei, ihm die Verbannung minder fühlbar zu machen. Brune hatte seiner Frau die wahre Ursache seiner Ungnade nie gestehen wollen, aber sie errieth dieselbe und die Liebe und Aufopferung ihres Mannes steigerten die Achtung noch, welche sie für ihn fühlte. Sie war klein und ziemlich voll. In ihrem Benehmen zeigte sich wohl etwas Gespreiztes, aber nur in geringem Grade und es läßt sich dies wohl aus dem Bestreben erklären, als hochgestellte vornehme Dame die Gewohnheiten der Wäscherin vergessen zu lassen. Uebrigens hatte sie sich in ziemlich hohem Grade die Bildung erworben, die ihr gefehlt hatte; sie las und studirte fleißig, umgab sich mit unterrichteten Personen und machte sich dadurch des hohen Ranges würdig, den sie einnahm. Noch mehr aber empfahl sie ihre Herzengüte, ihr Wohlwollen und ihre Liebe zu dem Marshall.

(Beschluß folgt.)



Die Marschallin Brune.

(Beschluß.)

Die siebenzehn Jahre der Ehe hatten die Liebe der beiden Gatten in nichts geändert und die kleine Anzahl von Freunden, die sie bei sich sahen, wurden nicht müde, das Glück dieses seltenen Paares zu bewundern.

„Ich habe mein Glück theuer erkaufte,“ sagte der Marschall einst zu einem seiner Freunde, „aber, wenn ich es wohl überlege, doch nicht zu theuer.“

Unterdes erschütterten schreckliche Ereignisse Europa, brachten die Heere desselben nach Frankreich und stürzten Napoleon und dessen Macht. Trotz der ehrenvollen Aufnahme, die er bei Ludwig XVIII. gefunden hatte, trotz der Ungerechtigkeit Napoleons gegen ihn, eilte Brune doch, als der Kaiser von der Insel Elba zurückkam, seinem ehemaligen Gebieter entgegen. Er wurde zum Oberbefehlshaber der Armee vom Var und zum Gouverneur der achten Militärdivision ernannt, und bemühte sich vorzugsweise, in dem ihm anvertrauten Landestheile den Bürgerkrieg zu verhindern. Dann kam Waterloo. Das Uebrige ist bekannt. Der Marschall Brune fand Mörder in Avignon und sein Leichnam wurde in die Rhone geworfen.

Als die Marschallin die Nachricht von dem Tode ihres Mannes erhielt, fürchtete man zuerst für ihr Leben, aber als einmal die erste Krisis dieser Verzweiflung überwunden war, rüstete die Wittve sich mit Muth und Kraft, denn sie hatte nun große und schwere Pflichten zu erfüllen. Sie mußte den Tod des Marschalls rächen, seine Ehre retten, die Verläumber entlarven und die Mörder strafen. Sie ließ sich weder durch die fast unübersteiglichen Hindernisse, die sich diesem Vorsatze entgegenstellten, noch durch die Gefahr der politischen Reaction, noch durch den Parteihass in ihrem Streben aufhalten. Unterstützt durch eine kleine Anzahl treuer und muthiger Freunde, ließ sie eine Untersuchung über den Tod ihres Mannes anstellen, sammelte alle Thatsachen, zwang die zahlreichen Zeugen, dieselben zu beschwören, und führte mit unermüdlicher Ausdauer ihr Unternehmen fort.

Dann zog sie sich auf ihre Güter zurück, wo sie keinen andern Wunsch mehr kannte, als das Glück und die Ruhe um sich

her zu verbreiten, die sie selbst nicht mehr kannte. Nur eine neue Beleidigung, die dem Andenken ihres Mannes zugefügt wurde, konnte sie veranlassen, noch einmal aus ihrer Zurückgezogenheit hervorzutreten. Es war damals, als Martainville Brune der Erpressung beschuldigte.

Sie bot noch einmal Alles auf, um die Ehre ihres geliebten Todten zu retten, aber diesmal vergebens: der Journalist wurde frei gesprochen und die Marschallin verbarg ihren Schmerz in der Einsamkeit.

Seitdem hörte man nichts mehr von der Marschallin Brune. Sie überhäufte ihre Familie und die Bewohner von St. Just mit Wohlthaten, und nur diese wußten, daß sie noch lebte. Endlich starb sie am 1. Januar 1829.

Das ist die Geschichte des armen Wäschermädchens, die ein Dichter heirathete, und die, ohne es zu wünschen, in fürstliche Kreise hineingezogen und von Leiden heimgesucht wurde, welche nur die Hochgestellten dieser Welt betreffen. Vielleicht dachte sie oftmals mit Sehnsucht an die Zeit zurück, in welcher sie die Frau eines armen Schriftsehers zu sein glaubte.

Arsene Guillot.

Von Prosper Mérimée.

Die letzte Messe in der St. Rochuskirche in Paris war zu Ende und der Kirchendiener machte die Runde, um die verlassen Kapellen zu verschließen. Eben wollte er das Gitter eines dieser aristokratischen Heiligthümer anlehnen, als er bemerkte, daß sich noch eine Dame darin befand, die in tiefen Gedanken ihr Haupt auf die Stuhllehne gestützt hatte. „Ach, die Frau von Piennes!“ dachte er bei sich, indem er in der Thüre der Kapelle stehen blieb. Er kannte die Dame genau. Sie war jung, reich und schön, machte der Kirche häufig Geschenke, betete fleißig und gab reichliche Almosen, obwohl sie keinen irdischen Vortheil davon erwarten konnte. Der Kirchendiener wäre nun allerdings gern fortgegangen, denn er spürte Hunger, gleichwohl wagte er es nicht, die Andacht einer so angesehenen Dame zu stören. Er entfernte sich deshalb wieder, allerdings mit einigem Geräusche, und hoffte bei seiner Rückkunft die Kapelle leer zu finden.

Er befand sich bereits an der anderen Seite des Chores, als ein Mädchen in die Kirche trat und sich neugierig umsah. Alles schien ihr fremd zu sein. Sie stand ungefähr im fünf- und zwanzigsten Jahre, aber man mußte sie sehr aufmerksam betrachten, um sie nicht für älter zu halten. Ihre schwarzen Augen waren zwar sehr glänzend, aber eingesunken und von blauen Ringen umgeben; ihre mattweiße Gesichtsfarbe und ihre entfärbten Lippen deuteten auf Krankheit, und gleichwohl paßte ein gewisser fecker und heiterer Blick des Auges zu diesem Aussehen gar nicht. In ihrem Anzuge bemerkte man eine seltsame Verbindung von Nachlässigkeit und Sorgsamkeit. Der rosa Zughut mit den Blumen hätte vielleicht besser für ein Abendnegligé gepaßt. Unter einem Cashemir-Langshawl, dessen erste Besizerin sie nicht war, wie der geübte Blick einer Modedame leicht erkannt haben würde, verdeckte sich ein ganz gewöhnliches Kattunkleid. Die allerdings sehr niedlichen Füße waren mit großen Strümpfen und schlechten Schuhen bekleidet.

Dieses Mädchen trat an die Kapelle, in welcher sich die Frau von Piennes noch immer befand, beobachtete die Dame eine Zeitlang verlegen, und als sie sah, daß sie sich zum Fortgehen anschickte, redete sie dieselbe an.

„Könnten Sie mir wohl sagen, Madame,“ fragte sie mit wohlklingender Stimme und schüchternem Lächeln, „an wen ich mich zu wenden habe, um eine Kerze zu opfern? Ich weiß nicht, wem ich das Geld dafür zu übergeben habe.“

Die Frau von Piennes wies das Mädchen an den Kirchendiener, der eben wiederkam. Die Unbekannte dankte ihr und ging auf diesen Mann zu, der sogleich zu verstehen schien, was sie von ihm wollte. Die Frau von Piennes hatte unterdes ihr Messbuch genommen und ihren Schleier geordnet; sie sah, als sie aus der Kapelle heraustrat, daß die Unbekannte dem Kirchendiener Geld gab und ihm etwas dringend anzuempfehlen schien.

Beide Frauen verließen die Kirche gleichzeitig, die Unbekannte ging aber so schnell, daß die Frau von Piennes sie bald aus den Augen verlor, obgleich sie einen und denselben Weg hatten. An der Ecke der Straße, in welcher sie wohnte, begegnete sie der Unbekannten indes zum zweiten Male. Sie suchte ein Brot, das sie eben gekauft zu haben schien, unter ihrem Shawl zu verbergen. Als sie die Frau von Piennes erblickte, schlug sie die Augen nieder und verdoppelte ihre Schritte; gleichwohl schien ein Lächeln über ihr Gesicht zu ziehen, das zu sagen schien: „Ich bin arm, ja; spotten Sie immerhin über mich; ich weiß, daß ich im rosa Hut und im Cashemirshawl selbst Brot kaufe.“ Diese Verbindung von Scham, Ergebung und guter Laune entging der Frau von Piennes nicht. Sie dachte nicht ohne Schmerz an den wahrscheinlichen Stand des Mädchens. „Ihre Frömmigkeit,“ dachte sie bei sich, „ist verdienstlicher als die meinige. Ihr Geld für die Kirche ist gewiß ein größeres Opfer als das, was ich von meinem Ueberflusse den Armen gebe. Ich thue nicht Gutes genug.“ Während sie sich so Vorwürfe machte, welche sie nicht verdiente, trat sie in ihr Haus.

Die Frau von Piennes begegnete dem Mädchen öfters in der Nähe der Kirche, sah sie aber nie in dieselbe hineintreten. Auch schlug die Unbekannte bei diesem Begegnen jedesmal die Augen nieder und lächelte. Die Frau von Piennes hätte gern eine Gelegenheit gefunden, dem armen Mädchen einen Dienst zu erzeigen, das gleich anfangs ihr Interesse und später ihr Mitleiden erregt hatte. Der Cashemirshawl war verschwunden und der rosa Hut verschof mehr und mehr.

Eines Tages endlich sah die Frau von Piennes in die Kirche einen Sarg bringen, dem bloß ein Mann folgte, welcher schlecht gekleidet war und keinen Krepp am Hute trug. Sie war dem jungen Mädchen seit länger als einem Monate nicht begegnet und glaubte, diese Unglückliche liege in dem Sarge. Der Mann, der dem Sarge folgte, erzählte dem Kirchendiener, er sei Portier; eine Bewohnerin seines Hauses, eine gewisse Frau Guillot, sei gestorben, die weder Verwandte noch Freunde und nur eine Tochter habe. Die Frau von Piennes mutmaßte nun, die Todte sei die Mutter des schönen Mädchens und in Noth gestorben; sie nahm sich deshalb vor, am nächsten Tage durch einen Geistlichen Erkundigungen einziehen zu lassen.

Zwei Tage nachher, als die Frau von Piennes spazieren fuhr, sah sie an einem Prellsteine das Mädchen stehen, das sie für todt gehalten. Sie erkannte die Unglückliche sogleich, obwohl dieselbe noch bleicher und schwarz gekleidet war. Ihr Gesicht hatte einen seltsamen Ausdruck. Statt daß sonst ein freundliches Lächeln die Büge erheiterte, waren sie jetzt verzerrt; die großen schwarzen Augen stierten vor sich hin. In dem Gesicht lag keineswegs Schmerz, sondern feste Entschlossenheit und Verzweiflung. Der Wagen der Frau von Piennes fuhr rasch vorüber, aber sie konnte das unglückliche Mädchen nicht wieder vergessen.

Bei ihrer Rückkehr fand die Dame eine große Menschenmenge in der Straße versammelt, vor einem Hause ganz in der Nähe dessen, welches die Frau von Piennes bewohnte. Aller Augen richteten sich nach einem offenen Fenster in dem dritten Stock. In ihrem Hause fand die Frau von Piennes ihre Dienerschaft in ungewöhnlicher Aufregung und man beeilte sich, ihr die große Neuigkeit zu melden. „Ach, wenn Sie wüßten!“ rief das Kammermädchen ihr entgegen. „Mir ist das Blut erstarrt! Ich habe niemals etwas so Schreckliches gesehen, d. h. ich habe es eigentlich nicht gesehen, ob ich gleich hinausstürzte, aber . . .“

„Was ist geschehen?“

„Ach, Madame, ein Mädchen hat sich vor drei Minuten etwa aus einem Fenster des dritten Stockes ganz in der Nähe hier auf die Straße hinabgestürzt; wenn Sie eine Minute eher gekommen wären, hätten Sie es hören können.“

„Und ist die Unglückliche todt?“

„Baptist, der doch mit im Kriege gewesen ist, behauptet, er habe nichts dergleichen gesehen. Aus dem dritten Stock, Madame!“

„Ist die Unglückliche todt?“

„Sie bewegte sich noch, Madame; sie sprach sogar. Macht mich vollends todt! sagte sie.“

„Hat man ihr Hilfe geleistet? Hat man nach einem Arzte, einem Geistlichen geschickt?“

„Ein Geistlicher? — Das Mädchen soll bei der Oper gewesen sein; solche Mädchen nehmen alle ein schlechtes Ende. Sie hatte sich in das Fenster gestellt, die Kleider mit einem rosa Band zusammengebunden und — Plaus! Denken Sie, aus dem dritten Stock!“

„Es ist das arme Mädchen in Trauer!“ sprach die Frau von Piennes halblaut zu sich selbst.

„Ja, Madame, ihre Mutter ist vor drei oder vier Tagen gestorben, und das wird sie zur Verzweiflung gebracht haben. Vielleicht ist ihr aber auch ein Liebhaber untreu geworden, und dann ist das Vierteljahr um; die Miethe soll bezahlt werden; sie hatte wahrscheinlich kein Geld und arbeiten können solche Mädchen nicht.“

Josephine, das Kammermädchen, plauderte noch eine Zeit lang so fort, ohne daß die Frau von Piennes darauf antwortete. Sie schien ihre traurigen Gedanken über den Unglücksfall nicht loswerden zu können. Plötzlich fragte sie dann Josephinen:

„Weiß man, ob das Mädchen besitzt, was sie in ihrem jetzigen Zustande braucht? Wäsche? Betten? Ich muß das sogleich wissen.“

„Ich werde mich erkundigen, wenn Sie es verlangen,“ fiel Josephine sogleich ein, hoch erfreut, ein Mädchen sehen zu können, die sich das Leben hatte nehmen wollen; bald aber setzte sie hinzu: „ich weiß doch nicht, ob ich das werde sehen können, ein Frauenzimmer, das sich aus dem dritten Stockwerk herabstürzte. . . Als man Baptist zur Ader ließ, wurde ich auch beinahe ohnmächtig.“

„So schicke den Baptist,“ befahl die Frau von Piennes; „aber man melde mir bald, wie sich die Unglückliche befindet.“

Glücklicher Weise erschien eben, als sie diesen Befehl gab, ihr Arzt, Doctor K. Es war Dienstag, an welchem Tage er regelmäßig bei der Dame speisete und sie dann in die italienische Oper begleitete.

„Laufen Sie geschwind, Doctor,“ rief sie ihm zu, ohne ihm Zeit zu lassen, den Stock abzulegen und den Ueberziebrock ausziehen; „Baptist wird Sie begleiten. Ein armes Mädchen hat sich aus dem Fenster auf die Straße gestürzt und ist ohne Hilfe.“

„Aus dem Fenster?“ fragte der Arzt. „Wenn es hoch war, wird nicht viel mehr zu thun sein.“

Der Doctor wollte lieber gut essen, als eine Operation vornehmen, aber die Frau von Piennes bestand darauf und der Doctor willigte endlich ein, Baptist zu begleiten, als ihm versprochen wurde, es würde mit dem Essen gewartet werden.

Baptist kam nach einigen Minuten allein zurück und verlangte Wäsche, Betten und dergl. Auch ließ der Doctor durch

ihn sagen: „Es ist nichts; sie wird davon kommen, wenn sie nicht an Starrkrampf stirbt.“

Nach einer Stunde kam der Doctor selbst wieder; allerdings hatte sein schöner Busenstreifen etwas gelitten.

„Die Leute, die sich selbst umbringen wollen, haben meist ungemein viel Glück. So brachte man kürzlich in mein Hospital eine Frau, die sich in den Mund geschossen hatte. Sie hatte sich aber keinen Schaden gethan, als drei Zähne zerschmettert und ein Loch in die linke Backe geschossen. Sie wird höchstens etwas häßlicher. Das Mädchen da stürzt sich aus dem dritten Stockwerk herunter. Wenn ein ehrlicher Kerl unversehens aus dem ersten herunterfiel, würde er sich den Schädel zerschlagen. Das Mädchen hat nur ein Bein gebrochen und sich ein Paar Rippen eingedrückt, weiter nichts. Sie fiel auf ein Wetterdach. Das ist der dritte ähnliche Fall, der seit meiner Rückkunft nach Paris zu meiner Kenntniß gelangt. Die Knochen wachsen wieder zusammen. Das Schlimmste ist aber, daß der Fisch, der eben aufgetragen wird, unterdeß ganz verrotten ist, und überdies werden wir den ersten Act von „Othello“ versäumen.“

„Und die Unglückliche hat Ihnen erzählt, sie wäre zu diesem Schritte . . .“

„Ich höre niemals solche Geschichten an, schöne Frau, und frage nur: haben Sie vorher gegessen u. s. w., weil das Einfluß auf die Behandlung hat. Einen Grund wissen die Leute, die Hand an ihr Leben legen, immer anzugeben; da ist ein Liebhaber untreu geworden, der Hausbesitzer will die Miethe haben und gleich stürzt man sich aus dem Fenster herunter. Hintennach kommt die Reue.“

„Das arme Mädchen bereut hoffentlich die That auch?“

„Allerdings, ohne Zweifel. Sie weinte und jammerte mir die Ohren voll; übrigens ist Ihr Baptist ein prächtiger Gehilfe für einen Chirurgen, Madame; er machte seine Sache besser, als eine Art Colleague von mir, der sich auch eingefunden hatte und der nicht wußte, wie und wo er angreifen sollte. Einen Vortheil würde das Mädchen doch gehabt haben, wenn sie den Tod bei dem Sturze gefunden hätte, sie wäre dann nicht an der Schwindsucht gestorben, denn sie ist brustkrank, und ich gebe sie auf. Ich habe es auf den ersten Blick erkannt und darin irre ich mich nie. Warum so eilen, warum durch das Fenster hinauspringen, wenn der Tod schon an der Thüre steht?“

„Sie besuchen sie morgen wieder, nicht wahr, Doctor?“

„Ich muß wohl, wenn Sie es befehlen. Auch habe ich ihr versprochen, Sie würden etwas für sie thun. Das Einfachste wäre, sie in das Hospital zu bringen, aber kaum hatte ich das Wort Hospital genannt, so geberdete sie sich wie eine Besessene. Wenn man aber nichts hat . . .“

„Ich werde die Kosten bestreiten, Doctor. Mich erschreckt das Wort Hospital auch und übrigens würde die Unglückliche jetzt schwerlich zu transportiren sein.“

„Vorurtheil, reines Vorurtheil! Man ist nirgends besser aufgehoben, als im Hospital. Wenn ich krank werde, ich lasse mich ins Hospital bringen, und sterbe ich, so vermache ich meinen Leichnam den Studenten, — nach dreißig, vierzig Jahren, versteht sich. Im Ernst, überlegen Sie wohl, schöne Frau, ich weiß nicht, ob Ihr Schübling Ihre Theilnahme verdient. Sie sieht mir aus, wie ein Mädchen von der Dper. Nur eine Tänzerin kann einen solchen Sprung wagen.“

„Ich habe sie in der Kirche gesehen und, Doctor, Sie kennen meine schwache Seite; ich baue auf ein Gesicht, auf einen Blick gleich eine ganze Geschichte. Lachen Sie immerhin; ich irre mich selten. Das arme Mädchen hat leghin ein Gelübde für ihre kranke Mutter gethan. — Die Mutter ist gestorben, und die Verzweiflung, die Armuth haben sie zu dieser schrecklichen That getrieben.“

„Ich habe bei der Untersuchung ihres Kopfes allerdings das Organ der Exaltation sehr entwickelt gefunden. Was Sie sagen, kommt mir sehr wahrscheinlich vor. Auch hing über dem einfachen Gurtbette ein geweihter Buchsbaumzweig; das ist ein Beweis für ihre Frömmigkeit, nicht wahr?“

„Blos ein Gurtbett? Ach mein Gott! Sie lachen, Doctor; mag das Mädchen fromm sein oder nicht, ich interessire mich für sie, weil ich mir einen Vorwurf ihretwegen gemacht habe.“

„Einen Vorwurf? Etwa weil Sie keine Matrage unterlegen ließen, als sie sich auf die Straße herunterstürzte?“

„Allerdings einen Vorwurf. Ich habe ihre Lage bemerkt; ich hätte ihr beistehen sollen; leider war der arme Abbé Dubignon gerade krank und . . .“

„Noch ein Paar Worte und dann nichts mehr. Wenn Sie meiner Kranken Ihren hohen Schutz gewähren wollen, so geben Sie ihr ein besseres Bett und eine Wartefrau; auch würde es gut sein, wenn Sie ihr einen Geistlichen schicken wollten, der ihr den Kopf zurechtsetzt, wie ich ihr das Bein eingerichtet habe; das Mädchen ist sehr aufgeregt, und das schadet der Heilung. Es ist wahrhaftig schon halb neun Uhr; machen Sie Ihre Toilette zur Dper; Baptist wird mir den Kaffee und ein Journal bringen, denn ich bin heute so beschäftigt gewesen, daß ich noch gar nicht weiß, wie es in der Welt aussieht.“

Es vergingen einige Tage und die Kranke befand sich besser. Der Arzt beklagte sich nur, daß die geistige große Aufregung nicht nachlasse.

„Ich habe kein großes Vertrauen auf alle Ihre Abbés,“ sagte er zu der Frau von Piennes; „wenn es Ihnen nicht zu viel Ueberwindung kostete, menschliches Elend zu sehen, so würden Sie das arme Mädchen gewiß leichter beruhigen, als irgend ein Geistlicher.“

Die Frau von Piennes entschloß sich, den Arzt zu der Kranken sogleich zu begleiten.

Diese lag in einem Stübchen, das nur drei Strohfüße und ein Tischchen enthielt, auf dem guten Bett, das ihr die Frau von Piennes gesandt hatte. Sie war entsetzlich bleich, aber ihre Augen bligten; als sie die Frau von Piennes eintreten sah, richtete sie den Kopf empor und sagte mit traurigem Lächeln:

„Ich wußte es wohl, daß Sie Mitleiden mit mir gehabt haben. Man nannte mir Ihren Namen, und ich zweifelte nicht, daß Sie die Dame wären, die ich einst in der Kirche sah.“

Auf die Frage der Dame, ob sie noch etwas brauche oder wünsche, entgegnete sie sodann:

„Nichts. Was sollte mir fehlen? Etwas mehr oder weniger, was liegt daran?“ Sie wendete darauf das Gesicht ab und weinte.

„Haben Sie große Schmerzen?“ fragte die Frau von Piennes.

„Nein, nur höre ich immer noch das Säusen, das mir während des Falles in den Ohren klang.“

„Sie bereuen jetzt, was Sie gethan haben?“

„Ja, aber wenn man unglücklich ist, kann man sich nicht immer beherrschen.“

„Man darf sich nie der Verzweiflung überlassen.“

„Das verstehen Sie nicht, Madame,“ fiel der Arzt ein, der ein Recept schrieb. „Sie begreifen nicht, was es heißt, einen jungen Herrn mit einem Schnurrbarte zu verlieren. Nur hätte unsere Kranke nicht durch das Fenster herunterspringen sollen, um ihm nachzulaufen.“

„Spotten Sie nicht, Doctor,“ entgegnete die Frau von Piennes; „sie hatte gewiß andere Gründe.“

„Ich weiß es selbst nicht mehr, was mich trieb,“ sprach die Kranke; „ich hatte hundert Gründe. . . Zuerst erschütterte mich der Tod meiner Mutter, dann fühlte ich mich so ganz verlassen, ohne eine einzige theilnehmende Seele, und dann konnte Einer, an den ich mehr dachte, als an irgend Jemand, selbst meinen Namen vergessen; ich heiße Arsene Guillot, und er schrieb den Namen mit dem Y!“

„Sagte ich es nicht? Ein Ungetreuer!“ fiel der Doctor ein; „aber ein Mann, der kein besseres Gedächtniß hat, verdient auch nicht, daß man an ihn denkt.“ Nach diesem seltsamen Troste entfernte sich der Doctor und die Frau von Piennes blieb mit der Kranken allein.

„Sie sind also hintergangen worden?“ fragte die Dame nach einer Pause.

„Ich? Nein. . . Wie könnte man ein so unglückliches Mädchen hintergehen? Er wollte blos nichts mehr von mir wissen, und er hat Recht, er mußte höher streben. Er ist immer gut und edel gegen mich gewesen. Ich schrieb ihm, um ihm anzuzeigen, wo ich sei, und er antwortete mir, sagte mir aber in seinem Briefe Dinge, — die mir sehr weh gethan haben.

(Fortsetzung folgt.)



Wandernde Musikanten.

Adrian van Dstade's Gemälde stellen bekanntlich fast ausschließlich Scenen und Gegenstände aus dem gemeinen Leben

dar, Wirthshausgelage, Dorfhochzeiten, Schlägereien, rauchende und trinkende Bauern u. s. w.; es herrscht aber in diesen Darstellungen, anderer Vorzüge nicht zu gedenken, eine seltene



(Die wandernden Musikanten, nach Dstade.)

Wahrheit und Naturtreue. Das vorliegende hübsche Bildchen zeigt uns wandernde Musikanten; ein Geiger und ein Dudelsackpfeifer haben vor einer mit Neben umzogenen Hütte Posto gefaßt und erfreuen durch ihre Leistungen die um sie versammelten Bauern. Obgleich gemein, sind doch sämtliche Gesichter und Stellungen eben so der Wirklichkeit entsprechend als ausdrucksvoll. Man betrachte nur die handwerksmäßige Gleichgiltigkeit in der Miene des Virtuosen und das aufmerksame, Wonne verrathende Lauschen der Zuhörer, um sich hiervon zu überzeugen. Der Mann mit der Pfeife im Munde kann nicht besser dargestellt werden, er ist die personificirte Zufriedenheit und Behaglichkeit. Gruppierung, Haltung und Geberden der Figuren, so wie die umgebende Scenerie sind höchst malerisch und bezeugen die Meisterschaft ihres Schöpfers. — Figuren, wie die hier dargestellten, nur etwas anders costumirt, sehen

wir noch jetzt häufig auf Jahrmärkten und Messen, und schon lange vor Ostade's Zeit (er starb in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in seinem 75. Lebensjahre) gab es sogenannte Spielleute, welche von Ort zu Ort zogen, und überall, vorzüglich bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Festlichkeiten gar gern gesehen waren. Eben so fanden sie auf Burgen und an den Höfen der Fürsten willige Aufnahme, kurz, die Sippschaft der umherziehenden Musiker spielte schon damals eine bedeutende Rolle. So erzählt Johannes Voigt in seinem „Stillleben des Hochmeisters des deutschen Ordens“ u. s. w., daß die Gäste während des Schmauses abwechselnd durch Gesang und mancherlei Saitenspiel ergötzt wurden. Wie im deutschen Vaterlande auf Reichstagen, auf zahlreichen Fürsterversammlungen, oder bei glänzenden Hoffesten, immer auch Spielleute, Pfeifer und Trompeter sich einfanden, so zog bei der Meister-



wahl (in Marienburg) die bedeutende Zahl der Gäste, von denen dann jeder gern und reichlich spendete, auch fahrende Künstler und Künstlerinnen in Musik und Gesang in nicht geringer Anzahl ins Ordenshaus herbei, wo sie theils während der Tafel, sich außerhalb des Speisereimers auf einer Empore über dem Eingange befindend, theils an ihren Versammlungs-orten die Gäste durch ihre Kunst erheiterten. Da waren es bald inländische Künstler aus Thorn oder Elbing, oder die Fiedeler und Trompeter des Bischofs von Pomeranien aus Riesenburg, bald reisende Spielleute des Auslandes, welche die Aussicht auf Geschenke und Verdienst ins Ordenshaus herbeilockte. So fand sich im Jahre 1405 aus fernen Gegenden am meisterlichen Hofe ein Sänger, „der da sang als eine Nachtigall.“ Aber ihm lernte die Kunst bald der Kapellan des Ordenshauses Papau ab, denn auch er „sang bald so wohltham die Nachtigall.“ Schon damals zogen die Musikanten aus Böhmen, wenn gleich noch nicht unter dem heutigen Ehrennamen, selbst bis nach Preußen her, und man hörte hier „die Fiedeler aus Prag“ und „die Pfeifer des Königs von Böhmen“ mit solchem Vergnügen, daß der Meister sie gern an einem Feste mit 25 Mark beschenkte. Unterweilen kamen auch die Trompeter, Posaunenbläser und Paukenschläger des Erzbischofs von Gnesen, Fiedeler aus Mailand, die Spielleute des Herzogs von Stolpe, oder die des Herzogs von Meklenburg, ein andermal des Königs von Polen Fiedeler, die der Meister mit neuen Kläden beschenkte, oder die Fiedeler des Erzbischofs von Bremen; dann wieder eine wandernde Fiedelertruppe aus Schwaben und selbst wohl die Musiker des römischen Königs Albrecht. Sogar ein berühmter Violinspieler des Fürsten von der Walachei erschien im Jahre 1399 in Marienburg und ward vom Meister reich belohnt; öfter auch hörte man die Fiedeler des Königs von Schweden oder fertige Flötenbläser aus Deutschland. An einem Feste bewunderte man einen blinden Spielmann mit der Laute in Begleitung einer Sängerin mit der Leier. Dann fanden sich auch des Großfürsten Witold Pfeifer aus Litthauen ein. So war auch im Jahre 1407, als Ulrich von Jungingen zum Meister erkoren ward, eine bedeutende Zahl von Musikern aus dem In- und Auslande ins hohe Ordenshaus gekommen, und als er im nächsten Jahre seinen Weisferttag feierte, spielten vor ihm zwei Pfeifer, zwei Fiedeler und sechs andere Musiker, zwei Lautenschläger, der Fiedeler des Hauses, nebst zehn Posaunenbläsern und Paukenschlägern des Erzbischofs von Gnesen und des Großfürsten von Litthauen, und Herr Passernack, des Hochmeisters Hauptfiedeler, dirigierte die Musik. Kamen fürstliche Personen zum Meister, so waren sie meist von musikalischen Gefellen begleitet, die bei ihnen im Dienste standen; so zogen z. B. dem Herzoge Konrad von Dels auch seine Pfeifer und Fiedler nach, um sich am hochmeisterlichen Hofe im Geleite ihres Herrn durch ihre Kunst ein Trinkgeld zu verdienen.

An solche fahrende Künstler schlossen sich meist auch sogenannte Sprecher oder Liedsprecher an, gewöhnlich Blinde oder

Einäugige, bald fernher aus dem Auslande, bald auch aus Preußen selbst, die entweder Lieder und Gedichte von fremden Verfassern ihrem Gedächtnisse eingepägt, vor den Gästen declamirten, oder nach Improvisatorenart die Gesellschaft der fürstlichen Tafel durch ihre Dichtungen ergögten. So erscheint an einem Feste ein Liedsprecher aus Königsberg, begleitet von fahrenden Schülern, und es wechselt zwischen ihnen Gesang und heitere Dichtung. Bald folgt der Liedsprecher des Herzogs Konrad von Dels und ein blinder Sprecher aus dem Rheinlande, der die Gäste mit seinen Liedern so bezaubert, daß der Meister ihn mit zehn Mark und der Großkomthur und Trester jeder mit vier Mark belohnte. Im Jahr 1409 wandert auch der blinde Liedsprecher des römischen Königs nebst zwei ihn begleitenden Gefellen bis nach Marienburg, um da den Meister durch seine Gedichte zu erfreuen. . . . Zahlreich wie durch die Gauen Deutschlands zogen die Liedsprecher des Grafen von Werthheim, des Herzogs von Brieg, des Markgrafen von Meissen, des Landgrafen von Thüringen und vieler andern Fürsten und Herren bis in des Hochmeisters Hofburg, um hier die Ritter sowohl bei hohen Festgelagen, als auch zu andern Zeiten mit ihren Liedern zu ergögen. Aber auch aus den Städten Preußens selbst fanden sich nicht selten solche Dichterlinge im Ordenshause ein. Bald kommt der blinde Sprecher aus Graubenz, bald der Liedsprecher aus Oliva oder Elbing, und finden beim Meister fürstliche Belohnung; bald ziehen die Spielleute aus Thorn mit ihrem Liedsprechen durchs ganze Land von Stadt zu Stadt und werden in Marienburg reichlich beschenkt; bald wiederum erscheinen zu einem glänzenden Feste im Ordenshause aus Danzig dreißig Musikanten und an ihrer Spitze ein ausgezeichnete blinder Sprecher, der große Bewunderung erregt.

Arsene Guillot.

Von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

„Bald darauf,“ fuhr die Kanke fort, „zerbrach ich einen Spiegel, den er mir geschenkt hatte, und es war das ein Zeichen, daß Alles vorüber sei. Dadurch, daß ich mich selbst umbrachte, glaubte ich mich aber auch an ihm zu rächen, denn er mußte sich Vorwürfe machen. . . Das Fenster war offen und ich stürzte mich hinunter. . .“

„Das Unglück ist freilich ein schlechter Rathgeber, indessen giebt es doch auch Dinge, die man nie vergessen darf. Sie hatten das Glück zu glauben, da ich Sie in der Kirche eine Handlung verrichten sah, die darauf hindeuten schien. Die Religion hätte Sie also zurückhalten sollen, als Sie sich der Verzweiflung überlassen wollten. Sie haben Ihr Leben von Gott und können nicht eigenmächtig darüber verfügen. Doch ich thue Unrecht, daß ich Ihnen jetzt Vorwürfe mache; Sie fühlen Reue, Sie leiden Schmerzen und Gott wird Erbarmen mit Ihnen haben.“

Die Augen Arsenes füllten sich mit Thränen, und sie antwortete nach einiger Zeit: „Ach, Madame, Sie halten mich für besser, als ich bin. . . Sie glauben, ich sei fromm, Sie irren sich. . . Man hat mir keinen Unterricht gegeben, und wenn ich der Kirche eine Kerze weihete, so geschah es nur, weil ich nicht mehr wußte, was ich beginnen sollte. — Ich bin ein unglückliches Mädchen und man lebt in der Welt, wie es eben gehen will. Ich weihete der Kirche eine Kerze, weil meine Mutter sagte, wenn ein Mädchen dies gethan, finde sie binnen acht Tagen gewiß einen Herrn, der sich ihrer annehme. Aber ich bin häßlich geworden und ich gefalle Niemandem mehr. Es bleibt mir also nichts übrig, als zu sterben.“

Alles dies sprach das Mädchen hastig, unter Schluchzen und in einem Tone, der die Frau von Piennes fast noch mehr erschreckte, als die Sache selbst. Sie rückte unwillkürlich den Stuhl von dem Bette der Kranken zurück, ja sie hätte vielleicht das Stübchen verlassen, wenn ihr Mitleiden nicht größer gewesen wäre als ihr Abscheu. Es trat eine lange Pause ein und dann sprach die Frau von Piennes, ohne die Augen aufzuschlagen:

„Ihre Mutter? Unglückliche! Was wagen Sie zu sagen?“

„Meine Mutter war wie alle Mütter, d. h. alle unsere Mütter sind. Sie hatte die ihrige ernährt und ich habe sie ernährt. . . Zum Glück bin ich nicht auch Mutter. Sie schaudern, ich sehe es; ja, Sie sind wohlgezogen worden, haben niemals Noth gelitten. Wenn man reich ist, wird es leicht, tugendhaft zu bleiben. Ich würde es auch gewesen sein, wenn ich die Mittel dazu gehabt hätte. Ich habe mehrere Liebhaber gehabt, aber nur einen Mann geliebt, und dieser hat mich in die traurige Lage gebracht. Wäre ich reich gewesen, so würde er mich geheirathet haben und wir würden glücklich und geehrt gewesen sein. Ich spreche so offen mit Ihnen, obwohl ich sehe, was Sie von mir denken, mit Recht von mir denken. Aber Sie sind die einzige achtbare Frau, mit der ich in meinem Leben gesprochen habe und Sie scheinen so herzensgut zu sein, daß ich denke: Sie werden Mitleid mit mir haben, wenn Sie mich auch ganz kennen. Ich werde sterben und bitte Sie nur um eines, daß Sie eine Messe für mich in der Kirche lesen lassen, in der ich Sie zuerst gesehen habe.“

„Sie werden noch nicht sterben,“ entgegnete die Frau von Piennes, sehr bewegt; „Gott wird sich Ihrer erbarmen, arme Sünderin; Sie bereuen und er wird Ihnen verzeihen. Die, welche Sie erzogen, tragen größere Schuld als Sie. Fassen Sie Muth und hoffen Sie; besonders aber beruhigen Sie sich; zuerst muß der Körper geheilt werden; die Seele ist zwar auch krank, aber sie wird später auch genesen.“

Sie war dabei aufgestanden und drehte zwischen ihren Fingern ein Papier herum, das einige Louisdore enthielt. „Da,“ sagte sie endlich; „wenn Sie einen Wunsch haben sollten. . .“ Und sie schob das Geschenk unter das Kissen.

„Nein!“ rief Arsene aus, indem sie das Papier zurückwies; „ich will nichts von Ihnen, als was Sie mir versprochen haben. Leben Sie wohl; wir werden einander nicht wiedersehen. Lassen Sie mich in ein Hospital bringen, damit ich sterbe, ohne Jemandem zur Last zu fallen. Ein vornehme Dame hat für mich gebetet und ich bin zufrieden. Leben Sie wohl.“

Sie drehte dabei den Kopf soweit als möglich um und verhüllte ihr Gesicht in den Kissen.

„Arsene,“ sagte die Frau von Piennes ernst. „Ich habe Pläne mit Ihnen; Sie fühlen Reue und ich werde für Sie sorgen, so daß Sie sich bald selbst werden achten können.“ Sie ergriff ihre Hand und drückte sie sanft. Die Kranke bedeckte sie mit Thränen und Küßen.

„Beruhigen Sie sich,“ fuhr die Frau von Piennes fort; „ich weiß nun alles und kenne Sie besser als Sie sich selbst kennen. Ich werde Ihnen zunächst einen mir befreundeten Geistlichen schicken, den Sie anhören mögen; auch gute Bücher sollen Sie erhalten. Sind Sie genesen, dann beschäftigen wir uns mit Ihrer Zukunft.“

Die Frau von Piennes sandte wirklich einen Geistlichen, der die Kranke zur Reue ermahnte. Auch war die Reue für die arme Arsene nicht schwer, die von dem Leben nur das Leid kennen gelernt hatte. Sagt man einem Unglücklichen: es ist Deine Schuld, so wird er es bald glauben; verüßt man den Vorwurf aber mit einigem Troste, so verspricht er für die Zukunft Alles.

Eines Morgens, als die Frau von Piennes sich mit ihrer Toilette beschäftigte, klopfte ein Diener bescheiden an die Thüre ihres Allerheiligsten, des Boudoirs, und übergab dem Kammermädchen eine Karte, die ein junger Mann gebracht hatte.

„Mar ist in Paris!“ rief die Frau von Piennes aus, als sie die Karte ansah; „geh schnell, Josephine, und sage dem Herrn von Salligny, er möge mich in dem Salon erwarten.“

Einen Augenblick nachher hörte man im Salon kichern und Josephine kam mit hochgerötheten Wangen zurück.

„Was giebt es?“ fragte die Frau von Piennes.

„Nichts, Madame; Herr von Salligny sagte bloß, ich sei hübscher geworden.“

Salligny war vor zwei Jahren ein Liebling Josephinens gewesen und hatte der Gebieterin derselben eifrig den Hof gemacht. Er war der Messe eines vertrauten Freundes der Frau von Piennes und erschien mit seiner Lante sehr häufig in deren Hause.

(Fortsetzung folgt.)



Arsene Guillot.

Von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

Er galt für ein mauvais-sujet, dabei aber „für den besten Menschen von der Welt.“ Seine Tante hatte mehrmals versucht, ihn aus der Lebensweise herauszureißen, die er führte, aber der Reiz derselben war immer mächtiger gewesen, als der gute Rath der Tante. Max war etwa zwei Jahre älter, als die Frau von Piennes; sie hatten einander schon als Kinder gekannt, und er schien sie zu lieben, ehe sie sich verheirathete. Sie hätte ihn wohl auch geheirathet und ihn vielleicht zu einem guten Ehemanne gemacht; aber man erfuhr so viele Streiche von dem jungen Manne, daß die Aeltern Elifens von der Verbindung mit ihm nichts wissen wollten. Auch bewarb sich um diese Zeit der Herr von Piennes um ihre Hand, und er erhielt dieselbe, da er reich und von guter Familie war, auch den Vorzug besaß, daß er sich neun Monate des Jahres allein auf seinen Gütern aufzuhalten pflegte.

Die Frau von Piennes beendigte ihre Toilette bald und eilte dann in den Salon, wo Max von Saligny sie erwartete. Vor der Thür des Zimmers hörte sie ihn auf dem Piano spielen und mit angenehmer Stimme die neapolitanische Barcarole dazu singen:

Addio Teresa,
Teresa, addio!
Al mio ritorno
Ti sposero.

Sie öffnete die Thür, unterbrach den Sänger und reichte ihm die Hand.

„Wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen, armer Max! — Ich habe es sehr bedauert, daß ich nicht nach Rom kommen konnte, als Ihre gute Tante dort erkrankte. Ich weiß aber, wie liebevoll Sie die Kranke gepflegt haben, und danke Ihnen für das letzte Andenken von ihr, das Sie mir sandten. Ach, daß sie so fern von der Heimath sterben mußte!“

„Meine Tante,“ entgegnete Max endlich, „sagte während ihrer Krankheit häufig zu mir: „Wann ich nicht mehr bin, bleibt doch die Frau von Piennes, die Dich ausschelten kann. Sorge dafür, daß sie dies nicht zu oft zu thun nöthig hat.“

„Ich hoffe, jetzt eine Sinecure zu haben. Sie sollen ja, wie man mir sagt, sich ganz geändert und gebessert haben.“

„Ich habe allerdings meiner armen Tante versprochen, anders zu werden.“

„Und Sie halten Wort?“

„Ich gebe mir Mühe. Unterwegs ist es freilich leichter, als in Paris. Ich bin erst seit einigen Stunden hier und habe bereits zwei Versuchungen widerstanden. Auf dem Wege zu Ihnen begegnete ich einem ehemaligen Freunde, der mich einlud, mit ihm und einer Anzahl lustiger Brüder zu Mittag zu essen und — ich hatte den Muth, die Einladung auszuschlagen.“

„Sie thaten wohl daran.“

„Vielleicht; aber darf ich es gestehen? Ich that es nur, weil ich hoffte, von Ihnen eingeladen zu werden.“

„Das ist Schade. Ich speise heute nicht zu Hause; aber morgen . . .“

„So kann ich auch nicht mehr für mich stehen, und Sie sind für die Mahlzeit verantwortlich, die ich halten werde.“

„Max, die Hauptsache ist ein guter Anfang. Gehen Sie nicht zu jenem Diner Ihrer ehemaligen Freunde. Ich speise bei der Madame Darsenay; kommen Sie Abends dahin; wir plaudern mit einander.“

„Madame Darsenay ist eine langweilige Frau; sie wird mir hundert Fragen vorlegen, und so wie ich mich kenne, werde ich vielleicht ungehörig antworten. Uebrigens hat sie eine lange dürre Tochter, die vielleicht noch nicht verheirathet ist.“

„Sie ist ein allerliebstes Mädchen, und Sie thun Unrecht, so von ihr zu sprechen.“

„Wohl, aber würde es nicht aussehen, als strebe ich zu eifrig nach ihrer Bekanntschaft, wenn ich mich schon in ihrem Hause einfände, da ich doch heute erst angekommen bin?“

„Nun, wie Sie wollen, aber, Max, als Freundin Ihrer Tante habe ich das Recht, offen mit Ihnen zu sprechen: meiden Sie Ihre sonstigen Bekanntschaften. Die Zeit hat natürlich viele Verbindungen zerrissen, die Ihrer nicht würdig waren; knüpfen Sie dieselben nicht wieder an. . . In Ihrem. . . in unserem Alter muß man verständig sein. . . Doch lassen wir das Predigen und Rathgeben und erzählen Sie mir, was Sie gethan haben, seit wir uns nicht sahen. Ich weiß nichts weiter, als daß Sie in Deutschland und Italien waren. Zwei Mal haben Sie mir geschrieben, nicht mehr, und durch zwei Briefe in zwei Jahren kann ich nicht viel erfahren haben. . .“

„Ja, ich bin ein sündhafter Mensch und, ich darf es nicht verschweigen, ein sehr fauler . . . Wohl zwanzig Briefe an Sie habe ich angefangen; aber was konnte ich Ihnen sagen, das Sie interessirt hätte? Ich bin ein sehr schlechter Brieffschreiber . . . Hätte ich Ihnen allemal geschrieben, wenn ich an Sie dachte, so würde ich in Italien nicht genug Papier gefunden haben.“

„Nun, womit haben Sie sich beschäftigt? Wie verbrachten Sie Ihre Zeit? Mit Brieffschreiben also nicht.“

„Beschäftiget? — Sie wissen, daß ich mich leider eben nicht beschäftige . . . Ich habe gesehen und bin umhergelaufen. Ich wollte malen, aber der Anblick so vieler schöner Gemälde hat mich von meiner unseligen Leidenschaft vollkommen geheilt. Dann hätte der alte Ribby fast einen Alterthümer aus mir gemacht . . . Ich ließ auf seinen Rath einmal Nachgrabungen anstellen, wobei man eine zerbrochene thönerne Pfeife und ich weiß nicht, wie viele alte Scherben fand . . . In Neapel nahm ich Unterricht im Singen, habe es aber auch nicht weiter gebracht.“

„Ihre Musik behagt mir nicht, obgleich Sie eine schöne Stimme haben und gut singen . . . Sie kommen dadurch in Berührung mit Leuten, mit denen Sie nur zu viel umgehen . . .“

„Ich verstehe; aber in Neapel war es, als ich mich dort befand, gar nicht gefährlich . . . Die Prima Donna zeichnete sich durch ihren körperlichen Umfang aus und die Seconda Donna hatte einen Mund und eine Nase, die ein Curiositäten-cabinet geziert haben würden . . . So sind zwei Jahre vergangen, ich weiß nicht wie. Ich habe nichts gethan, nichts gelernt, habe aber zwei Jahre gelebt, ohne es zu bemerken.“

„Ich möchte Sie beschäftigt sehen, denn der Müßiggang wird für Sie gefährlich werden.“

„Um offen zu sein, hat meine Reise doch den Vortheil gehabt, daß ich auch beim Nichtsthun nicht müßig zu sein lernte. Wenn man schöne Dinge sieht, langweilt man sich nicht, und das ist namentlich bei mir von großer Bedeutung, da ich stets der Gefahr ausgesetzt bin, Dummheiten zu begehen, wenn ich mich langweile . . . Ich bin ordentlich geworden und habe selbst einige Arten vergessen, wie man sein Geld los wird. Meine gute Tante hatte meine Schulden bezahlt und ich habe keine wieder gemacht, will auch keine wieder machen. Sie lächeln? Glauben Sie an meine Bekehrung nicht? Verlangen Sie Beweise? Hören Sie mich an . . . Famin, der Freund, der mich einlud, wollte mir sein Pferd verkaufen, ein herrliches Thier; ich hatte Lust, den Handel abzuschließen, aber ich sagte mir bald, daß ich nicht reich genug sei, die 5000 Fres. dafür auszugeben, und ich werde zu Fuß gehen.“

„Vortreflich, Mar; aber wissen Sie, was Sie thun müssen, um auf dem betretenen guten Wege zu bleiben? Sie müssen heirathen.“

„Heirathen? Warum nicht? Aber welche Dame würde mich annehmen? Und dann giebt es auch keine mehr, wie ich sie mir wünsche . . .“

Die Frau von Piennes erröthete ein wenig und er fuhr fort, ohne es zu bemerken:

„Wenn eine Dame mich wählte, wäre es fast ein Grund, daß ich sie nicht nähme.“

„Warum dies? Welche Thorheit!“

„Sagt nicht auch Othello irgendwo! — ich glaube, um sich bei sich selbst wegen seines Argwohnes gegen Desdemona zu rechtfertigen — die Frau, die ihn, den Schwarzen, gewählt habe, müsse einen ganz verdorbenen Geschmack gehabt haben. Kann ich nicht auch sagen: eine Dame, die mich heirathen will, muß sehr barock sein?“

„Sie sind allerdings ein solcher Bruder Lieberlich gewesen, daß man Sie nicht leicht schlimmer schildern kann als Sie sind. Sprechen Sie also immerhin so von sich selbst, viele Leute werden Ihnen auf's Wort glauben . . . Ich bin indessen auch überzeugt, daß, wenn Sie eine Dame liebten, die Ihre Achtung befißt . . .“

Die Frau von Piennes konnte mit Mühe den Satz zu Ende bringen und Mar, der sie mit höchster Spannung ansah, half ihr nicht, einen passenden Schluß dazu zu finden.

„Sie auch verdienen würden, von ihr geliebt zu werden,“ setzte sie endlich hinzu.

„O, wenn weiter nichts dazu gehörte, geliebt zu werden, als selbst zu lieben! . . . Was Sie da sagen, hält nicht Stich . . . Machen Sie eine muthige Frau für mich aussindig und ich heirathe sie. Wenn sie nicht gar zu häßlich ist, könnte ich mich wohl noch in sie verlieben, da ich doch noch nicht sehr alt bin. Für das Uebrige müßten Sie mir stehen.“

„Woher kommen Sie jetzt?“ unterbrach ihn die Frau von Piennes ernst.

Mar sprach sehr lakonisch von seinen Reisen, aber seine kurzen Bemerkungen verriethen doch, daß er über das Gesehene auch nachgedacht hatte. Nach einiger Zeit empfahl er sich und versprach, Abends bei der Frau von Darsenay zu erscheinen.

Er kam nicht und die Frau von Piennes grollte ihm deshalb ein wenig. Dagegen fand er sich am andern Morgen bei ihr ein, um sich bei ihr zu entschuldigen; er sprach aber mit so unsicherer Stimme und hielt dabei die Augen so auffallend niedergeschlagen, daß die Frau von Piennes leicht errieth, daß er wiederum gesündigt habe. Als er zu Ende gekommen war, drohete sie ihm mit dem Finger.

„Sie glauben mir nicht?“ fragte er.

„Nein; zum Glücke können Sie aber noch nicht lügen. Sie sind nicht ausgeblieben, weil Sie von Ihren Reisetrapazen ausgeruheten . . .“

„Nun ja,“ antwortete Mar lächelnd, „Sie haben Recht . . . Ich habe mit meinen Freunden gespeiset, dann an einem andern Orte mit ihnen Thee getrunken und endlich — gespielt.“

„Und Sie haben natürlich verloren?“

„Nein, ich habe gewonnen.“

„Desto schlimmer . . . Ich hätte es lieber gesehen, wenn

Sie verloren, recht viel verloren hätten. Vielleicht wäre Ihnen da die Lust am Spiel verleidet worden."

Sie bückte sich über ihre Arbeit.

"War große Gesellschaft bei Mad. Darsenay?" fragte Max schüchtern.

"Nein, eine sehr kleine."

"Keine heirathsfähigen Mädchen?"

"Nein."

"Ich rechne noch immer auf Sie. . . Wissen Sie, was Sie mir versprochen haben?"

"Ich habe noch keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken."

Es lag in dem Tone der Frau von Piennes etwas Gezwungenes, was er an ihr noch nicht kannte. Nach einer ziemlich langen Pause fuhr er recht demüthig fort: "Sie sind unzufrieden mit mir? Warum zürnen Sie mir so sehr wie meine Tante, um mir dann doch zu verzeihen? Soll ich Ihnen versprechen, nie wieder zu spielen?"

"Wenn man etwas verspricht, muß man auch die Kraft in sich fühlen, das Versprechen zu halten."

"Ein Versprechen, das ich Ihnen gebe, halte ich gewiß."

"Nun, so nehme ich es an, Max," sagte sie, indem sie ihm die Hand reichte.

"Ich habe elfhundert Francs gewonnen; wollen Sie das Geld für Ihre Armen haben?"

Sie zögerte einen Augenblick und sagte dann:

"Warum nicht?"

Er zog sein Portefeuille heraus, um Banknoten herauszunehmen. In dem halbgeöffneten Portefeuille glaubte die Frau von Piennes ein weibliches Portrait zu bemerken. Max erröthete, schlug das Portefeuille rasch wieder zu und reichte der Dame das Geld hin.

"Ich möchte wohl das Portefeuille sehen. . . wenn es möglich ist," setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu.

Max stammelte einige unverständliche Worte und bemühte sich, die Aufmerksamkeit der Frau von Piennes abzulenken.

Ihr erster Gedanke war, das Bild im Portefeuille sei das Portrait irgend einer schönen Italienerin, aber die große Verlegenheit des jungen Mannes erregte bald einen andern Verdacht in ihr. Sie hatte früher ihr eignes Portrait der Frau von Aubre gegeben und bildete sich ein, Max habe sich desselben bemächtigt. Das hielt sie für höchst unschicklich. Sie sagte anfangs nichts, aber als Herr von Salligny fortging, bemerkte sie: "Ihre Tante hatte ein Portrait von mir und ich wünsche dasselbe wieder zu erhalten. Suchen Sie es und bringen Sie es mir; Sie werden mir Vergnügen machen."

Den andern Tag hatte Max das Portrait gefunden und brachte es mit ziemlich gleichgiltiger Miene zurück. Er habe, sagte er, die Ähnlichkeit nie groß gefunden. Von diesem Augenblicke an hielt er sich nie lange mehr bei der Frau von Piennes auf, der er zu grob schien. Sie erklärte sich seine Verstimmlung durch sein Streben, seinen bösen Neigungen zu widerstehen.

Etwa vierzehn Tage nach der Ankunft des Herrn von Salligny besuchte die Frau von Piennes ihre Schutzbefohlene, Arsene Guillot, die sie nicht vergessen hatte. Sie fand die Kranke noch niedergeschlagener als gewöhnlich, und erbot sich, ihr etwas vorzulesen. Das arme Mädchen hätte gewiß lieber geplaudert, als eine Vorlesung wie die vorgeschlagene angehört, denn es handelte sich natürlich um ein sehr ernstes Buch, und Arsene hatte bisher nichts als Leihbibliotheken-Romane gelesen. Die Frau von Piennes nahm ein Gebetbuch und las; bei der dritten Seite aber schon geschah, was bei jedem andern Werke auch geschehen sein würde; es trat das Unvermeidliche ein; Arsene, die in der letzten Nacht nicht geschlafen hatte, schloß die Augen und schlummerte ein. Die Frau von Piennes legte still das Buch hin und da die Wärterin ausgegangen war, mußte sie bleiben bis zur Rückkunft derselben. Sie suchte sich mit irgend etwas zu beschäftigen. In einem kleinen Cabinet neben dem Alcoven stand ein Tisch mit Tinte und Feder; sie setzte sich dahin und schrieb ein Briefchen. Während sie eine Oblate suchte, trat Jemand geräuschvoll in das Zimmer, so daß die Kranke geweckt wurde. "Mein Gott! Was seh' ich?" rief Arsene mit so veränderter Stimme, daß Frau von Piennes darüber erschraf.

"Ich erfahre schöne Dinge! Was soll denn das bedeuten? Sich durch das Fenster hinauszustürzen! Das ist ja unsinnig."

Ich weiß nicht, ob ich die Worte genau berichte; der Sinn aber ist es von dem, was der Eintretende sagte, in dem die Frau von Piennes sogleich Max von Salligny erkannte. Es folgten hierauf einige Ausrufungen Arsene's, dann ein ziemlich hörbarer Kuß. Endlich begann Max wiederum: "Arme Arsene, in welchem Zustande finde ich Dich wieder? Und ich hätte Dich nicht einmal ausfindig gemacht, wenn mir nicht Julie Deine letzte Adresse gegeben hätte. Hast Du ganz den Kopf verloren?"

"Ach, Salligny, wie glücklich bin ich, und wie bereue ich, was ich gethan habe. Du wirst mich nicht mehr häßlich finden, wirst mich nicht mehr mögen. . ."

"Warum hast Du mir aber nicht geschrieben, daß Du Geld brauchtest? Warum verlangtest Du keines von dem Commandanten? Was ist aus Deinem Ruffen geworden?"

Die Frau von Piennes hatte sich Anfangs, als sie die Stimme Maxens hörte, fast so sehr gewundert als Arsene; sie war so überrascht, daß sie sich nicht sogleich zeigen konnte; dann überlegte sie, ob sie sich überhaupt zeigen dürfe. Während sie so zögerte, hörte sie das erwähnte vertrauliche Gespräch und sah ein, daß sie noch mehr hören würde, wenn sie länger verborgen bliebe. Sie erschien deshalb in dem Zimmer mit der ruhigen stolzen Haltung, welche tugendhafte Personen selten verlieren.

"Max," sagte sie, "Sie werden der Kranken schaden; gehen Sie jetzt und kommen Sie nach einer Stunde zu mir."

Max war todtenbleich geworden, als er die Frau von Piennes an einem Orte erscheinen sah, wo er sie am allerwenigsten erwartet hatte. Auch wollte er ihr sogleich gehorchen und ging nach der Thüre zu.

„Du gehst? Du gehst?“ fragte Arsene, indem sie sich mit Anstrengung im Bett aufrichtete.

„Mein Kind,“ sagte die Frau von Piennes, indem sie ihre Hand ergriff, „hören Sie mich an und erinnern Sie sich an das, was Sie mir versprochen haben.“ Dann sah sie Mar, der sich darauf wirklich entfernte, ruhig aber ernst an. Arsene sank auf das Bett zurück und wurde ohnmächtig, als sie ihn fortgehen sah.

Die Wärterin erschien bald und Arsene kam wieder zu sich. Anfangs blickte sie suchend in dem Zimmer umher, dann wendete sie ihre großen schwarzen Augen auf die Frau von Piennes und sagte:

„Er ist Ihr Gatte?“

„Nein,“ antwortete Frau von Piennes, leicht erröthend, aber ohne daß der freundliche Ton ihrer Stimme sich änderte; „Herr von Saligny ist mit mir verwandt.“ — Sie glaubte, sich diese kleine Lüge erlauben zu können, um die Herrschaft zu erklären, die sie über ihn ausübte.

„Dann,“ fuhr Arsene fort, „dann liebt er Sie!“ Und ihre funkelnden Augen ruheten unverwandt auf der Dame.

„Er . . .“ — Ein Bliz leuchtete auf der Stirn der Frau von Piennes; ihre Wangen bedeckten sich einen Augenblick mit hoher Röthe und ihre Stimme erstarb auf ihren Lippen. Bald aber fand sie ihre Heiterkeit wieder. — „Sie irren sich,“ sagte sie in ernstem Tone. „Herr von Saligny sah ein, daß er unrecht that, in Ihnen Erinnerungen zu wecken, welche glücklicher Weise aus Ihrem Gedächtnisse geschwunden waren. Sie hatten vergessen . . .“

„Vergessen!“ rief Arsene mit dem Lächeln eines gefallenem Engels aus.

„Ja, Arsene, Sie haben allen thörichten Ideen einer Zeit entsagt, die nicht wiederkommen wird . . . Ihre sündhafte Verbindung hat ja Ihr Unglück herbeigeführt; bedenken Sie . . .“

„Er liebt Sie nicht?“ unterbrach sie Arsene, ohne auf sie zu hören: „er liebt Sie nicht und verfehlt Sie mit einem Blicke? Ich sah Ihre Augen und die seinigen . . . Ich irre mich nicht . . . Und — es ist Recht so . . . Sie sind schön, jung, reich, ich bin entstellt, verkrüppelt — dem Tode nahe . . .“

Sie konnte nicht weiter sprechen; es stellte sich ein krampfhaftes, so heftiges Schluchzen ein, daß die Wärterin den Arzt holen mußte.

Allmählig trat an die Stelle der Aufregung der Kranken eine große Abspannung, welche die Frau von Piennes für Ruhe hielt. Sie fuhr deshalb in ihren Ermahnungen gegen Arsene fort, die indes auf die schönen Gründe nicht hörte, nach denen sie die himmlische Liebe der irdischen vorziehen sollte. Sie dachte an die Gegenwart, während ihre Gönnerin von der Zukunft und dem Himmel sprach.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur

Am Theetisch. Von Therese. (Braunschweig, Bieweg.)

Dies neueste Buch Theresens (der Frau von Bacharach) soll, wie sie selbst erklärt, am Theetisch, zwischen einer Tasse Thee und einem Besuch gelesen werden, wenn man eben nicht weiß, was man lesen soll. Uns kommt das Buch wie ein literarischer Rippstich vor; sein bunter Inhalt gleicht den niedlichen Figürchen und Gegenständen, die eine elegante Dame in ihrem Zimmer aufstellt, die man einmal mit Vergnügen betrachtet, die aber eigentlich gar keinen Werth haben. Die Verf. giebt eine Novelle und eine Recension über „Thomas Thyrnau,“ Reisebriefe über Holland und Belgien, über die Schweiz, Magdeburg, Leipzig, Dresden, Baireuth und Nürnberg, Erinnerungen aus Straßburg, aus Weimar (zu Goethes Zeit), aus Petersburg etc. Alles ist leicht und anspruchslos geschrieben, wie wohl am Theetisch eine geistreiche Frau erzählt, die viel gesehen und erfahren hat. Es lassen sich deshalb auch manche interessante Notizen aus ihren Schilderungen entlehnen, z. B. „Komisch ist die Sitte der Stövchen in Holland. Sobald man ein Haus betritt, so wird einem statt des Fußstoffs ein Feuerfaß untergeschoben. Es ist bei den Holländern zur Höflichkeitsform geworden.“

„Sonderbar ist auch die Sitte, die Geburt eines Kindes durch ein an die Hausthür gehängtes mit Spizen zierlich bezogenes Schild anzukündigen, das meist rosenfarbig ist. Diese seltsamen Geburtsaffichen hingen an vielen Häusern. Ist ein Sohn geboren, so ist das ganze Schild von Spizen, ist es ein Mädchen, so wird ein Stückchen weißes Papier in die Mitte gesteckt.“

„Aus einem Gewinde Zwirn, das 12 Frcs. kostet, machen die kunstfertigen Hände (in Brüssel) für 48,000 Frcs. Spizen.“

„In den weitläufigen Treibhäusern des Kaisers in Petersburg werden jährlich 1500 Klafter Holz verbrannt.“

„Das Wohnzimmer des Kaisers gleicht dem eines Privatmannes, es enthält nur eine Bibliothek, Karten, Mobelle von Kanonen und anderem Kriegsgeräth und ein Feldbett, auf dem nichts als ein Strohsack zu finden ist.“

Auch geistreiche Gedanken sind nicht selten, z. B.: die Heimath ist im Deutschen weiblichen Geschlechts, weil sie so sanft, so liebevoll, ruhe- und schugbietend wie eine Mutter ist, die den Heimkehrenden mit zärtlichen Umarmungen empfängt. Anders ist das Wort: Vaterland. Es gehört dem Manne, es weckt erhabene Gefühle, ruft Thaten hervor, stählt den Muth; es ist wie ein großes Wolkenbild, das alle Augen fesselt und alle Herzen schlagen macht.“



Arsene Guillot.

Von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

Die plötzliche Ankunft des Herrn von Saligny hatte anfangs freundliche Hoffnungen in dem Herzen Arsenes geweckt, aber sie waren vor den Blicken der Frau von Piennes noch schneller wieder geschwunden. Arsene sah sich nach einem minutenlangen glücklichen Traume von neuem in der traurigen Wirklichkeit, die nun hundert Mal schrecklicher war, weil sie eine kurze Zeit vergessen gewesen. Ihr Arzt wird Ihnen sagen, Madame, daß die Schiffbrüchigen, wenn sie in der Pein des Hungers von dem Schlafe überfallen werden, von den köstlichsten Mahlzeiten träumen. Sie erwachen dann noch hungerriger und wünschen, sie hätten nicht geträumt. Arsene litt in derselben Weise. Sonst hatte sie Mar geliebt, wie sie lieben konnte; sie hätte immer bei ihm sein mögen; sie sprach stets von ihm. Als Mar abreisete, hatte sie viel geweint; sie nahm zwar die Huldigungen eines Russen an, aber die Liebe zu Mar blieb für sie eine angenehme Erinnerung, in der sie bisweilen seufzete. Als sie sich endlich ganz verlassen sah, als die Noth und Armuth sie niederdrückten, erschien ihr jene Liebe immer reiner und reiner, weil die Erinnerung daran kein Bedauern in ihr erregte, sondern Stolz. Er hat mich geliebt! war der Gedanke, der sie aufrecht hielt, und einen Augenblick hatte sie gehofft, sagen zu können: er liebt mich noch.

Während sie sich nun ihren traurigen Gedanken überließ, setzte die Frau von Piennes mit Eifer ihre Ermahnungen fort und schloß endlich mit den Worten, bei denen die Thränen der Kranken noch reichlicher flossen: „Sie werden ihn nicht wieder sehen, aber fassen Sie Muth, Gott wird Sie nicht verlassen.“

Eine noch schwerere Pflicht, ein zweiter Sünder erwartete die Frau von Piennes und sie dachte, trotz dem Einflusse, den sie auf diesen zu haben glaubte, nicht ohne Besorgniß an den Kampf, in den sie sich einlassen sollte. Sie trat deshalb in eine Kirche, um Gott um Stärkung zu bitten.

Als sie in ihrer Wohnung ankam, meldete man ihr, daß Mar von Saligny sie erwarte. Sie fand ihn blaß und sehr bewegt. Sie setzten sich beide nieder. Mar wagte nicht den Mund zu öffnen und auch die Frau von Piennes saß eine lange Zeit schweigend da. Endlich begann sie mit den Worten:

„Mar, ich werde Ihnen keine Vorwürfe machen.“

Er richtete den Kopf ziemlich stolz empor, als aber ihre Blicke einander begegneten, schlug er sogleich die Augen nieder.

„Ihr Herz,“ fuhr sie fort, „sagt Ihnen in diesem Augenblicke mehr als ich Ihnen sagen könnte. . . Gott hat Ihnen heute eine empfindliche Lehre gegeben und ich hoffe, nicht vergebens. . .“

„Ich weiß kaum, was geschehen ist,“ antwortete er; „das unglückliche Mädchen hat sich durch das Fenster herab auf die Straße gestürzt, ich besitze aber nicht die Eitelkeit oder ich fühle vielmehr nicht den Schmerz, zu glauben, daß unser früheres Verhältniß sie zu diesem thörichten Schritte getrieben haben könnte.“

„Sagen Sie lieber, daß Sie früher die Folgen nicht vorhersehen, Mar. Als Sie das junge Mädchen in das Unglück stürzten, glaubten Sie nicht, daß sie eines Tages Hand an ihr Leben legen würde.“

„Madame,“ entgegnete Mar mit ziemlicher Heftigkeit, „ich habe sie nicht in das Unglück gestürzt, ich liebte sie, allerdings, ich gestehe es, wie man Mädchen dieser Classe lieben kann, aber das Verhältniß ist längst aufgelöst. . . Die Noth hat sie zu dem Schritte getrieben; es thut mir leid, aber ich habe mir keinen Vorwurf zu machen.“

„Nach der gewöhnlichen gesellschaftlichen Moral sind Sie vielleicht nicht schuldig, wir wollen darüber nicht streiten, aber ein Versprechen werden Sie mir gewiß geben. Die Unglückliche fühlt Reue und wir können alles von ihr hoffen. . . Gehen Sie nicht wieder zu ihr, denn ihr Herz schwankt noch zwischen dem Guten und dem Bösen und Sie haben leider weder den Willen, noch vielleicht auch die Kraft, ihr nützlich zu sein.“

„Was verlangen Sie von mir! Ist es nicht vielmehr meine Pflicht, daß ich das Mädchen nicht verlasse, da sie jetzt krank, gefährlich krank ist?“

„Das ist wieder gewöhnliche Moral, aber nicht die meiste. Je schwerer ihre Krankheit ist, um so unerlässlicher ist es, daß Sie die Kranke nicht sehen.“

„Ich kann nicht glauben, daß Sie im Ernst so sprechen, Madame; es wäre grausam von mir, wenn ich sie jetzt verliesse. Meine Ehre verlangt es, daß ich ihr beistehle; ich kann und darf sie nicht hilflos lassen. . .“

„Es wird ihr nicht an Hilfe fehlen. . . Mar, antworten Sie mir: lieben Sie das Mädchen?“

„Ich liebe sie, ja, — nein, ich liebe sie nicht. Das Wort „Liebe“ paßt hierher nicht. Ich suchte bei ihr ein ernsteres Gefühl zu vergessen, das ich bekämpfen mußte. . . Das kommt Ihnen lächerlich, unbegreiflich vor? Nun, — es ist nicht die schlechteste Handlung in meinem Leben. Wenn wir Männer nicht bisweilen Gelegenheit und Mittel hätten, unsere Gefühle und Leidenschaften zu vergessen, so . . . hätte ich mich vielleicht durch das Fenster hinausgestürzt. Aber, ich weiß nicht, was ich spreche. Sie können mich nicht verstehen, ich verstehe mich kaum selbst.“

„Ich fragte Sie, ob Sie das Mädchen lieben,“ begann die Frau von Piennes mit einigem Zögern und mit niedergeschlagenen Augen von neuem, „weil, wenn Sie nur — Freundschaft für sie fühlten, Sie ohne Zweifel den Muth haben würden, ihr durch einen kleinen Schmerz eine große Wohlthat zu erzeugen. Mar, es handelt sich um ihr Seelenheil und sie muß eine Zeit ganz vergessen, an die Ihre Anwesenheit sie zu lebhaft erinnern würde.“

Mar schüttelte den Kopf, ohne zu antworten. Er gehörte nicht zu denen, welche glauben, und das Wort „Seelenheil“, das so viel über die Frau von Piennes vermochte, fand einen sehr schwachen Widerhall in seinem Herzen. Aber über diesen Punkt war mit ihr nicht zu streiten; er vermied es immer, ihr seine Zweifel zu enthüllen, und schwieg deshalb auch diesmal. Leicht war es zu sehen, daß er nicht überzeugt war.

„Ich werde die Sprache der Welt mit Ihnen reden,“ fuhr die Frau von Piennes fort, „wenn Sie unglücklicherweise keine andere verstehen. Sie haben ein einfaches Rechenexempel vor sich. Das Mädchen gewinnt nichts, wenn Sie zu ihr gehen, wohl aber kann sie dabei viel verlieren. Nun wählen Sie.“

„Madame,“ entgegnete Mar mit bewegter Stimme, „Sie zweifeln hoffentlich nicht mehr daran, daß mich kein anderes Gefühl, als das sehr natürliche der Theilnahme zu Arsene führen kann. Welche Gefahr sollte dabei sein? Keine. Zweifeln Sie an mir? Glauben Sie, ich könnte dem guten Rathe entgegenwirken, den Sie ihr geben? Alles Unangenehme ist mir zuwider; können Sie es für möglich halten, daß ich in tabulwerthen Absichten eine Sterbende besuchen will? Ich wiederhole es Ihnen, Madame, es führt mich zu ihr ein Gefühl der Pflicht, ich suche bei ihr eine Buße, eine Strafe, wie Sie wollen.“

„Eine Buße? Eine Strafe?“ wiederholte die Frau von Piennes. „Nun ja, Sie folgen vielleicht, Ihnen unbewußt, einer Stimme von oben. Gehen Sie also, besuchen Sie das Mädchen; sie wird vielleicht das Werkzeug Ihrer Rettung.“

Mar verstand vielleicht nicht, was die Frau von Piennes mit der Stimme von oben meinte; er wunderte sich deshalb über ihre plötzliche Sinnesänderung; er wußte nicht, welcher Ursache er sie zuschreiben und wie er der Dame danken sollte.

„Nur eines verlange ich von Ihnen, Mar,“ fuhr die Frau von Piennes fort.

Sie hielt einen Augenblick inne und Mar nickte zum Zeichen, daß er sich Allem unterwerfe.

„Ich verlange, daß Sie die Kranke nur in meiner Gegenwart sehen.“

Er machte eine Geberde der Verwunderung, erklärte aber sofort, daß er dieser Forderung nachkommen werde.

„Ich traue Ihnen nicht ganz,“ setzte die Dame lächelnd hinzu. „Wenn ich Sie aber beaufsichtige, können Sie mich vielleicht unterstützen, und ich hoffe, daß Ihre Nachgiebigkeit nicht ohne Lohn bleiben werde.“

Sie reichte ihm bei diesen Worten die Hand, und sie kamen überein, daß Mar am anderen Tage zu Arsene gehen, die Frau von Piennes aber die Kranke auf diesen Besuch vorbereiten solle. Sie glaubte nämlich, die Neue Arsene's würde auf Mar einen heilsamen Eindruck machen, und das christliche Ende (das ohne Zweifel nahe war) eines Mädchens, das er geliebt, seinen Unglauben erschüttern. In dieser Hoffnung hatte sie Mar plötzlich den Besuch erlaubt, gegen welchen sie im Anfange eifrig gesprochen.

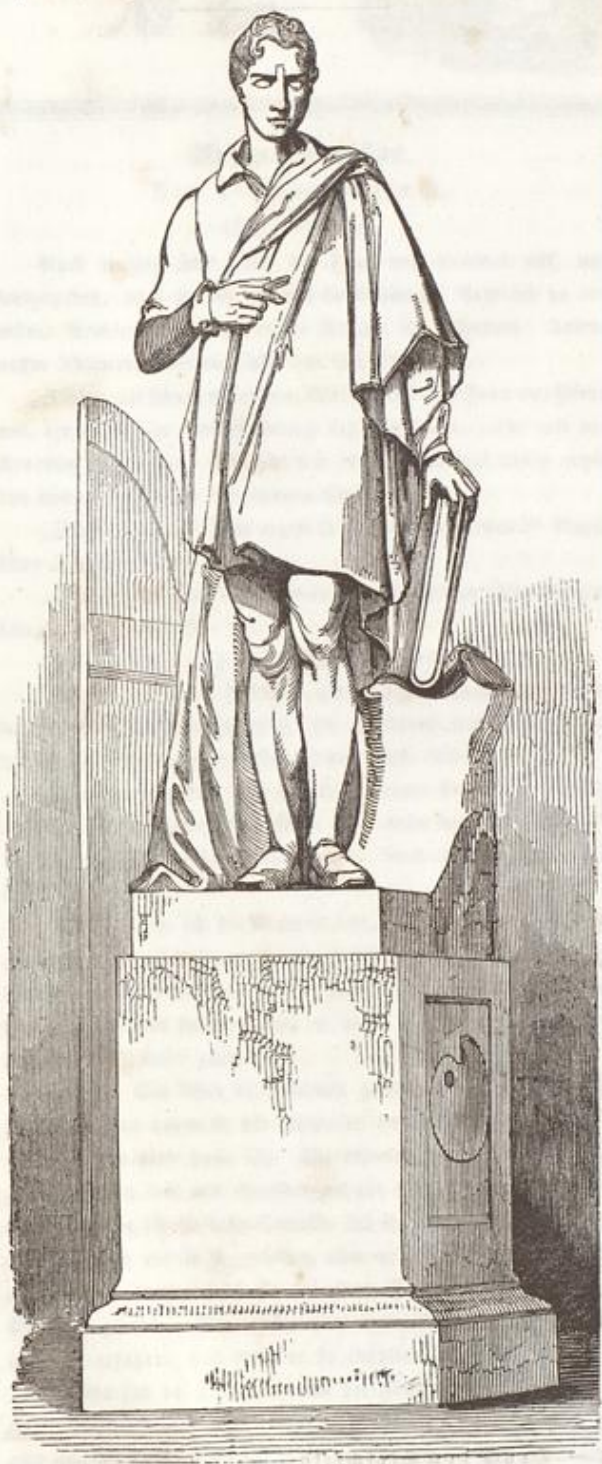
Am anderen Tage begab sich demnach die Frau von Piennes zu ihrer Kranken, die sie zwar sehr schwach und niedergeschlagen, aber doch ruhiger und ergebener fand, als sie zu hoffen gewagt hatte. Sie sprach allerdings wieder von dem Herrn von Saligny, aber weit gemäßigter als am Tage vorher, und ermahnte sie, ihre Neue dem ehemaligen Geliebten zu zeigen, ihm ein Beispiel von der Lebensänderung und der Ruhe des Gewissens zu geben, welche eine Folge davon sei. Diesen christlichen Ermahnungen fügte sie sodann einige weltliche Gründe hinzu, z. B. daß sie, wenn sie Herrn von Saligny wirklich liebe, vor Allem dessen Glück wünschen müsse, und daß sie durch ihre völlige Aenderung die Achtung eines Mannes verdienen würde, der wohl eine Art von Liebe, aber keine wahre Achtung für sie habe empfinden können.

Alles Strenge und Traurige, das in diesen Worten lag, verschwand plötzlich, als die Frau von Piennes zum Schluß hinzufügte, Mar selbst würde erscheinen, und bei der Noth, die mit einem Male die bis dahin blassen Wangen der Kranken überflog, bei dem außerordentlichen Glanze, den die Augen derselben erhielten, bereuete die Frau von Piennes fast, in dieses Wiedersehen gewilligt zu haben; freilich war es nun zu spät.

Herr von Saligny erschien mit einem so ernsten Gesichte, als er anzunehmen vermochte. Er fragte in einem Tone, der natürlich sein sollte, aber nichts weniger als dies war, wie sie sich befinde. Arsene fühlte sich selbst sehr unbehaglich; sie stammelte, sie konnte nicht zusammenhängend sprechen, ergriff aber die Hand der Frau von Piennes und küßte sie, gleichsam um ihr zu danken. Die Dame, die allein ruhig blieb, mußte oft für die Kranke antworten, aber diese war mit der Art, wie die Frau von Piennes ihre Gedanken wiedergab, durchaus nicht einverstanden. (Fortsetzung folgt.)

Sir David Wilkie.

Sir David Wilkie war der Sohn des David Wilkie, eines Geistlichen zu Culter bei Cupar in Schottland, der vier Kinder befaß. Sir David sprach von seinem Vater immer mit der höchsten kindlichen Liebe und als sein Name unbekannt war, seine Taschen sich mit Gold füllten, errichtete er ihm ein Denkmal, das sein Freund Sir Francis Chantrey lieferte.



Wilkie, der die Academie zu Edinburg besuchte, gab schon frühzeitig Proben von dem, was er später werden sollte. Eines seiner ersten Gemälde war „das Innere eines Wirthshauses“ und ein anderes „der Markt zu Pitlassie“. An dem letzten Orte sah er den blinden Geiger, der von Bude zu Bude geführt wurde und der ihm die Hauptzüge zu jenem unnachahmlichen Werke lieferte. „Weide,“ sagt Graham, „sind in dem Style Ostade's, sehr characteristisch und sehr ausdrucksvoll.“ Wilkie hatte damals kein einziges Bild von Ostade gesehen.

Im Jahre 1804 kam er mit dem Ehrgeize und den Talenten eines Künstlers nach London. Eine Zeit lang blieb er da unbekannt und unermuthiget, aber er arbeitete fortbauend mit dem ganzen Selbstvertrauen des wahren Genies und mit der Sicherheit des Erfolges. Seine ersten Gemälde fanden keinen besonders günstigen Absatz.

Das erste, das in den Räumen der königlichen Academie ausgestellt wurde, waren seine „Dorpolitiker“ 1806, als er wenig über 21 Jahre alt war. Das Bild war von Lord Mansfield bestellt worden, der keine Summe nannte und bei dem Preise zögerte, als das Gemälde fertig war, da er ihn für einen jungen unbekanntem Künstler zu hoch fand. Dies war jedoch vor der Ausstellung; als das Publikum den Werth des Gemäldes fünfmal höher angegeben hatte, bezahlte der Lord das Geld und war mit seinem Handel zufrieden. Niemand aber ist in dieser Ausstellung ein Werk erschienen gleich dem, welches Wilkie 1817 dahin gab, denn in diesem Jahre erschien sein „blinder Geiger“. Hunderte drängten sich um dasselbe und Tausende haben es seitdem mit nie ermüdender Bewunderung gesehen. Gegenwärtig befindet es sich in der Nationalgalerie zu London und es würde nicht für 1000 Pfd. St. käuflich sein.

Bei jeder Ausstellung befand sich wenigstens ein Werk Wilkie's; 1822 erschien eines seiner berühmtesten „die Invaliden von Chelsea“, die in der Zeitung die Nachricht von der Schlacht von Waterloo lesen. Der Herzog von Wellington kaufte dies für 1200 Pf. St.

Im J. 1826, 1827 und 1828 vermißte man in der Ausstellung Bilder von Wilkie. Er befand sich damals in Rom und Madrid, welcher Aufenthalt eine große Veränderung in seinem Style und in der Wahl seiner Gegenstände hervorbrachte. Er kam mit Skizzen beladen und mit mehreren fast vollendeten Gemälden zurück, der „spanischen Posada“, dem „Mädchen von Saragossa“, der „Abreise der Guerilla“ und der „Rückkehr der Guerilla“, die Georg der IV. sogleich an sich brachte.

Nach dem Tode Sir Thomas Lawrence's 1830 wurde Wilkie Hofmaler Georgs IV. Alles, was er jetzt malte — und er beschäftigte sich viel mit Portraits — hatte etwas Spanisches, etwas von seinem Lieblinge Velasquez. Trotz dem Portraits vernachlässigte er den höheren Zweig der Kunst nicht und sein „predigender John Knox“ zeugte davon. Dieses Bild zierte 1832 die Ausstellung und wurde von Sir R. Peel für 1500 Pf. St. gekauft. Im J. 1833 erschienen seine „spanischen Mönche“, 1834 sein „nicht zu Hause“ und seine „spanische Mutter mit

dem Kinde“, 1835 „Columbus“ (für 1100 Guineen), 1836, als er zum Baronet ernannt wurde, „ein Knabe“ und 1837 „Marie von Schottland von Lochlearn Castle entfliehend“, „die Sonnabendsnacht“, „die Kaiserin Josephine“ und „der Wahrsager“; 1838 „der Königin Victoria erste Geheimrathssitzung“, 1839 „Sir David Baird, wie er den Leichnam Lippo Saib's findet“, und „das Tischgebet“, 1840 „Benvenuto und der Papst“ und „die irische Whiskeybrennerei“, und 1841 endlich zwei Portraits. „Baird“ war von der Wittve desselben für 1500 Pf. St. bestellt worden. Unter seinen unvollendeten Werken befindet sich ein „Nelson, einen Brief siegelnd“ und „John Knor das Abendmahl austheilend“.

Das sind einige wenige Werke dieses ausgezeichneten Malers, die mehr eine Erwähnung als eine Beschreibung erfordern, denn die Grabstichel der besten Künstler haben sie allgemein bekannt gemacht. Sir David war erst 58 Jahre alt, als er starb. Er hätte noch viele schöne Gemälde liefern können, wäre ihm ein weiteres Ziel gesteckt gewesen.

An allen seinen ernsten Gemälden brachte Wilkie charakteristische Zeichen an, wie sie sein Vaterland liefert. Kein herumziehender Geiger, kein wandernder Kesselflicker, kein bettelnder Dubelsackpfeifer stieß ihm in seiner Jugend auf, sagt man, den er sich nicht wohl gemerkt hätte.

Als er auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, besuchte er Spanien und Italien und sein Geist empfing frische Anregung und eine neue Richtung von den großen Malern jener Länder. Er sprach mit Entzücken von den Wundern, die Velasquez, Tintoretto und Titian geschaffen. Von dieser Zeit an strebte er nach einem höheren Ziele und wählte großartige Gegenstände. Er stieg allmählig, aber regelmäßig. Seine „Waterloo-Beitragung“ war die erste Andeutung, die er von seiner Erhebung gab; sein „Knor“ war ein Schritt in das Historische, aber sein „Mädchen von Saragossa“, seine „Josephine“ und sein „Columbus“ ein großer Fortschritt. Dennoch fehlte es nicht an Kritikern, welche jeden schönen Beweis von der Mannichfaltigkeit seines Geistes für ein Heruntersteigen von seinem ersten Style und den Bildern seiner Primath ansahen; sie meinten, er habe sich von dem rechten Wege abgewendet und sich in höhere Regionen erhoben, wohin ihn zu tragen, seine fitzige nicht Kraft genug besäßen.

Niemand arbeitete fleißiger an seinem Ruhme als Wilkie. Zu jedem großen Gemälde, das er lieferte, entwarf er wohl fünfzig Skizzen und Studien wegen des Lichtes und des Schattens, wegen der Köpfe oder der Hände. Er hatte Thonfiguren für jedes Gemälde, um sie wegen des Lichtes oder der Composition verschieden aufstellen zu können. Er hatte alle Geheimnisse der Kunst erlernt, aber er selbst machte durchaus aus dem, was er wusste, kein Geheimniß.

Im Jahre 1840 unternahm er eine Reise nach dem Oriente. Er besuchte die Türkei, Palästina, Aegypten und füllte sein

Mappe mit den herrlichsten Zeichnungen. Leider erkrankte er auf der Rückreise und starb auf dem Schiffe vor Gibraltar. Sein Leichnam wurde ins Meer gesenkt; die Nachricht von seinem Tode aber erregte in England, das in ihm seinen größten Maler verehrte, die allgemeinste Trauer und es wurde sogleich eine Subscription eröffnet, um die Summe für eine Statue des Künstlers zusammenzubringen. Diese Statue ist vorn abgebildet.





Arsene Guillot.

Von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

Nach einiger Zeit stand die Frau von Piennes auf, um fortzugehen, weil sie die Kranke durch langes Gespräch zu ermüden fürchtete, und Max folgte ihr wie ihr Schatten. Arsene nahm Abschied von ihm, fast ohne ihn anzusehen.

„Ich bin mit Ihnen zufrieden, Max,“ sagte die Frau von Piennes, die er bis an ihre Wohnung begleitet hatte, „und mit der Kranken noch mehr. Sie hat sich in ihr Schicksal völlig ergeben und giebt Ihnen ein schönes Beispiel.“

„Ist Leiden und Schweigen so schwer zu erlernen?“ fragte Max von Saligny.

„Vor Allem muß man lernen, sein Herz den bösen Gedanken zu verschließen.“

Max verbeugte sich und entfernte sich rasch.

Als die Frau von Piennes am nächsten Tage Arsene wieder besuchte, betrachtete diese ein Bouquet seltener Blumen, das auf einem Tischchen neben ihrem Bette stand.

„Saligny hat sie mir geschickt,“ sagte sie. „Er ließ sich nach mir erkundigen; selbst ist er aber nicht bei mir gewesen.“

„Die Blumen sind sehr schön,“ bemerkte die Frau von Piennes trocken.

„Sonst liebte ich die Blumen sehr,“ sagte die Kranke seufzend, „und er schickte mir immer die schönsten, die er finden konnte. . . Jetzt riechen sie zu stark für mich. Nehmen Sie das Bouquet mit sich; er wird es nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen die Blumen gebe.“

„Nein; Sie sehen die Blumen gern, und ich will nur die starkriechenden nehmen; die Camilien behalten Sie.“

„Gerade diese hasse ich. Sie erinnern mich an den einzigen Zank, den wir mit einander gehabt haben. Ich fand nämlich einst eine schöne rosa Camellie bei ihm in einem Glase mit Wasser. Ich wollte sie nehmen, aber er ließ mich dieselbe nicht einmal anrühren, schloß sie in einen Schrank und steckte den Schlüssel zu sich. Sie mußte von einer Dame sein, ich habe aber nie erfahren, von wem er sie erhalten hatte.“

Arsene sah bei diesen Worten die Frau von Piennes scharf an, welche unwillkürlich die Augen niederschlug und sich an eine gewisse Geschichte einer Camellie erinnerte. Sie hatte einst

eine Camellie aus ihrem Haar genommen und sie ihm gegeben. Sie wußte selbst nicht mehr, warum, und sie erröthete unwillkürlich, als im nächsten Augenblicke Max eintrat.

Damit die Kranke nicht spreche, da ihr dies verboten war, las Max etwas vor, aber Niemand hörte darauf. Bei dem Fortgehen nahm die Frau von Piennes auf Arsenes wiederholtes Bitten den Blumenstrauss mit sich und Max folgte ihr in ihre Wohnung, ohne daß sie ihn dazu aufgefordert hatte. Sie setzten sich da beide nieder und saßen einander lange schweigend und verlegen gegenüber.

„Das arme Mädchen!“ sagte die Frau von Piennes endlich; „es scheint gar keine Hoffnung mehr für sie zu sein.“

„Was sagt der Arzt?“

Die Frau von Piennes schüttelte den Kopf. „Sie hat nur noch wenige Tage zu leben. Es ist gewiß grausam, so jung sterben zu müssen, wer weiß aber, ob es nicht ein Unglück für sie gewesen wäre, wenn sie länger gelebt hätte. Die Vorsehung scheint ihr nur Zeit zur Reue gegeben zu haben, als sie die Unglückliche vor einem plötzlichen Tode bewahrte. Der Abbé Du Bignon ist sehr zufrieden mit ihr und wir dürfen sie also nicht so sehr beklagen, Max.“

„Ich weiß überhaupt nicht, ob die zu beklagen sind, die jung sterben,“ fiel Max schnell ein; „ich für meinen Theil möchte jung sterben. Mich schmerzt es nur, sie so leiden zu sehen.“

„Die Leiden des Körpers sind oft Balsam für die Seele.“

Max setzte sich, statt zu antworten, in der fernsten, dunkelsten Ecke des Zimmers nieder. Die Frau von Piennes nahm eine Arbeit vor, aber ihre Augen fanden keine Ruhe darauf. Sie glaubte zu fühlen, daß Max sie beobachtete.

„Kennen Sie den Admiral de Rigny?“ fragte er plötzlich.

„Ja, ein wenig.“

„Ich möchte Sie um eine Gefälligkeit, um ein Empfehlungsschreiben an ihn bitten.“

„Für wen?“

„Ich trage mich seit einigen Tagen mit allerlei Plänen,“ fuhr er mit erheuchelter Heiterkeit fort. „Ich möchte mich bekehren, irgend eine echt christliche Handlung verrichten, weiß aber nicht, wie ich es anfangen soll.“

Die Frau von Piennes warf ihm einen strengen Blick zu.

„Endlich habe ich mich entschlossen,“ setzte er hinzu. „Es thut mir leid, daß ich vom Militärwesen nichts verstehe; indefs das lernt sich. Ich weiß doch schon jetzt ein Gewehr nicht übel zu handhaben, und fühle das Verlangen in mir, nach Griechenland zu gehen, und zum Ruhme des Kreuzes einige Türken zu tödten.“

„Nach Griechenland!“ rief die Frau von Piennes verwundet aus.

„Ja, nach Griechenland. Was soll ich hier? Ich langweile mich, taue zu nichts, kann nichts Nützliches thun, und Niemand in der Welt vermißt mich. Warum sollte ich nicht Vorbeeren pflücken, oder mir für eine gute Sache den Kopf abschlagen lassen? Uebrigens sehe ich keinen anderen Weg, auf dem ich in den Tempel des Ruhms gelangen könnte, woran mir doch viel liegt.“ Und er lachte erzwungen.

„Sprechen Sie im Ernst, Mar? Wollen Sie nach Griechenland gehen?“

„In vollem Ernst; nur werde ich mich bemühen, daß man die Nachricht von meinem Tode so spät als möglich erhalte.“

„Sie wollten nach Griechenland gehen? — An Kämpfern fehlt es den Griechen nicht. . . Sie würden zwar sicherlich einen sehr guten Soldaten abgeben, aber . . .“

„Ohne Scherz,“ entgegnete er; „es ist dies meiner Meinung nach das Beste, was ich thun kann. In Paris kann ich nicht bleiben (er sprach diese Worte mit einer gewissen Heftigkeit); ich bin unglücklich hier und werde dumme Streiche machen. . . Ich kann nicht widerstehen. . . Aber wir sprechen bei einer anderen Gelegenheit davon; ich reise nicht sogleich, aber reisen werde ich. . . Ich muß, ich habe mir es geschworen, und wissen Sie, daß ich seit zwei Tagen schon Griechisch lerne? Es ist eine sehr schöne Sprache.“ Dann trat er an das Piano und schlug einige melancholische Accorde an; plötzlich aber nahm er seinen Hut und verabschiedete sich.

Die Frau von Piennes war in großer Unruhe. Daß Mar sie liebte, ließ sich nicht wohl ablängnen. Diese Liebe, das sagte sie sich, schrieb sich aus einer schon fernern Zeit her, aber sie war sonst durch dieselbe nicht beunruhigt worden. Zwischen einer frommen Dame und einem ungläubigen Weltmanne befand sich eine unübersteigliche Schranke, die sie sonst beruhigte, wenn sie auch der Eitelkeit nicht unzugänglich war, einem so leichtsinnigen Manne wie Mar eine ernste Leidenschaft einzulösen. Sie hatte nie geglaubt, daß ihr diese Liebe einst gefährlich werden könne. Jetzt, da er sich geändert hatte, fing sie an, ihn zu fürchten. Sein unerwarteter Beschluß, die Heimath zu verlassen, hätte wohl auch durch seine Liebe zu Arsene Guillot erklärt werden können; aber dieser Gedanke war der Frau von Piennes noch peinlicher.

Am anderen Morgen las sie in einer Zeitung, daß irgend ein Pascha eine gewisse Stadt in Rumelien zerstört und Frauen und Kinder ermordet habe, und daß einige Philhellenen, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, unter schrecklichen Qualen den Tod hätten erleiden müssen. Sie dachte an

Mar, der sich auch in dieses gefährliche Land begeben wollte, als man ihr ein Briefchen von ihm brachte. Er hatte sie am vorigen Abend nicht bei Mad. Darsenay getroffen und erkundigte sich nach ihrem Befinden, so wie nach der Zeit, in welcher er zu Arsene Guillot gehen sollte. Sie gab mündlich Antwort, da sie nicht zu schreiben wagte, wollte dann früher zu der Kranken gehen, um Mar von Galligny bei derselben nicht zu treffen, nahm aber ihren Muth zusammen und begab sich festen Schrittes zu der verabredeten Stunde in das Zimmer Arsenes.

Die Kranke lag offenbar im Sterben, und die Frau von Piennes erfuhr, daß der Arzt glaube, sie würde nicht noch einen Tag erleben. Arsene erkannte indefs ihre Gönnerin und dankte ihr für den Besuch.

„Sie werden sich nicht oft mehr hier herauf zu bemühen nöthig haben,“ sagte sie mit matter Stimme.

Als Mar erschien, trat er ebenfalls an das Bett. Niemand sprach, bis der Geistliche erschien, der lange mit ihr betete. Sie lag wie entseelt da, und die Wärterin sagte wirklich: „Sie ist todt!“

„Du Arme!“ seufzte Mar, indem er wie aus einer Betäubung aufwachte; „welches Glück hast Du auf Erden gehabt?“

Wie durch seine Stimme neu belebt, schlug Arsene die Augen nochmals auf und flüsterte leise: „Ich habe geliebt!“ Dann bewegte sie die Finger und schien die Hände ausstrecken zu wollen. Mar und die Frau von Piennes ergriffen die Hände der Sterbenden, die dann noch einmal mit traurigem Lächeln wiederholte: „Ich habe geliebt!“ Das waren ihre letzten Worte.

Auf dem Gottesacker Père Lachaise, zwanzig Schritte links von dem Grabe des Generals Foy liegt ein Stein, um den her immer schöne Blumen blühen. Auf dem Steine steht in großen Buchstaben geschrieben:

„Arsene Guillot.“

Die Marquise.

Novelle.

Unter den Landgütern ganz in der Nähe von Paris galt 1780 das der Marquise Kimée de Chevreuires in Choisy-le-Roi mit Recht für eines der schönsten. Sie hatte es von ihrem Vater geerbt, der vor wenigen Jahren gestorben war und es bildete nur einen geringen Theil der unermesslichen Besitzungen, die ihr allein und ausschließlich angehörten. Sie war die einzige Tochter, hatte ihre Mutter sehr frühzeitig verloren und wartete nur auf ihre Volljährigkeit, um den Besitz anzutreten. Welchem glücklichen Edelmann war es vorbehalten, die Hand dieser jungen und schönen Marquise zu erlangen?

Er war vielleicht schon gefunden, wenn man aus dem halb ironischen, halb ernstern Gespräche schließen darf, das zwischen der Herzogin von Noquefeuille und dem Vicomte von Chatil-

lon, dem Oheime und Vormunde der jungen Marquise, im Schlosse Chenevrières unter den schönen Bäumen des Parks geführt wurde.

„Endlich,“ sagte die Herzogin von Roquefeuille zu dem Vicomte, „endlich werden wir aufhören Feinde zu sein.“

„Ich wäre geneigt, nicht daran zu glauben, Frau Herzogin, wenn man seit dem Herrn von Cagliostro an irgend etwas zweifeln dürfte.“

„Wir werden gute Verwandte werden.“

„Verwandte waren wir auch jetzt schon.“

„Gute Verwandte,“ sagte ich. Es wurde auch Zeit, daß der Streit unter uns aufhörte, wenn man bedenkt, daß mein Großvater und der Großgroßvater Aimées, Ihrer Nichte und Mündel, unter Ludwig XIII. einen Zweikampf miteinander hatten wegen des Waldes von Thiangés, um den wir noch vor wenigen Tagen miteinander prozessirten. Der König Ludwig XIII. verbannte den Sieger und behielt den Wald für sich selbst.“

„Deshalb nennt man ihn wahrscheinlich den Gerechten.“

„Alles ist sonderbar in dieser ewigen Streitsache. Der König Ludwig XIV. ernannte, um die Nachkommen des benachteiligten Zweiges der Familie, jenes Ihrer Mündel, zu entschädigen, ein Mitglied desselben zum Gouverneur von Poitou, zu gleicher Zeit aber auch Einen meiner Vorfahren zum Gouverneur von Angoumois.“

„Blos damit diese Entschädigung nicht aussehe wie eine Handlung der Gerechtigkeit,“ erwiderte der Vicomte spöttisch.

„Die beiden Gouverneure erklärten einander den Krieg — immer wegen des Waldes von Thiangés und der König setzte beide ab.“

„Erlauben Sie mir zu bemerken,“ fiel der Vicomte ein, „daß der König Ludwig XV. der Mutter meiner Nichte den Wald von Thiangés zurückgab.“

„Ja, lieber Vicomte, aber die Gerichte erklärten diese Schenkung für unmöglich, also für ungiltig und sprachen den Besitz des Waldes meiner Familie zu.“

„Dagegen hat das Parlament unter dem regierenden Könige den Wald von neuem dem Staate zugesprochen, weil derselbe unter Ludwig XIII. mit Recht eingezogen worden sei.“

„Endlich,“ setzte die Herzogin von Roquefeuille hinzu, „hat der König entschieden, trotz dem Ausspruche des Parlaments, daß er, wenn die beiden Familien aufhören wollten, gegeneinander und gegen den Staat zu prozessiren, und sich durch eine Heirath vereinigen könnten, diesem Ehepaar das Schloß und den Wald Thiangés zurückgeben würde. Der Wunsch Sr. Majestät wird, Gott sei Dank! in Erfüllung gehen; mein Sohn, der Herzog von Roquefeuille, und Ihre Nichte, Herr Vicomte, werden sich miteinander vermählen und diese glückliche Verbindung wird dem Prozesse ein Ende machen. . . Zwar geben wir — Kinder zusammen, aber diese frühe Ehe wird ein Glück für sie sein; — sie werden einander um so länger lieben können.“

Der Vicomte von Chatillon streckte seine beiden Füße aus,

wie Jemand, der eine Vorlesung anhören mußte, die er nicht verdient hatte und sagte dann: „Das wird die Zeit entscheiden.“

„Wir wollen das Beste hoffen. Sollte man nicht glauben, sie wären für einander geschaffen? Mein Sohn ist sechszehn Jahre alt.“

„Meine Nichte steht im funfzehnten.“

„Meine Freude ist groß, Herr von Chatillon, aber jedes Licht hat seinen Schatten. Ich kann jene Entführungsgeschichte nicht vergessen.“

„Ich begreife sie auch nicht,“ rief der Vicomte aus; „und offen gestanden, es wäre mir weit lieber, wenn ich meine Nichte im Kloster wüßte als hier unter meinem Schutze. Ich wollte sie auch noch drei Jahre dort lassen, aber mit einem Male bringt man sie mir, ganz erschrocken über die Entführung, der sie nur durch ein Wunder entgangen war. Sie müßte also sehr sorgfältig bewacht werden.“

Die Herzogin von Roquefeuille öffnete ihren Fächer und hielt ihn vor die Augen, scheinbar um die Sonnenstrahlen abzuhalten; sie lächelte schalkhaft.

„Ja,“ fuhr der Vicomte fort, „ich muß sie hüten und das ist eine schreckliche Aufgabe für mich, da ich mich selbst kaum hüten kann.“

„Etwas Neues über jene geheimnißvolle Entführung haben Sie also nicht gehört?“

„Ich habe diesen Morgen einen Brief von dem Polizeidirector erhalten.“

„Nun? Was hat er ermittelt?“

„Nichts; er fordert mich auf, die Geschichte ruhen zu lassen, da ich doch meine Nichte wieder besäße und ihre Ehre nicht gelitten hätte.“

„Ich möchte Sie auffordern, diesem Rathe zu folgen.“

„Das werde ich auch thun, aber wenn ich erfahre, wer mir meine Nichte entführen wollte, so ermorde ich ihn.“

„Und das nennen Sie, eine Sache ruhen lassen? Hören Sie mich an, Herr Vicomte; ich bin bei der Sache ebenfalls betheiligt, da mein Sohn Ihre Nichte heirathen soll, schweigen Sie davon und willigen Sie ein, die jungen Leute bald, sehr bald zusammenzugeben, wenn sie einander gefallen. . . Aber da kommt unsere kleine Marquise, wahrscheinlich, um, wie gewöhnlich, den Herzog hier zu sehen. Sie liest im Sehen irgend einen neuen Roman. . . Lassen Sie mich einige Augenblicke allein mit ihr; ich will sie über die Entführung befragen, vielleicht erfahre ich.“

„Ja, sprechen Sie mit ihr darüber und erzählen Sie mir dann, was Sie erfahren haben.“

Während der Vicomte fortging, sagte die Herzogin halblaut vor sich hin: „er merkt nichts. Aber warum gelang die Entführung nicht? Sie hätte die Heirath sicher, unfehlbar gemacht, während jetzt. . . wer weiß? . . . Die Marquise ist so jung und mein Sohn ist — auch jung.“

Die reizende Marquise von Chenevrières, die in diesem Augenblicke frisch, wie eine Rose, in einem seidenen, mit Spi-

gen besetzten leichten Ueberwurfe herbeihüpfte, war allerdings noch sehr jung.

„Wie geht es heute, lieber kleiner Engel?“ fragte die Herzogin.

„Immer ganz gut.“

„Ohne alle Langeweile, Cousine?“

„Ohne alle Langeweile.“

„Und mein Sohn, der Herzog?“

„Ist immer gut,“ antwortete Kimée, indem sie einen Schmetterling zu fangen suchte, „immer liebenswürdig. Wissen Sie, was heute geschehen soll?“

„Nein, ich weiß es nicht.“

„Wir haben einander versprochen, heute ganz offen miteinander zu sprechen. . . Es ist nun bereits ein Monat vergangen, seit wir einander kennen zu lernen suchen.“

„Und Deine Meinung von ihm?“

„Ist keine ungünstige.“

„Und wenn die beiden andern Prüfungen, die von Monat zu Monat folgen sollen, ebenso vortheilhaft ausfallen. . .?“

„Erlauben Sie, Frau Herzogin, ich weiß noch nicht, welche Meinung er von mir hat.“

„Ich fürchtete, Du hättest mir eine kleine Liebchaft verschwiegen, denn jene Entführung. . .“

„Ach, davon weiß ich nicht mehr als Sie.“

„Erzähle!“

„Wir zogen in Prozeßion aus unserm Kloster in die Kirche, als am Eingange derselben eine Verwirrung entstand. . . Ich fühlte mich fortgezogen, emporgehoben und in einen Wagen getragen, den man sogleich verschloß. . . Ich schrie gewaltig und zum Glück hielt an einer Straßenecke ein Mann die Pferde auf. Mein Befreier war Boisroger.“

„Wie kam er dahin?“

„Aus Zufall, — durch Gottes Schickung, wollt' ich sagen.“

„Es ist Schade, daß Du einem Menschen, der nicht von Adel ist, so viel Dank schuldig bist. Mir gefällt der Boisroger nicht.“

„Er hat mich aber doch gerettet. . . Er brachte mich zu meinem Onkel hierher.“

„Hast Du mir aber auch die Wahrheit gesagt? Hast Du nicht vielleicht, unbewußt, die thörichte Liebe des Entführers begünstigt?“

„Ich schwöre Ihnen, Frau Herzogin, daß ich ihn nie gesehen habe.“

„Nun, ich glaube Dir, schöne Cousine,“ antwortete die Herzogin, indem sie Kimée küßte. . . „Beruhige Dich. . . Ich will übrigens Dein Rendezvous mit dem Herzoge nicht stören. Adieu, mein Kind.“

Als die Herzogin einige Schritte weit gegangen war, sagte sie halblaut: „Setzt beunruhigt mich nur noch dieser Boisroger.“

Die junge Marquise dagegen dachte, während sie eine Blume gepflückte: „Meine künftige Schwiegermutter scheint mir nicht zu glauben; sie meint, ich müsse eine gewaltige Leidenschaft für irgend einen schönen Herrn vom Hofe fühlen. . . Alle scheinen nur durch meine Heirath mit dem jungen Herzoge zufrieden zu stellen sein. . . Ah, da kommt er!“

Das schöne jugendliche Paar saß bald auf einer Rasenbank vor einem Blumenbeete und der Herzog sagte: „Da sitzen wir am schönsten Plätzchen in der Welt, keine zehn Minuten von Paris, im glücklichsten Lebensalter. Sie sind funfzehn, ich bin sechszehn Jahre alt; Sie sind vollendet schön und ich mißfalle Ihnen vielleicht auch nicht ganz. Wenn noch der abscheuliche Prozeß zu Ende ist, der unsere Familien so lange getrennt hat, so wird uns nichts mehr zu wünschen übrig bleiben. . . Unsere Verwandten meinen, dieses glückliche Ziel lasse sich am besten erreichen, wenn wir uns beide mit einander verheiratheten. . .“

„Langsam, langsam, Herr Herzog; so weit sind wir noch nicht.“

„Allerdings, allerdings, da wir ja eben unsere Prüfungszeit hier verbringen, um beurtheilen zu lernen, ob wir wohl für einander passen. Ein Drittel dieser Zeit, ein Monat, ist abgelaufen, und meine Mutter, wie Ihr Oheim, mein Secretair und Ihre Kammermädchen sind Zeugen, wie vollkommen unsere Charaktere sympathisiren.“

„Ich sehe,“ sagte die junge Marquise, „daß Sie vor der Beichte sich nicht fürchten, die wir einander ablegen wollten, ehe wir den zweiten Monat unseres Noviziats antreten. Haben Sie geliebt, Herr Herzog?“

„Ich bin kaum erst sechs Monate,“ antwortete der junge Herzog, „aus der Pagenschule entlassen, in welche ich mit meinem zehnten Jahre eintrat; wen soll ich da geliebt haben? Und Sie, Marquise?“

„Ich und lieben! Im Kloster? Ich liebte nur die Helden der Bücher, welche ich verstoßen las, aber diese liebte ich auch leidenschaftlich. Ach, wie wohl gefielen sie mir wegen der großen Opfer, welche sie den Damen ihres Herzens brachten!“

„Sie schwärmen, Mademoiselle.“

„Und Sie, Herr Herzog?“

„Ich auch.“

„Ich glaube es nicht!“

„Welches Opfer müßte ich bringen, um von Ihnen geliebt zu werden?“

„Lieben Sie die Jagd?“

„Mit Leidenschaft.“

„Nun, so jagen Sie nicht mehr.“

„Ich entsage von heute an dieser üblen Passion.“

„Ich danke Ihnen.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Marquise.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Verlangen Sie mehr; fordern Sie viel!“ fuhr der junge Herzog fort.

„Sie schnupfen bisweilen?“

„Das Schnupfen ist Mode, und ich stelle mich bisweilen ebenfalls, als nähme ich eine Prieze, opfere diese Laune aber sehr gern.“

Der Herzog von Roquefeuille warf seine goldene Dose in das Bassin.

„Nun, Herr Herzog,“ begann Kimée, stolz auf den Gehorsam, den sie gefunden hatte, von Neuem, „nennen Sie die Opfer, welche ich Ihnen bringen soll.“

„Die Mouchen kleiden Sie zum Entzücken.“

„Nun . . .“

„Ich würde wünschen . . .“

„Ich verstehe,“ sagte Kimée, indem sie eine Mouchette wegnahm, die sie an der linken Schläfe trug.

„Abends steht Ihnen die Schminke vortrefflich.“

„Ich werde mich nicht mehr schminken lassen.“

„Sie spielen Clavier wie ein Engel.“

„Ich werde das Instrument aus meinem Zimmer verbannen.“

„Sie reiten bisweilen.“

„Das ist eine thörichte Vorliebe, aber verlassen Sie sich darauf, ich werde von nun an stets fahren.“

„Sie lieben die Parfüms?“

„Mein Taschentuch möge Ihrer Dose folgen,“ sagte Kimée, indem sie zwei Steine in ihr Taschentuch band und dasselbe in das Wasser warf.

„Lieben Sie auch das Spiel nicht ein wenig?“

„Blos weil es Mode ist. Aber der Spieltisch soll verschwinden.“

Der junge Herzog küßte mit Entzücken die Hand der reizenden Marquise, welche seine Freude theilte und zu ihm sagte:

„Haben Sie nichts vergessen, werther Herzog? Denken Sie nach, ob Sie noch etwas finden, was ich liebe, und ich will es nicht länger lieben.“

„Nein, ich werde Ihnen jede Neigung, jede Leidenschaft opfern . . . Sprechen Sie!“

„Lieben Sie mich, Herr Herzog?“

„Ich kann Ihnen Alles opfern, nur meine Liebe nicht.“

„Sie sollen Sie auch nicht opfern, im Gegentheil, Sie sollen sie nur eingestehen. Lieben Sie mich, habe ich gefragt?“

„Bis zum Wahnsinn.“

„Auf Ihre Ehre, Sie lieben mich?“

„Ja, ja, welche Frage!“

„Sprechen Sie offener. Lieben Sie mich wirklich?“

Wäre der Herzog dreißig Jahre, ja nur fünfundzwanzig alt gewesen, so würde er die größte Wärme in seine Beteuerungen gelegt und die kleine Marquise überzeugt haben; aber im sechszehnten Jahre ist es schwer, mit dem Gefühle zu spielen. Es fanden sich einige falsche Töne in seinen Ausdrücken, und die Marquise, der sie nicht entgingen, sagte sogleich zu ihm: „Sprechen Sie offener, Herr Herzog; lieben Sie mich wirklich?“

Der Herzog antwortete noch unsicherer und die Marquise entgegnete, ohne gerade verlegt zu sein:

„Sie lieben mich nicht, nein, Sie lieben mich nicht.“

„Und Sie lieben mich, Marquise?“

„Ich halte Sie für einen untadeligen jungen Herrn.“

„Sie lieben mich also nicht?“

„Nein, noch nicht,“ antwortete die Marquise lachend, indem sie die Hände des Herzogs ergriff, der in das Lachen einstimimte, so daß die beiden jungen Leute die Ankunft Boisrogers, des Secretairs, nicht bemerkten, den der Herzog von Roquefeuille auf die Bitten der Marquise in seinen Dienst genommen hatte.

Boisroger war ein schöner ernster junger Mann von zwanzig Jahren; um seine bescheidene weiße Stirn lockte sich braunes Haar; seine blauen, ruhigen, aber lebhaften Augen verriethen die Heiterkeit und Reinheit seiner Gedanken. Auf seinem rundlichen etwas blassen Gesichte erkannte man die ununterbrochene Freiheit des Denkens und die Gewohnheit des Schweigens. Eine gerade Nase und ein Mund, dessen feine Lippen einen zarten Schatten auf das Kinn warfen, vervollständigten sein jugendlich ernstes Gesicht. Er war nicht zierlich gekleidet; die kurzen Beinkleider von blauem Atlas, der Rock von dunkler Farbe und die Weste von Atlas näherten ihn der

noch im Hintergrunde stehenden, wenn auch schon reichen Bürgerclasse.

„Lieber Freund,“ sagte der Herzog zu ihm, indem er ihm auf die Achsel klopfte, „nach zwei Monaten ist Hochzeit.“

„Ich wünsche Ihnen Glück dazu.“

„Und Sie werden immer bei mir bleiben, ich bin Ihnen zu viel schuldig, da Sie Fräulein von Chenevrières aus den Händen eines Entführers befreiten. — Ich danke auch Ihnen,“ fuhr er dann zu der Marquise gewendet fort, „daß Sie mich veranlaßt haben, Herrn Boisroger als Secretair anzunehmen. Er versteht Alles, er malt, schreibt, componirt, ist ein guter Musiker.“

„Herr Herzog . . .!“

„Aber, was haben Sie da?“

„Ein Fremder, der seinen Namen nicht nennen wollte, ersuchte mich, dem Fräulein dies Etui zu übergeben.“

„Mir?“ fragte Aimée. „Lassen Sie sehen.“

Boisroger übergab der Marquise das, was er in der Hand hielt.

„Ein Portrait!“ rief sie aus; „mein Portrait! Allerdings,“ setzte sie mit einem ausdrucksvollen Blicke auf Boisroger hinzu, „ist heute mein Namenstag, und man wollte mich daran erinnern . . . Die Ueberraschung ist mir sehr angenehm.“

„Allerliebste,“ setzte der Herzog hinzu, den es verdroß, daß man ihm zuvorgekommen war, und der sogleich fortging.

Die Marquise und Boisroger waren allein und das reizende Mädchen sagte:

„Boisroger, — Sie sind immer so traurig.“

„Das liegt in meinem Charakter; es ist ein Fehler, den ich gern ablegen möchte, aber . . .“

„Segen Sie sich her zu mir, näher, und sehen Sie mich an . . . Mißfällt Ihnen meine Verbindung mit Roquefeuille? Hätten Sie in seinem Benehmen etwas bemerkt, das Ihre Achtung für ihn verringerte, und Sie meinetwegen besorgt machte? Sprechen Sie. Später wäre es zu spät.“

„Wenn Sie ihn schon lieben, so fürchte ich, . . . indes, wenn Sie befehlen, . . . ich glaube . . .“

„Was, Boisroger?“

„Daß er Sie entführen ließ.“

„Der Herzog? Bedenken Sie, diese Beschuldigung wiegt schwer.“

„Unter den Dienern, denen ich bei jener Gelegenheit meinen Arm fühlen ließ, glaube ich einen des Herzogs wieder zu erkennen.“

„Nun,“ entgegnete die Marquise, „so würde er mich wirklich leidenschaftlich lieben. Es wäre ein Roman!“

„Wenn es nicht eine Intrigue, eine Berechnung war,“ fuhr Boisroger fort. „Seine Mutter wünschte diese Heirath um jeden Preis und fürchtete, Sie könnten sich in den drei

Jahren, die Sie noch in dem Kloster zubringen sollten, in einen Andern verlieben.“

„Und Sie glauben das?“

„Ich bin davon überzeugt.“

„Sie nehmen allem die Poësie.“

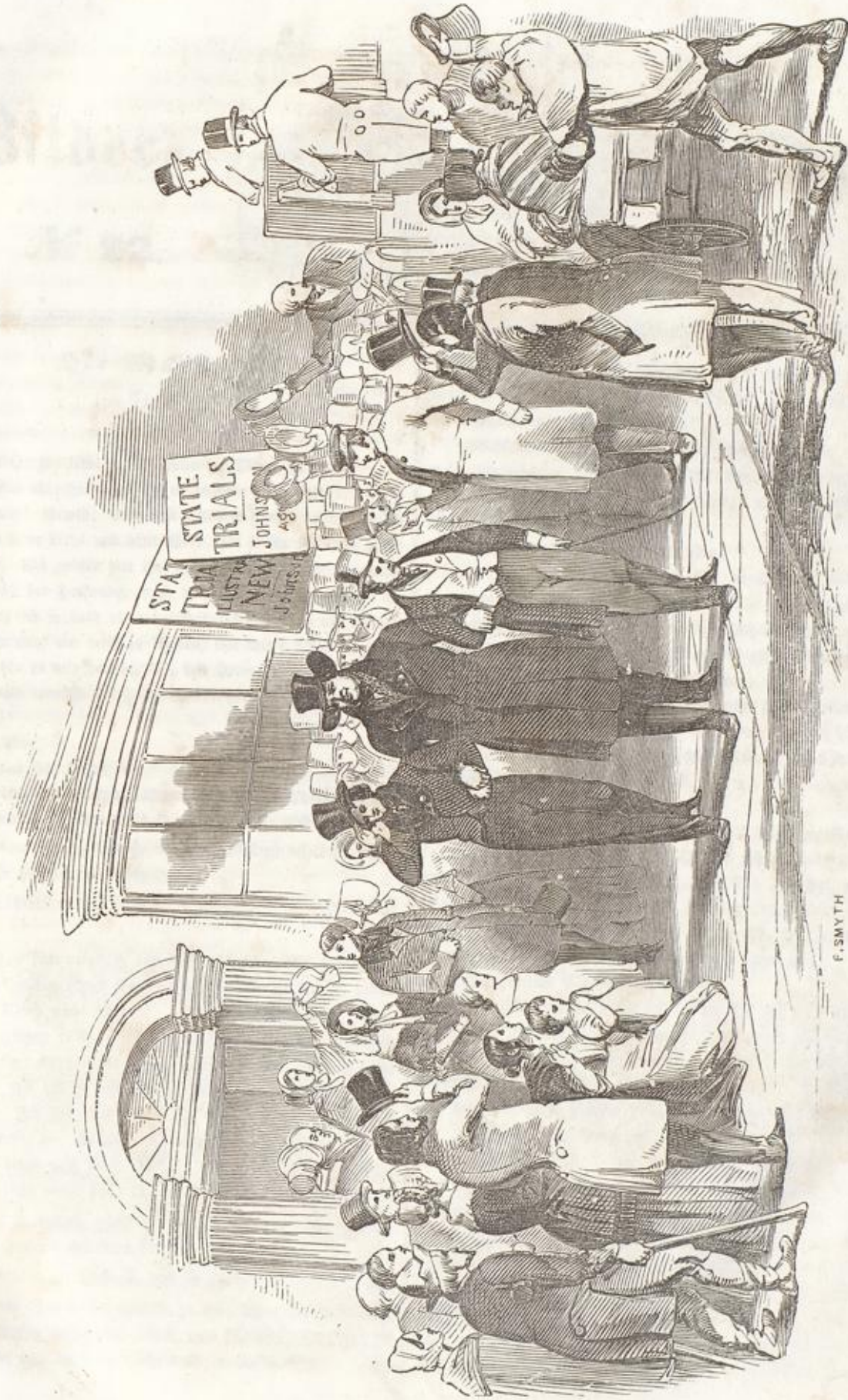
„Es thut mir leid.“

(Fortsetzung folgt.)

Die vier Gerichtshöfe in Dublin und O'Connell.

Der Stahlstich, welcher der heutigen Nummer beiliegt, stellt die große Gerichtshalle in Dublin vor, welche unter dem Namen The four Courts (die vier Gerichtshöfe) bekannt ist und in den letzten Monaten die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt hat, denn hier war es, wo der weltberühmte Hochverraths-Prozess O'Connells und dessen Mitangeklagter verhandelt wurde. Diese Gerichtshalle, die vom Jahre 1786 bis 1800 mit einem Aufwande von 200,000 Pfd. St. erbaut wurde, liegt nicht im schönsten Theile der Stadt Dublin, sondern nördlich von dem Flusse Liffey, in einem Stadttheile, der keine großartigen Straßen hat und zum größten Theile von kleinen Handelsleuten, Handwerkern und Tagelöhnern bewohnt wird. Nur die Gebäude, welche am Flusse selbst liegen, haben ein einigermaßen großartiges Aussehen und unter ihnen ragt das Waisenhaus und die erwähnte Gerichtshalle hervor.

Der Prozess O'Connells selbst, den man mit seinen Söhnen auf dem beigedruckten Holzschnitte sieht, ist in den Zeitungen so vielfach besprochen worden, daß er gewiß keinem unserer Leser unbekannt geblieben ist. Der große „Agitator“ oder Volksbeweger, der im vorigen Jahre an vielen Orten Irlands ungeheure Volksversammlungen gehalten und vor diesen in begeisterten Reden die Vortheile der Repeal, d. h. der Aufhebung der legislativen Verbindung mit England dargelegt und die Mittel erörtert hatte, wie dieselbe und die Wiederherstellung eines eigenen irischen Parlamentes zu bewirken sei, wurde wegen dieser Bestrebungen auf Hochverrath angeklagt. Die Verhandlung dieses Processes nahm eine ziemlich lange Zeit in Anspruch und die Geschworenen sprachen endlich das Schuldig gegen die Angeklagten aus. Welche Strafe ihnen dafür zuerkannt werden wird, ist noch nicht entschieden; Viele meinen sogar, die englische Regierung werde sich mit dem erlangten Siege, d. h. der Schuldigerklärung O'Connells und der Mitangeklagten desselben begnügen und davon absehen, die Strafe gegen die Schuldigen wirklich vollziehen zu lassen.



F. SMYTH

(D'Connell und seine Söhne auf dem Wege nach den Gerichtshöfen.)

...Lustigste und doch nicht nur ein Spiel der Kinder...



...glau
zu ne
sagen
gestet
Hof
geher
gen
und
Kom
toffe
Seg
er;
da
meh
schla
kenn
fürd
ich
Sie
um
Cho



Die Marquise.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Der Herzog liebt mich,“ fuhr die Marquise fort.
 „Wissen Sie das gewiß?“ entgegnete Boisroger.
 „Gewiß! Gewiß! Wie Sie Alles so genau nehmen! Ich glaube an seine Liebe und bitte Sie, mir diesen Glauben nicht zu nehmen. Ich müßte mit ihm zugleich vielen Hoffnungen entsagen, zuerst der Hoffnung, mich bald zu verheirathen, und ich gestehe, daß ich so bald als möglich heirathen will, um an den Hof zu kommen, um mich zu kleiden, wie mir's gefällt, um zu gehen, wohin es mir beliebt. O, das Heirathen ist schön! Folgen Sie bald meinem Beispiele, Boisroger.“

„Ich?“

„Ja, Sie.“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Mademoiselle Bonneval ist sanft, hübsch, in Ihrem Alter.“

„Mademoiselle Bonneval! O, sprechen Sie nicht davon.“

Die Marquise sah, daß sie den jungen Mann beleidigt hatte, und bat ihn herzlich um Verzeihung.

„Aber schweigen wir davon,“ sagte Boisroger; „Ihr Onkel kommt.“

Chatillon kam wirklich langsam und schwerfällig in Pantoffeln und im Schlafrock wankend heran, wie ein Schiff, dessen Segel der Wind nicht schwellt. „Was ist geschehen?“ fragte er; „der Herzog reiste in aller Eile nach Paris und hat mich da mit meiner Langeweile allein gelassen. Ich halte es nicht mehr aus. Ich schlafe und schlafe, kann aber doch nicht immer schlafen. Ich habe das Landleben leider! nun zur Genüge kennen gelernt, — Schafe, Nachtigallen und Flieder! Ich fürchte, ich lerne noch selbst blöken. Und welcher Abend! Nein, ich halte es nicht mehr aus; ich ersticke, es ist zu viel Lust hier!“

„Lieber Vormund, guter Onkel, ich beschwöre Sie, bleiben Sie. Der Anstand erfordert es.“

„Es fordert der Anstand, daß ich sterbe?“

„Ich will, um Ihnen gefällig zu sein, Ihre Gefangenschaft um einen Monat abkürzen. Nach vier Wochen verlassen wir Choisi-le-Roi und ich verheirathe mich in Paris.“

„Dazu gebe ich meine Einwilligung. Nur noch ein Monat! Dieser Gedanke wird mich trösten. Ich werde nun die Nachtigallen mit Geduld anhören.“

„Boisroger,“ sagte sodann die Marquise, „es ist heute mein Namenstag. Denken Sie mit Mademoiselle Bonneval nach und schreiben Sie mir ein Liebchen, aber auch die Musfel dazu.“

Boisroger verbeugte sich und ging.“

Es lag der jungen Marquise viel daran, wie man sieht, Boisroger und Mademoiselle Bonneval, eine sehr schöne Blondine von zweiundzwanzig Jahren, ihre Gesellschafterin, zusammen zu bringen. Mademoiselle Bonneval glich einer Holländerin und sah älter aus als sie wirklich war.

„Du handelst entweder sehr gut, oder sehr schlimm, liebe Nichte,“ sagte Chatillon, „indem Du eine doppelte Liebchaft begünstigst, die zu etwas noch Schlimmerem führen kann.“

„Zu welchem Schlimmeren?“

„Nun — zu einer Heirath!“

„Wie der Onkel über die Ehe denkt!“ dachte die Marquise.

„Höre mich an, Aimée. . . Du bist schön, liebenswürdig und reich. . . Genieße das Leben, laß Dir den Hof machen; folge meinem Beispiele, und ganz Paris huldigt Dir; sobald Du aber Frau Herzogin von Roquefeuille bist, ist Alles vorbei; man achtet Dich, aber gewonnen hast Du dabei nichts.“

„Ich verstehe Sie nicht, Onkel.“

„Wenn Du verheirathet bist, wirst Du für weit älter gehalten, als Du bist; und warum willst Du denn eigentlich heirathen? Um größere Einnahmen zu erhalten? Du bist ja unermesslich reich. Titel? Du bist Marquise. . . Treibet Dich das Herz? — Was hindert Dich, zärtliche Freunde zu haben?“

„Onkel! Onkel! Vormund! Vormund!“

„Du hast Recht, — ich scherzte nur. Was habe ich gesagt? Freilich, ich bin Dein Onkel und Vormund, und soll Dir gute Lehren geben, hat man mir gesagt. . . Der Herzog ist eine gute Wahl, eine vollkommen passende Partie; er wird Dich auch lieben, und die Verbindung ist nothwendig, unabweislich, ehrenvoll und, die Hauptsache, ich halte es nicht zwei Monate hier aus. Du schenkst mir einen Monat, — ich danke Dir; aber Du weißt doch nicht, welches ungeheueres Opfer ich Dir schon gebracht habe. Ich bin nun einen Monat hier und

habe vier Wochen lang keine Oper gehört, keinen Hofball gesehen!"

"Sie wollten ja aber von Boisroger sprechen?"

"Ja, und von der blonden Bonneval . . . Höre mich an. Ich hatte mich diesen Morgen hinter Deinen abscheulichen Linden ins Gras gelegt und konnte von da weit in den Park hineinsehen. Dort erblickte ich denn Mademoiselle Bonneval und noch Jemanden, der mit ihr ging. Weist Du, wer bei ihr war? Boisroger, ich wollte darauf schwören."

"Wissen Sie das gewiß?"

"Wer sollte es sonst gewesen sein?"

"Nun, bis jetzt sehe ich noch nichts Böses . . . Man ist ja auf dem Lande, um spazieren zu gehen."

"Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß es etwas Böses gewesen wäre; im Gegentheil, es war vielleicht für sie sehr angenehm. Ich sah, wie sie sich neben einander ins Gras setzten, einander an der Hand nahmen . . ."

"An der Hand nahmen?"

"Ja, und ich glaube, sie nahmen einander auch am Kopfe."

"Dnkel! Dnkel!"

"Gesehen habe ich es nicht, denn ich hatte meine Vornette vergessen."

Amée verbarg ihr Erröthen hinter dem Fächer und sagte zu dem Dheim:

"Lieber Dheim, ich bin in großer Angst. Der Herzog ist im Kerger abgereist und hat gewiß, um schnell nach Paris zu kommen, sein so unartiges englisches Pferd genommen. Ich fürchte ein Unglück. Sagen Sie doch dem Louis, daß er auf das Belvedere hinaufgehe und mir es melde, sobald er den Herzog erscheinen sieht."

"Zu Befehl, liebe Nichte," antwortete Chatillon, der sich so langsam entfernte, als er gekommen war.

"Sollte Boisroger wirklich Mademoiselle Bonneval lieben?" dachte Amée bei sich. "Warum hätte er es mir verschwiegen? Gleichwohl kann mein Dnkel sich nicht geirrt haben . . ."

Während sie diesen Monolog hielt, bemerkte sie einen feinen Handschuh im Grase, den sie aufhob, der aber keiner der ihrigen war. Sie untersuchte ihn näher und sah das darauf gestickte Wappen des Herzogs von Roquefeuille. Gleich darauf aber stieß sie einen leisen Ausruf der Verwunderung aus, denn um das Knöpfchen des Handschuhes hatte sich ein langes blondes Frauenhaar geschlungen. "Ah, jetzt weiß ich, wer hier bei Mademoiselle Bonneval war. Der Dheim sah wohl die Gruppe, irrte sich aber in einer der Personen."

Die Marquise legte den verrätherischen Handschuh auf ihren halbgeöffneten Fächer und ging nachdenkend nach dem Schlosse zu. Am Ende der langen Allee, in welcher sie hinwandelte, bemerkte sie mehrere Personen, die um einen Reiter beschäftigt waren, der eben vor dem Schlosse abstieg. Sie beeilte sich nicht, wie anhaltend man ihr auch durch Zeichen andeutete, daß der Herzog zurückgekommen sei.

Endlich kam sie an und trat in den Salon, wo der Herzog sich auf ein Knie niederließ und zu ihr sagte:

"Nehmen Sie diesen Diamantenschmuck an, den ich eben aus Paris geholt habe, um ihn zu Ihren Füßen niederzulegen."

"Der arme Herzog ist ganz ermüdet," sagte Chatillon.

"Und entschuldigen Sie," fuhr der Herzog fort, "daß ich den Schwur gebrochen habe, in den drei Prüfungsmonaten Paris nicht zu betreten."

Er öffnete das Schmuckkästchen; die Diamanten waren kostbar, und man erwartete einige freundliche Worte von der Marquise.

"Auch Sie werden entschuldigen," sagte sie endlich, "daß ich gegen unser beiderseitiges Versprechen handele, nach dem wir nach zwei Monaten uns einander heirathen wollten. Auf den Wunsch meines Dheims, der sich hier langweilt, habe ich versprochen, die Prüfungszeit auf einen Monat herabzusetzen."

"So werde ich bereits nach einem Monat glücklich werden!" entgegnete der Herzog, der noch immer kniete und das Schmuckkästchen in der Hand hielt.

"Sie werden es noch früher sein."

"Wäre es möglich?"

"Sogleich."

"Was sagen Sie?"

"Ja, sogleich, denn ich gebe Ihnen Ihre Freiheit. Die Heirath kann nicht stattfinden."

Alle glaubten nicht recht gehört zu haben. Die Marquise aber wiederholte, damit kein Zweifel übrig bleibe: "Die Heirath kann nicht stattfinden."

"Aber, Mademoiselle," fiel die Herzogin heftig ein, "warum nicht?"

"Ich habe reiflicher nachgedacht," entgegnete Amée, indem sie den Herzog aufhob, "wir sind beide noch zu jung."

"Wann aber wird die Verheirathung stattfinden, die mich nach zwei Monaten glücklich machen sollte? Sprechen Sie, ich warte . . ."

"Wann? fragen Sie mich. Fürchten Sie nicht, daß ich nach einer strengen Handlung ein hartes Wort ausspreche?"

"Sagen Sie um Gotteswillen nicht: niemals; ich dürfte mich sonst in Paris nicht wieder zeigen. Man würde sagen, Sie hätten mich nicht für würdig befunden."

Die alte Herzogin biß aus Zorn in ihren Fächer.

"Ich wäre entehrt und lächerlich gemacht," fuhr der Herzog fort . . . "Bestimmen Sie wenigstens einen Zeitpunkt."

"Nun wohl. Nach zehn Jahren."

"Nach zehn Jahren!" riefen alle Anwesenden aus.

"Ich kann ihr nicht Unrecht geben," meinte dann Chatillon.

"Wir werden also noch zehn Jahre prozessiren," setzte die Herzogin hinzu.

Der Herzog ließ traurig den Kopf sinken.

"Keinen Tag früher," fuhr die Marquise fort. "Nach zehn Jahren wollen wir die Prüfung von Neuem beginnen, uns wieder auf drei Monate abschließen und zusehen, ob wir dann

glücklicher sind. Es steht Ihnen jedoch frei, nicht so lange auf mich zu warten, Herr Herzog."

"D, ich werde warten," entgegnete dieser, indem er die Hand der Herzogin ergriff; „aber," setzte er leise hinzu, „aus Barmherzigkeit, wenn Sie nicht wollen, daß ich den Verstand verliere, theilen Sie mir mit, was Sie zu diesem grausamen Beschlusse bewogen hat."

Die Marquise neigte sich nach dem Ohre des jungen Herzogs und fragte ihn: „Wissen Sie, wem dies blonde Haar angehörte?"

2.

Zehn Jahre sind schnell vergangen, namentlich bei denen, die keine Sorge für den nächsten Tag und kein Gram über die vergangenen beschäftigt. Sie gleiten schlummernd den Strom der Zeit hinab.

Nur hatten diese zehn Jahre das Alter der Personen dieser Geschichte verändert. Die Marquise von Chenevrières stand im fünfundsingzigsten, der Herzog von Roquefeuille im sechsundzwanzigsten Jahre. Chatillon war fünfundsingzig, die Herzogin sechsingzig Jahre alt.

Was war einem Leben in diesem langen Zeitraume geschehen?

Das werden wir sogleich erfahren.

Während die Arbeiter eine große Wohnung in Paris aus schmückten, sagte die Marquise zu Boisroger:

„Sie haben also auf Ihren Reisen und Wanderungen nichts von unserem Herzoge vernommen?"

„Nichts; ich weiß nur so viel, was ich Ihnen bereits gesagt zu haben glaube, daß der Herzog sich nach Westindien einschiffte, wohin ich ihm nicht folgen konnte. Ich begab mich nach Holland, dem mir angewiesenen Verbannungsorte. Seit meiner Rückkehr nach Frankreich, vor ungefähr einem Jahre, habe ich mich sorgsam mit dem Auftrage beschäftigt, den Sie mir gaben, um Ihnen zu beweisen, wie dankbar ich Ihnen dafür bin, daß Sie die Zurücknahme der lettre de cachet vermittelten, die mich lebenslänglich verbannte."

„Warum schreiben Sie aber auch gegen die Großen?"

„Warum sollte ich gegen die Kleinen schreiben?"

Bald fand sich auch die Herzogin ein, und kurz darauf, während eines Wortwechsels derselben mit Boisroger, meldete ein Diener:

„Der Herzog von Roquefeuille."

Die Herzogin begab sich in den Garten und Boisroger in sein Zimmer. Der Herzog trat ein, umarmte die Marquise, und nach einigen gewöhnlichen Redensarten fragte er sogleich: „Erinnern Sie sich Ihres Versprechens noch, das Sie mir vor zehn Jahren gaben?"

„Ich habe eine unbestimmte Erinnerung davon."

„Was hindert uns?"

„Die Prüfung in Choisi-le-Roi zu wiederholen, nicht wahr?"

„Allerdings. Wir sind indeß älter und verständiger ge-

worden, und ich glaube nicht, daß wir die Prüfungszeit auf drei Monate auszudehnen brauchen. Ein einziger Tag, denke ich, wird hinreichend sein."

„Sie sind sehr berebt, Herr Herzog. Wünschen Sie wirklich?"

„Es ist mein größter Wunsch."

„Nun, ich willige ein. . . Wir wollen einen Prüfungstag ansetzen und sogleich den heutigen wählen."

„Sie sind anbetungswürdig."

„Sie schmeicheln schon. Fürchten Sie die Prüfung?"

„Ich gestehe . . ."

„Gestehen Sie Alles, denn die Prüfung muß, wie vor zehn Jahren, mit einer vollständigen Beichte beginnen. . . Sind Sie verliebt gewesen?"

„Ich habe alle Damen etwas geliebt, die Ihnen gleichen, aber Sie sehen selbst ein, daß die Zahl derselben nur klein sein konnte. Und Sie, haben Sie viel geliebt?"

„Ich? Niemanden."

„Ich muß Sie nun daran erinnern, daß unser beiderseitiges Vermögen sich um die Hälfte verringert hat; der Prozeß ist fortgesetzt worden, und wir haben beide verloren."

„Er ist ein schöner Mann und hat in den zehn Jahren viel gewonnen," dachte die Marquise, ohne auf die Worte des Herzogs zu hören, der eine Prise nahm.

„Mein Gott, Sie schnupfen!" unterbrach ihn die Marquise. „Haben Sie mir nicht vor zehn Jahren versprochen, das Schnupfen zu unterlassen?"

Der Herzog schielt so viel Geistesgegenwart, um antworten zu können:

„Der Arzt hat mir den Tabak meiner Augen wegen verordnet."

„Nun, sprechen Sie weiter."

„Ich wollte mir zu bemerken erlauben, daß der Rest unsers Vermögens aufgezehrt werden wird, wenn wir einander nicht heirathen. — Großer Gott!" rief der Herzog plötzlich aus.

„Was ist Ihnen, Herr Herzog?" fragte die Marquise theilnehmend.

„Sie tragen Mouchen und haben Roth aufgelegt, obwohl Sie mir vor zehn Jahren versprochen . . ."

„Allerdings," stammelte die Marquise verlegen; „man hat es mir nicht gerade verordnet, aber man nöthigte mich dazu. Mein Mann verlangte es."

„Ihr Mann? Sie waren verheirathet?"

„Allerdings, aber fahren Sie fort."

„Auch unsere Diener halten sich für verpflichtet, sich gegenseitig zu hassen und einander auf unsere Kosten zu schaden. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Als ich gestern auf der Jagd war . . ."

„Sie jagen, Herr Herzog?"

„Ich hatte mein Versprechen, nicht mehr zu jagen, vergessen, und übrigens verlangte es meine Frau . . ."

„Sie waren also auch verheirathet?"

„Allerdings. Also auf der Jagd bemerkte ich, daß meine

Leute Ihren Wald in Brand stecken, während die Ihrigen Feuer in dem meinigen anlegten, — bloß weil wir einander nicht geheirathet haben.“

Nachdem sie so einander gebeichtet hatten, verziehen sie einander gegenseitig die begangenen Sünden. Gleich darauf erschien Boisroger in dem Zimmer.

„Boisroger hier!“ rief der Herzog sehr verstimmt aus.

„Ich habe ihn in meinen Dienst genommen, als Sie Frankreich verließen. Er ist der Lehrer meines Sohnes geworden.“

„Ihres Sohnes? Sie haben einen Sohn?“

„Ja und eine Tochter. Anselm und Amaranthe.“

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807. Historische Skizze vom Prof. Wilh. Bachsmuth. Berlin, Duncker und Humblot. 1844.

Eine vortreffliche Schilderung der Glanzperiode der deutschen Literatur, so wie der Schöpfer und Förderer derselben! Prof. Bachsmuth hat mit seltenem Fleiße und großer Belesenheit aus zerstreuten Blättern, Biographien, Briefsammlungen u. d. Material zusammengetragen und so aus einzelnen Steinchen ein kunstvolles Mosaikbild zusammengesetzt, auf dem uns die hohen Gestalten der Herzogin Amalie, des Herzogs Carl August, Goethes, Schillers u. d. lebensfrisch entgegen treten. Leider regt aber dieses Bild von vergangenen Tagen nicht bloß Freude und Stolz in jeder deutschen Brust an, sondern auch das niederdrückende Gefühl, wie es seitdem doch so ganz anders geworden ist. Es fehlen uns nicht bloß Geister gleich jenen, welche damals das kleine Weimar zum „Brennpunkte der Intelligenz“, zur geistigen Hauptstadt Deutschlands machten — solche Heroen erscheinen nun einmal nur in langen Zwischenräumen —, sie würden auch, wenn sie wären, jene nothwendige fesselfreie Entwicklung jetzt nicht finden, die ihnen damals ungehemmt gestattet wurde. Ein Treiben und Schreiben gleich jenem der „Kraftgenies“, des jungen Goethe, Schillers und ihrer Genossen wäre in unsern Tagen rein unmöglich, und gleichwohl muß der junge Most gähren und brausen, wenn er sich zum goldenen Weine abklären soll. Goethe und Schiller würden nie das geworden sein, was sie geworden sind, wenn man sie nicht ihre eigenen Wege hätte gehen lassen. Der damalige freigefinnte und hochgebildete Hof von Weimar hat sich das Verdienst erworben, daß er den Geistern und namentlich

auch den jungen und aufstrebenden nicht bloß eine Freistätte, sondern auch Beistand und Förderung gewährte, und Prof. Bachsmuth verdient unsern Dank, daß er gerade in unsern Tagen an jene Zeit erinnerte. Seine Schrift giebt zuerst einen kurzen Ueberblick der deutschen Literatur um das Jahr 1772, beschreibt dann „die Zeit der Raibetät“ unter der Herzogin Amalie und Wieland, „die Zeit genialer Schrankenlosigkeit“ unter Carl August und Goethe, „die Zeit der geistigen Höhe“ Goethes und Schillers, schildert die literarischen und gesellschaftlichen Zustände Weimars und schließt mit „Weimars Verlusten und Trauer“. Einzelheiten lassen sich nicht wohl aus der Schrift ausheben; man muß sie ganz lesen, um den Eindruck ungeschwächt in sich aufnehmen zu können, und wir wünschen, daß sie von recht vielen gelesen werden möge.

Paris im Frühjahr 1843. Briefe, Berichte und Schilderungen von L. Kellstab. 3 Bände. Leipzig, K. F. Köhler 1844.

Da gerade jetzt aus allen Theilen Deutschlands ungewöhnlich Viele nach Paris reisen, namentlich von der dortigen großen Gewerbeausstellung angelockt, so dürfte es an der Zeit sein, an das obige Werk Kellstab's zu erinnern und dasselbe zu empfehlen. Es kann gewissermaßen als Führer in der Hauptstadt Frankreichs dienen, denn obwohl der Verf. sich nicht lange dort aufhielt, so wüßten wir doch kaum irgend einen wichtigen oder interessanten Gegenstand zu nennen, den er nicht gesehen oder beschrieben hätte. Er hat das Möglichste in der Kunst geleistet, in kurzer Zeit viel und vielerlei zu sehen. Aber er ist auch unermüdet und fortwährend auf den Beinen, er rennt und schwigt und läßt sich durch nichts und durch Niemanden zur ungeliebten Zeit aufhalten, denn alles ist genau berechnet, was an dem und dem Tage in der Arbeit des Sehens gethan werden muß. Ueberdies interessirt er sich nicht bloß für Einzelnes in Paris, wie andere Leute, sondern geradezu für Alles, für die Deputirtenkammer und die Hospitäler, für das Theater und die Eisenbahnen, für Wohlthätigkeitsanstalten und Musik u. d. Auch hat er alle Taschen voll Empfehlungsbriefe und besucht ein große Anzahl interessanter Personen, er macht Ausflüge, kurz, man begreift kaum, wie es ihm möglich geworden ist, in Sehen und Hören so viel zu leisten, geschweige wo er die Zeit hernahm, das Gesehene und Gehörte auch noch zu beschreiben, denn vieles ist offenbar auf frischer That, an Ort und Stelle niedergeschrieben worden.

Diese Beschreibung bringt nun allerdings nichts Neues, sie ist nicht pikant oder sogenannt geistreich geschrieben; aber sie verräth überall den practischen, sichern Blick des Verf. und giebt ein gutes, treues Bild von dem gegenwärtigen Zustande von Paris. Namentlich verdienen die Bemerkungen und Kritiken des Verf. über Musik, das Conservatorium und die Theater hervorgehoben zu werden.



Die Marquise.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Nun, es ist dies nichts Außerordentliches,“ erwiderte der Herzog von Roquefeuille, „da Sie verheirathet waren. . Ihre Tochter, denke ich, wird wohl in demselben Alter stehen wie mein Sohn Constantin. .“

„Sie haben auch einen Sohn? Ich möchte ihn sehen.“ — Sie klingelte, es erschien ein Diener und sie sagte zu demselben: „es gehe sogleich Jemand in das Hôtel des Herrn Herzogs und hole dessen Sohn hierher.“ Der Diener entfernte sich.

Nun konnte auch Boisrogier sprechen.

„Ich wollte bloß fragen,“ sagte er, „ob der Herr von Chatillon der Lehrer Anselms ist oder ob ich es bin.“

„Warum diese Frage, lieber Boisrogier?“

„Weil ich nicht mehr Herr über die Zeit Ihres Sohnes bin. Jeden Augenblick entzieht man ihn seinen Studien, bald wegen des Fachtunterrichts, bald wegen einer Ballspielpartie. . Heute noch verlangte Herr v. Chatillon, daß Anselm mit ihm frühstücke und Sie wissen, wie der Herr frühstückt. Ihr Sohn hat sehr viel Champagner getrunken; er singt, Herr von Chatillon singt ebenfalls und beide machen einen Heidentärm.“

Der Vicomte von Chatillon, der leise eingetreten war, hatte alles mit angehört.

„Ja, ich habe alles dies gethan,“ sagte er jetzt. „Soll ich mit meinem Erben nicht leben, wie mir es beliebt? Ach, willkommen, lieber Herzog! Gut, daß Sie da sind; richten Sie zwischen uns. Soll ich ihm 250,000 Livr. hinterlassen, damit er ein Kopfhänger und ein Büchernarr werde? Ein, wenn auch etwas lieberlicher, Lebemann ist mir tausendmal lieber, denn ein solcher stiftet keine Unruhen im Lande an und macht keine Frau unglücklich, weil er nicht heirathet. Noch eine Ballspielpartie und ich überlasse ihn für heute an Sie. Wie viel wird das arme Kind lernen müssen!“

„Wenn Herr von Chatillon seinen Einfluß auf den Knaben nicht aufgibt, muß ich die Frau Marquise bitten, mich aus ihrem Dienste zu entlassen.“

Boisrogier wollte sich entfernen, die Marquise hielt ihn aber mit einem herzlichen Händedrucke zurück, während der Herzog ihr zuflüsterte, sie möge den Wunsch Boisrogiers erfüllen und ihn entlassen.

„Nein,“ antwortete sie laut, „ich bin nie zufriedener mit Ihnen gewesen, Boisrogier, als jetzt. Empfangen Sie öffentlich meinen Dank.“

In diesem Augenblicke kam die Herzogin aus dem Garten zurück und ihr Sohn trat ihr mit den Worten entgegen:

„Die Marquise will mir jetzt ihre Hand reichen.“

„Ich freue mich außerordentlich darüber,“ antwortete die Herzogin, während man Mademoiselle Bonneval anmeldete.

Die Marquise wich erschrocken zurück. „Mademoiselle Bonneval!“ rief sie aus, dann setzte sie aber hinzu, um ihre Gefühle nicht zu sehr zu verrathen: „Welche allerliebste Ueberraschung! Es ist heute ein Tag seltenen Glückes für mich. Sie soll mich in dem Zimmer meines Sohnes erwarten.“

„Sie läßt dem Herrn Herzog sagen,“ setzte der Diener hinzu, „daß sie den jungen Herrn Constantin mitgebracht habe.“

„So mögen die beiden Knaben, Constantin und Anselm, unterdeß miteinander spielen. — Wie?“ dachte sie bei sich; „Mademoiselle Bonneval ist seit zehn Jahren in dem Dienste des Herzogs von Roquefeuille! — Sie haben mir nicht gesagt, werther Herzog,“ fuhr sie lächelnd fort, „daß Mademoiselle Bonneval, nachdem sie mich verlassen hatte, in Ihre Dienste getreten sei.“

„Ja,“ entgegnete der Herzog etwas verlegen, „sie trat vor zehn Jahren in unser Haus. Anfangs war sie Gesellschafterin meiner Frau, — man gewöhnt sich an die Leute, — die Zeit, — die vielfachen Dienste. .“

Die Marquise schwieg.

Die alte Herzogin stand wie auf Kohlen.

„Seit dem Tode meiner Frau,“ fuhr der Herzog fort, „ist sie Gouvernante meines Sohnes, weil ich mit ihr besonders zufrieden war.“

„Herr Herzog,“ sagte die Marquise leise, „das blonde Haar am Knopfe des Handschuhs war also wirklich eines von Mademoiselle Bonneval!“

„Und wer gab Ihnen das Portrait?“ entgegnete der Herzog.

„Lieber Herzog, wir wollen diese Sache völlig abschneiden und vergessen. Ich bestehe deshalb darauf, daß Sie Mademoiselle Bonneval sofort entlassen.“

„Wie?“ entgegnete der Herzog, der sich noch der Worte erinnerte, mit denen die Marquise sich geweigert hatte, Boisroger zu entlassen, „Sie verlangen, daß ich diejenige aus meinem Hause entferne, die meinen Sohn so liebevoll pflegt, und Sie haben keinen andern Grund dazu, als eine Laune? Nein, Sie haben gewiß eine bessere Meinung von meiner Dankbarkeit.“

„Herr Herzog, unser Prüfungstag wird bald zu Ende gehen.“

„Ich weiß es, und werden Sie Boisroger entlassen?“

„Schicken Sie Mademoiselle Bonneval fort?“ Dann wendete Sie sich an Boisroger, hielt eine Anrede voll Anerkennung und Dankbarkeit wegen der ihr geleisteten Dienste und setzte hinzu: „Ich bin Ihnen eine wohlverdiente Vergeltung schuldig. Nehmen Sie von mir 20,000 Livres an und verheirathen Sie sich morgen mit Mademoiselle Bonneval, der ich ebensoviele geben werde.“

Boisroger, der aufmerksam zugehört hatte, antwortete: „Da Sie die Dienste, welche ich Ihnen zu leisten mich bemühte, so wohlwollend anerkennen und mit der Erziehung Ihres Sohnes so ganz zufrieden sind, so erlauben Sie, daß ich dieselbe auch noch länger leite. Ich will Sie gern um die Erlaubniß bitten, Mademoiselle Bonneval meine Hand bieten zu dürfen, nachdem ich die Erziehung Ihres Sohnes beendigt habe.“

Die Marquise und der Herzog sahen einander an, Boisroger aber setzte hinzu: „Ich bitte um einen Aufschub von fünf Jahren.“

Die Herzogin konnte ihren Aerger kaum verbergen, die Marquise aber sagte zu dem Herzoge:

„Unsere Vermählung wird also abermals um fünf Jahre hinausgeschoben. Ich werde dann dreißig Jahre alt sein. Doch schwöre ich Ihnen, bis dahin mich nicht zu verheirathen, und wenn sich ein regierender Fürst um mich bewürbe.“

„Also noch fünf Jahre!“

3.

Es war im Jahre 1795, traurigen Andenkens. Die schönen Schlösser an der Seine und Loire fielen unter den Schlägen des Revolutionshammers und das der Marquise wurde verwüstet wie die anderen. Der Zerstörung der Schlösser folgte die Verbannung der Personen. Man verbannte, wie man gemordet hatte. Die Adligen, welche den Muth, oder vielmehr die Tollkühnheit gehabt hatten, in Frankreich zu bleiben, führten ein entsetzliches Leben voll Angst und Sorgen.

„Mein Gott!“ rief Amaranthe, die Tochter der Marquise, aus, „meine Mutter kommt nicht zurück! Ich habe diesen Morgen Kanonen unter unsern Fenstern hinsfahren sehen, ich

hörte die Sturmglocke läuten; was giebt es in Paris? Ich bin immer in Angst, wenn meine Mutter so lange abwesend ist. Wenn man sie in ihrer Bekleidung erkannt hätte! Ach in welcher traurigen Zeit leben wir! Man hört von nichts, als von Mord und Raub. Und meine Mutter muß, damit man ihren Rang nicht errathe, die Kleidung einer Magd in einem Hause tragen, in welchem sie sonst von zwanzig Leuten bedient wurde!“ Mit einem Freudenschrei unterbrach sich Amaranthe, denn sie sah ihre Mutter eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Ernst III., Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha.

Der Herzog Ernst III., der am 2. Januar 1784 geboren wurde, am 9. December 1806 zur Regierung gelangte und im Januar 1844 starb, war von Person eine hohe, kräftige, imponirende Gestalt, ein Mann, der stets seine Würde zu behaupten wußte, aber gegen Jedermann freundliches Wohlwollen bewies, weshalb er auch bei seinen Unterthanen sehr beliebt war. Nur in den letzten Jahren wurde die Eintracht und das gegenseitige Vertrauen durch Verfassungswirren einigermaßen getrübt, deren Erzählung nicht hierher gehört. Er war äußerst thätig, bewegte sich viel im Freien, kannte alle Theile seines Landes aus eigener Anschauung und verband mit der lebendigsten Liebe für Naturschönheiten einen gebildeten Geschmack und Neigung zum Bauen und Verschönern; Beweise davon sind das Schloß und die Rosenau in Coburg, das neue Theater in Gotha und das herrliche Reinharbsbrunnen mit seinen reizenden Anlagen.

In seltener Weise hat ihn und sein Haus das Glück begünstigt. Sein Bruder Ferdinand vermählte sich mit der reichsten Erbin in Ungarn, der Fürstin von Kohary, sein jüngerer Bruder Leopold stieg auf dem Throne Belgiens und seine Schwester Victoria vermählte sich zum zweiten Male mit dem Herzoge von Kent und wurde die Mutter der Königin Victoria von England. Sein jüngerer Sohn wurde von dieser Königin von England zum Gemahl erkoren, während sein Neffe, Ferdinand, der älteste Sohn seines Bruders Ferdinand, mit der Königin von Portugal, Donna Maria, ein anderer Neffe, der zweite Sohn Ferdinands, mit der Tochter des Königs der Franzosen, Prinzessin Clementine, und seine Nichte, die Tochter Ferdinands, mit dem Sohne Ludwig Philipps, dem Herzoge von Nemours, sich vermählten. Auf drei europäischen Thronen also, Englands, Belgiens und Frankreichs, werden in der nächsten Generation Könige aus sächsischem Stamme sitzen.

Die von diesem Herzoge beigelegte Abbildung in ganzer Figur stellt denselben in dem Augenblick dar, in welchem er, bei seinem letzten Besuche in England, in Woolwich an's Land stieg.



(Ernst III., Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha.)



1818. III. DAVIES FOR GEORGE (1818) AND (1818)



Die Marquise.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Liebes Kind,“ sagte die Marquise in der Tracht der Dienstmädchen jener Zeit, aber noch immer hübsch, „ich komme vom Markte und da sieh, was ich bringe.“

„Dein Korb ist sehr leicht, Mama.“

„Ich komme auch von einem seltsamen Markt. Obst war nicht da, aber man las die Bülletins der Armee von der Sambre und Maas; Gemüse gab es nicht, dagegen war viel von der Auflösung der Volksgesellschaften die Rede; Wildpret fand ich nicht, aber viele Leute, die an der Thüre des Bäckers auf ihre Ration schwarzes Brod warteten. So bringe ich denn vom Markte — Schwarzbrod!“

„Ach, liebe Mutter,“ sagte Amaranthe, indem sie die Marquise umarmte, „und Du warest sonst so reich.“

„Mein Kind, ich habe mich nie wohler befunden, als jetzt, da ich Magd bin. Sonst konnte ich nicht zehn Minuten auf dem Pflaster gehen, jetzt laufe ich den ganzen Tag umher, ohne müde zu werden. Sonst brauchte ich weiche Sessel, warme Eiderdunen und verschief drei Vierteltheile der Zeit sehr schlecht; jetzt schlafe ich ein, sobald ich mich niederlege, und wache erst früh wieder auf.“

„Ich höre Dich aber doch in der Nacht oftmals seufzen.“

„Das geschieht im Schlafe. Kümmer Dich nicht, sondern lache, denn ich habe Dir eine gute Nachricht mitzutheilen.“

„Sieht es in unserer Zeit auch noch gute Nachrichten?“

„Ja. Höre nur. Du kennst doch den Sohn des Herzogs von Roquefeuille, den jungen Constantin? Er kommt heute an.“

Amaranthe suchte sich zu erinnern.

„Erinnerst Du Dich der schönen Tage nicht mehr, die ihr vor fünf Jahren mit einander verbrachtet?“

„Vor fünf Jahren?“

„Ja.“

„Rein, Mutter, ich weiß davon nichts mehr. Doch, doch, ich fuhr einmal mit ihm nach Versailles, und man zeigte mir den König, die Königin, den Hof, die Garde du Corps; jetzt besinne ich mich.“

„Denke Dir, er kommt mit seinem Vater von Rennes an. Wie sie uns lieben müssen! Sie wagen ihr Leben, um uns zu sehen. Wenn sie entdeckt werden, wenn man sie ergreift, wird man beiden den Prozeß machen, — gräßlicher Gedanke!“

„Warum sich so aussetzen?“

„Liebes Kind, sie lieben uns, sie seufzen unter denselben Leiden und müssen, gleich uns, irgend ein Gewerbe ergreifen, um sich zu verbergen und sich Unterhalt zu verschaffen. Die Herzogin von Roquefeuille ist auf dem Schaffot gestorben und Fräulein von Bonneval endigte ihr Leben in der Verbannung. Ich habe den guten Herzog nie mehr geliebt, als seit er so unglücklich gewesen ist. Doch wir wollen uns ganz der Freude überlassen, sie heute wiederzusehen, aber auch nicht vergessen, daß sie wahrscheinlich halb verhungert ankommen. Sorge also für das Frühstück, liebe Amaranthe. Sie werden keine großen Anforderungen machen.“

„Sie würden uns auch sehr in Verlegenheit bringen, wenn sie das thun wollten. Wir haben ja nichts als Eier und Schwarzbrod.“

„Es lebe die Republik!“ setzte die Marquise hinzu, indem sie die Tochter auf die Wange klopfte.

Amaranthe ging hinaus.

„Wenn ich mich nicht so heiter und sorglos stellte, würde meine Amaranthe vor Traurigkeit sterben. Ich freue mich ungemein, wenn mir diese Heuchelei gelingt, denn es ist leider nicht immer der Fall. Heute zum Beispiel habe ich ihr recht wohl angesehen, daß sie mir nicht so recht glaubte, und sie hatte vollkommen Recht. Der Herzog ist mit seinem Sohne unterwegs und die Straßen werden durch Räuber so unsicher gemacht! Wirklich, ich habe nie so innigen Antheil an ihnen genommen als jetzt.“ — Die Marquise konnte ihre Thränen nicht verbergen, aber sie trocknete die Augen bald, denn es kam Jemand, und sie konnte doch unmöglich in Gegenwart von Amaranthen weinen.

Es war nicht Amaranthe, sondern ein junger Mann in Postillontracht, den Wachstuchhut auf einem Ohre und die Peitsche in der Hand, trat von Staub bedeckt herein und fragte nach Mademoiselle Katharine.

„Ich habe ihr diesen Brief zu übergeben,“ sagte er.

Die Marquise hatte Constantin, den Sohn des Herzogs, erkannt.

„Geben Sie her.“

Die Marquise nahm den Brief und erbrach ihn hastig.

„Was thun Sie?“ fragte Constantin.

„Lieber Postillon, die Marquise, Catharine und ich sind eine und dieselbe Person,“ entgegnete sie, während sie den Brief überflog. Der Herzog meldete ihr, daß er unterwegs sei und erst einige Stunden nach seinem Sohne ankommen würde, weil er verhaftet worden sei.

„Ach, ich verstehe,“ sagte Constantin, „Sie sind die Tochter der Frau Marquise, und ich, Mademoiselle, ich bin der Sohn des Herzogs von Roquefeuille.“

„Er hält mich für Amaranthe — äußerst schmeichelhaft. Er ist wirklich ein hübscher junger Mann, ganz das Ebenbild seines Vaters.“

„Mein Vater irrt sich nicht, als er mir sagte, Sie würden der Marquise, Ihrer Frau Mutter, sehr ähnlich und folglich sehr grazios, sehr hübsch sein sehr . . .“

„Genug, genug,“ unterbrach ihn die Marquise, „meine Mutter liebt die Complimente nicht und darin gleiche ich ihr allerdings . . .“

„Weisen Sie meine Worte nicht zurück, denn Sie wissen, die Aeltern verfügen bisweilen über den Willen ihrer Kinder, die ihnen bald nicht folgen mögen, bald . . .“

„Recht gern folgen . . .“

„Mein Vater hat mir befohlen . . .“

„Und Sie sind nicht geneigt, zu gehorchen.“

„Nein.“

„Und was hat er Ihnen befohlen?“

„Er hat mir immer gesagt, er sei geneigt, bei Ihrer Frau Mutter um Ihre Hand für mich zu bitten und . . .“

„Ach, mein Gott!“ dachte die Marquise; „es ist nicht bloß eine Liebeserklärung, sondern ein Heirathsantrag . . . Und Sie wollten,“ setzte sie laut hinzu.

„Sie heirathen.“

„Mich?“ entgegnete die Marquise.

„Mein Gott, ja,“ sprach Constantin in großer Verlegenheit.

„Ihr Antrag kommt mir sehr unerwartet,“ sagte die Marquise, „ich weiß, daß Ihr Vater und meine Mutter die Absicht hatten, . . . aber die Zeit ändert die besten Pläne . . . Wenn Ihr Vater . . .“

Constantin wartete ungeduldig auf eine Antwort.

„Wenn Ihr Vater mir diesen Antrag machen sollte,“ fuhr die Marquise fort.

„Ihrer Frau Mutter, meinen Sie?“

„Meiner Mutter, allerdings, so würde er, glaube ich, von ihr wohl kaum zurückgewiesen werden.“

„Und würden auch Sie ihn günstig aufnehmen?“

„Erlauben Sie, daß ich Ihre Ankunft meiner Mutter melde,“ antwortete die Marquise.

„Wahrhaftig,“ dachte Constantin, als er allein war, „mein Vater muß Mademoiselle Amaranthe, die Tochter der Frau Marquise, ganz vergessen haben, denn er hat mir sie nie so beschrieben, wie ich sie vor mir sehe. Er hat mir die Farbe ihres Haares und ihrer Augen falsch beschrieben. Ich verliere allerdings bei diesem Irrthume meines Vaters nichts, aber wie konnte er sich so täuschen?“

In diesen Gedanken wurde Constantin durch die Ankunft seines Vaters unterbrochen, den er später erst erwartet hatte.

„Nun, lieber Sohn,“ sagte der Herzog, „hast Du meinen Brief der Marquise gegeben?“

„So ziemlich; ich gab ihn der Tochter.“

„Desto besser; so hast Du eine gute Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen. Wie gefällt sie Dir?“

„Sie ist sehr, sehr schön und hat mich durch ihren Geist und die Sicherheit in ihrem Benehmen überrascht.“

„Das Unglück ist eine gute Schule.“

„Ich bin entzückt. Und wenn es noch Ihre Meinung ist, Vater, daß ich sie heirathen soll, so bringen Sie in die Marquise, daß sie ihre Zustimmung giebt. Sie kann sie nicht versagen, nicht wahr?“

„Aber die Tochter?“

„Ohne mich zu rühmen, Vater, ich glaube ihr nicht ganz gleichgültig zu sein.“

„Constantin, ich kenne mehr als einen Mann, der sich durch den Schein täuschen ließ. Ich werde indes heute noch mit der Frau Marquise sprechen.“

Constantin drückte dem Vater innig die Hand.

„Uebrigens,“ setzte der Vater hinzu, „bist Du ein ernster junger Mann, und ich kann Dir wohl etwas anvertrauen . . .“

„Sprechen Sie, Vater.“

„Ich habe die Frau Marquise, die Mutter Amaranthens, die Du so hübsch findest, sonst sehr genau gekannt.“

„Ich finde sie nicht bloß hübsch, ich liebe sie.“

„Ich liebte sonst ihre Mutter.“

„Sie haben auch geliebt, Vater?“

„Die Söhne wundern sich immer ungemein, daß ihre Väter geliebt haben! — Umstände, die ich beklage, hinderten mich zwei Mal, die Hand zu erhalten, die mir versprochen, zugesichert war . . .“

„Welches Unglück!“

„Nun das Unglück ist so groß gerade nicht, da Du Dich heute nicht um die Tochter bewerben könntest, wenn ich die Mutter geheirathet hätte.“

„Sie haben Recht.“

„Diese Heirath würde übrigens, wenn sie stattgefunden hätte, unserm ewigen Prozeß mit den Chenevières ein Ende gemacht haben. Das Schicksal wollte es nicht. Ich trage allerdings einige Schuld daran; die Marquise aber auch . . . Lassen wir also die Vergangenheit, denn die Gegenwart wird alles wieder ausgleichen. Ich bin Wittwer, die Marquise ist Wittve, wir sind beide unglücklich und haben keine thörichten

Gründe mehr, eine so nützliche und passende Verbindung noch länger hinauszuschieben."

"Ohne Zweifel," fiel Constantin ein, der den Schluß dieser vertraulichen Mittheilung schon voraus sah.

"Ich kann Dir sogar gestehen," fuhr der Herzog fort, "daß die Marquise in dem Augenblicke, als sie mir ihre Hand zum zweiten Male versagte, freiwillig sich verpflichtete, sie mir nach fünf Jahren zu gewähren. Die fünf Jahre sind vergangen und da mir an der Erfüllung eines so angenehmen Versprechens natürlich viel gelegen ist, so habe ich die Reise unternommen, um sie daran zu erinnern. Ich täusche mich gewiß nicht, daß wir Beide, Du und ich, an einem Tage Hochzeit halten."

"Mein Glück würde doppelt sein," sagte Constantin, "denn Sie gäben mir an einem Tage eine Mutter und eine Frau."

In diesem Augenblicke trat Amaranthe in das Zimmer. Der Herzog und dessen Sohn schwiegen und keiner hatte die Tochter der Marquise erkannt.

"Der Mann, welcher einen Brief brachte," sagte Amaranthe, "wird gebeten, in das Nebenzimmer zu treten."

"Die Tochter der Marquise," sagte Constantin leise zu seinem Vater, "läßt mich wahrscheinlich rufen, um mich ihrer Mutter vorzustellen, da sie von Ihrer Ankunft noch nichts weiß. Ich werde Sie bei beiden anmelden."

Constantin ging und ließ seinen Vater mit Amaranthe allein.

"Der Herr Herzog von Roquefeuille erkennt mich also nicht?" fragte sie, sobald Constantin fortgegangen war.

"Wie? Sie wären . . .?"

"Ich bin die Tochter . . ."

"Der Marquise?"

"Ja wohl."

"Liebes Kind!"

"Ich wollte Sie vor jenem Fremden nicht erkennen, um Sie nicht etwa in Gefahr zu bringen. Ich habe Sie nie vergessen und erinnere mich noch deutlich des Tages, an welchem Sie mich an den Hof zu Versailles führten. Haben Sie das vergessen?"

"Ich glaube mich allerdings noch zu erinnern . . ."

"Sie stellten mich dem Könige und der Königin vor, die bereits sehr traurig war. Sie küßte mich. Ach, wie hätte ich Sie vergessen können, Herr Herzog!"

"Mein Vergessen würde unverzeihlich sein," entgegnete der Herzog, "wenn Sie nicht selbst Sorge getragen hätten, mich einigermaßen zu entschuldigen, indem Sie aus dem Kinde, das Sie noch vor fünf Jahren waren, eine so schöne Dame geworden sind."

Amaranthe erröthete und erblickte abwechselnd und stammelte, während sie einen Schrank öffnete: "Da ist eine Zeichnung, die ich aus dem Gedächtniß von allem entworfen habe, was ich an jenem Tage mit Ihnen sah."

"Das ist vortrefflich!" rief der Herzog aus.

"O, ich beschwöre Sie, sagen Sie meiner Mutter nichts davon."

"Warum dieses Geheimniß?"

"Ich habe keinen Grund dazu."

"Mein Portrait!" rief dann der Herzog wieder, der bis dahin den König auf dem Bildchen vorzugsweise betrachtet hatte. "Ja, das bin ich."

Amaranthe ließ das Köpfchen sinken.

Der Herzog sank beugend auf seine Knie und sprach:

"Ach Zeit der Ehre und der Hingebung!" — Er konnte vor Thränen nicht weiter sprechen. — "Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen!" Dann ergriff er die Hand Amaranthes und küßte sie mit warmer Verehrung. "O, daß ich eine Krone besäße, um sie auf Ihre Stirn zu setzen, oder Geld, um Ihnen wenigstens ein Ihrer würdiges Andenken zu geben, aber ich bin eben nichts mehr als ein armer Schiffer aus der Bretagne."

"Stehen Sie auf," sprach Amaranthe, die das Bild zu verbergen suchte. "Man kommt! es ist meine Mutter . . ."

Wirklich trat die Marquise mit Constantin ein.

"Vater!" rief Constantin aus.

"Der Herr Herzog auf den Knien vor meiner Tochter!" sprach die Marquise.

"Ihre Tochter!" rief Constantin.

"Was hältst Du da? Was verbirgst Du? — eine Zeichnung?"

"Ja, liebe Mutter, ein Pastellgemälde, das ich ohne Dein Vorwissen entworfen habe, damit Du nicht schelten solltest über den Zeitverlust."

"Du liebes Kind!"

"Bürnen Sie mir noch?" fragte der Herzog.

"Nein, lieber Herzog, nein."

"Und Sie wundern sich, daß ich vor dem lieben Kinde auf die Knie sank, nachdem ich das Zeugniß eines so schönen Talentes in Verbindung mit so reiner Bescheidenheit gesehen habe?"

Amaranthe lag in den Armen der Marquise und man konnte sie in diesem Augenblicke für Schwestern halten.

"Erlauben Sie mir jetzt," sagte der Herzog zu Amaranthe, "daß ich Ihnen meinen Sohn, den Marquis von Roquefeuille, vorstelle."

Die beiden jungen Leute begrüßten einander mit mehr Artigkeit und Verwunderung als Herzlichkeit.

"Frau Marquise," fuhr sodann der Herzog fort, "mein Sohn hat mich erst vor wenigen Augenblicken dringend gebeten, Sie um die Hand Ihrer Tochter für ihn zu bitten, was er für die höchste Gunst ansehen wird. Halten Sie ihn in jeder Hinsicht der Ehre würdig, die er erstrebt, wenn er in Ihre Familie aufgenommen zu werden wünscht."

"Der Herr Marquis von Roquefeuille," antwortete die Marquise, "war einer Genehmigung gewiß, die Sie wünschen und die er selbst so sehr verdient."

„Ihr werdet, wenn Ihr wollet, und Ihr werdet es wol-
len,“ fuhr der Herzog zu seinem Sohne und Amaranthe ge-
wendet fort, „Euere guten Keltern trösten, die von Euch ein
Glück erwarten, das sie selbst nicht zu erreichen vermochten.“

Der Herzog sprach diese Worte so gefühlvoll, daß die Mar-
quise in diesem Augenblicke für ihn mehr empfand als Dank-
barkeit und Liebe. Sie fühlte Bedauern.

Die beiden jungen Leute dagegen standen noch immer stumm
da und ihre Gedanken zeigten sich in ihren unruhigen Blicken.

„Der Wille meiner Mutter,“ sagte endlich Amaranthe,
„soll auch der meinige sein.“

„Ich habe den Befehlen meines Vaters zu gehorchen,“
sprach seiner Seits Constantin mit kalter Würde, ohne seine
Blicke von der Marquise abwenden zu können.

Im achtzehnten Jahrhunderte, der Zeit der väterlichen Au-
torität, hatten diese Antworten nicht den Sinn, welchen sie
heut zu Tage haben würden. Gehorchen hieß damals nicht
gerade der Gewalt nachgeben, sondern aus Pflicht, und noch
mehr aus Gewohnheit einwilligen.

Amaranthe trat jedoch ein wenig aus diesen Regeln des
kündlichen Gehorsams heraus, indem sie sich zu dem Ohre ihrer
Mutter neigte, die nur die Worte verstand: „Mutter, ich muß
zwei Minuten mit Dir unter vier Augen sprechen.“

Constantin hatte schon vorher zu seinem Vater gesagt:
„Ich bitte, daß Sie nichts entscheiden, bevor Sie mich gehört
haben.“

Mit einem Male traten die vier Personen an ein Fenster,
um auf den öffentlichen Ausrufer zu hören, der sehr deutlich
auf der Straße rief:

„Hier ist das Urtheil, das den ehemaligen Vicomte von
Chatillon zum Tode verurtheilt, weil er nach Frankreich zu-
rückgekehrt ist. Sein Urtheil und seine Hinrichtung. Ein Sou!
kauft!“

„Mein Oheim ist hingerichtet worden!“ rief die Marquise
entsetzt aus und man klagte und weinte noch in dem Zimmer
über den Tod des unglücklichen Vicomte, als an die Thüre ge-
klopft wurde.

Amaranthe öffnete und was sah sie? Wen erkannte sie?
— Chatillon! Sie konnte nichts weiter sagen als: „Mutter!
Mutter!“ denn die Ueberraschung hatte ihre Zunge gelähmt.
Auch die Marquise blieb wie erstarrt stehen, als sie ihren Oheim
erkannte.

„Sie sind also nicht gestorben?“ fragte sie endlich.

„Ich darf noch hoffen, wie Sie sehen, liebe Nichte.“

„Aber jenes Urtheil?“

„Da ist es.“

„Und der Ausrufer?“

„Ich bin es.“

„Sie?“

„Ich selbst. Es ist eine Wette, die ich in Coblenz einge-
gangen bin.“

„Eine Wette?“

„Ja, die Wette, als Emigrirter und zum Tode Verur-
theilter nach Paris zu gehen, Sie aufzusuchen und nach Coblenz
abzuholen. Um sie zu gewinnen, mußte ich ein Mittel erden-
ken, halb Frankreich zu durchreisen, ohne erkannt, ohne verhaftet
zu werden. Zu welchem Vorwande sollte ich greifen, welche
Lüge sollte ich erfinden, welche Verkleidung annehmen, um so
viele Soldaten, so viele Spione, so viele Angeber zu täuschen?
Ich fand nichts Besseres, als mich in einen öffentlichen Aus-
rufer zu verwandeln und meine eigene Verurtheilung von Stadt
zu Stadt, von Dorf zu Dorf zu colportiren. Sobald ich diese
graue Blouse da gekauft hatte, fing ich an, aus vollem Halse
von der Grenze an bis nach Paris meine eigene Verurtheilung
und Hinrichtung auszusprechen, wie Sie es eben unter Ihren
Fenstern gehört haben werden. Für heute aber mag es genug
sein,“ setzte er hinzu, indem er seine Blouse und die zwei- bis
dreihundert Exemplare, die er unter dem Arme trug, in eine
Ecke warf.

„Lieber Oheim, haben Sie den Verstand verloren?“

„Liebe Nichte, ein Weiser wäre an meiner Stelle guillo-
tinirt worden. Ich habe wenigstens die Hälfte meiner Wette
gewonnen.“

„Und das Schaffot verdient,“ sagte Jemand, indem er
die Thüre öffnete.

Alle erblickten bei den ersten Worten — Boisrogers, denn
er war es.

„Ja, das Schaffot. Sie sind in Paris erkannt worden
und die Polizei hat Ihnen folgen lassen, um zu wissen, in wel-
ches Haus Sie gehen.“

„Was schadet das am Ende?“ entgegnete Chatillon. „Er-
lauben Sie mir zu sagen, mein lieber Boisrogers, daß Sie ein
seltsamer, sehr seltsamer Mensch sind. Vor funfzehn Jahren
waren Sie Secretair oder Diener in dem Hause meiner Nichte
und lebten auf Kosten derselben; ich bin lange so gutmüthig
gewesen, von meiner Nichte keine Rechenschaft von ihrer Schwach-
heit für einen Mann, wie Sie, zu verlangen, aber das Ge-
heimniß muß endlich, denke ich, aufgeklärt werden. Es würde
mir, ich gestehe es, Freude machen, wenn ich, bevor ich das
Schaffot besteige, erfahren könnte, wer Sie eigentlich sind, da
Sie wissen, was bei der Polizei vorgeht.“

„Eine solche Frage in einem solchen Augenblicke . . .“

„Der Augenblick kann nicht besser gewählt sein. Wenn
man mir morgen den Kopf abschlägt, habe ich übermorgen
keine Zeit mehr, das zu erfahren, was ich so gerne wissen
möchte.“

(Fortsetzung folgt.)



Dwarkanauth Tagore.

Es ist den Lesern wahrscheinlich aus den Zeitungen bekannt, daß der Brahmine Dwarkanauth Tagore, der eine Reise nach England unternommen, und sich während seines längeren Aufenthaltes daselbst mit der europäischen Gesittung vertraut gemacht, bei seiner Rückkehr nach Indien, weil er den Regeln seines Standes entgegen in Gesellschaft von Weltleuten und Sündern gegessen und getrunken, von seinen Collegen für unrein erklärt, aus der Priester caste ausgestoßen und den Variahs

zugefellt worden ist. Das Bild stellt die Züge dieses indischen Priesters dar, welcher in London allgemeines Interesse erregte. Es ist nach einer sehr gelungenen Büste copirt, welcher während einer der letzten Londoner Kunstausstellungen vorzügliche Aufmerksamkeit und das Lob der Kenner zu Theil ward.

In Bezug auf die Ausstoßung aus einer Caste sagt Dubois: „Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese verachtete Rasse (die Variahs) ihren Ursprung Wechselheirathen zwischen Individuen aus allen Casten verdankt, Individuen, welche ihrer schlech-



(Dwarkanauth Tagore.)

ten Aufführung und der Uebertretung der Gesetze ihrer Caste wegen ausgestoßen worden waren. Es war vorauszusehen, daß sie sich jedem Excess ohne Rückhalt überlassen würden. In diesem Zustande von Abgeschiedenheit leben sie noch heutzutage. Was können wir wohl aus allem diesen natürlicher Weise schließen, wo nicht, daß die Ursachen, weshalb Menschen gewöhnlich aus ihrer Caste (Rangordnung) ausgestoßen werden, an sich höchst gehässig und empörend sein müssen? Indes bemerkt er auf einer andern Seite: — „Ausschließung aus einer Caste findet oft ohne große Umstände, ja bisweilen in Folge von Haß oder Grille statt. Dergleichen Fälle treten ein, wenn Individuen aus irgend einem Beweggrunde sich entweder ganz oder theilweise weigern, Hochzeits- oder Begräbnißfeierlichkeiten ihrer Verwandten und Freunde beizuwohnen, oder bei dergleichen sie selbst betreffenden Gelegenheiten Diejenigen einzuladen, welche ein Recht haben, gegenwärtig zu sein. Personen, welche auf die besagte Weise ausgeschlossen worden sind, verfehlen niemals, gegen diejenigen, von denen sie die Beleidigung erlitten haben, aufzutreten und Genugthuung für die Verletzung ihrer Ehre zu fordern. Dergleichen Fälle werden gewöhnlich durch Vergleiche entschieden.“ Er fügt ferner hinzu: „Es ist nicht nothwendig, daß Verletzung der Castengebräuche absichtlich oder von großem Belang sei. So traf sich meines

Wissens unlängst, daß einige Brahminen, die in meiner Nachbarschaft wohnen, weil sie überführt worden, mit einem als Brahmine verkleideten Sudra an einem öffentlichen Mahle Theil genommen zu haben (ein dem oben mitgetheilten entsprechender Fall), aus ihrer Caste ausgestoßen und nicht eher wieder in dieselbe aufgenommen wurden, als nachdem sie sich einer Anzahl sowohl lästiger, als kostspieliger Ceremonien unterzogen hatten.“

Hieraus folgt nicht nothwendiger Weise, daß die Vorfahren der Variahs eine unmoralische oder verlassene Rasse waren. Unter einem lächerlichen, nichtsagenden Vorwande wurden sie aus ihrer Caste ausgestoßen, und wahrscheinlich mögen sie wohl in einigen Fällen durch Armuth, in andern durch verwundeten Stolz abgehalten worden sein, sich den zur Wiederaufnahme erforderlichen sowohl lächerlichen als kostspieligen Ceremonien zu unterziehen.

Ihre gegenwärtige Stellung und Beschäftigungen beschreibt Dubois folgendermaßen: — „Wenn aber die Caste der Variahs in allgemeiner Verachtung steht, so muß man zugeben, daß sie diese wegen der Aufführung und Lebensweise ihrer Mitglieder verdient. Die meisten Variahs verkaufen sich selbst mit Weib und Kind als Slaven an Pächter und Landleute, von denen sie mit den schwersten landwirthschaftlichen Arbeiten belastet



(nach dem Original)

und mit der empörendsten Strenge behandelt werden. Sie sind auch die Rothkärner der Dörfer, sie müssen die Wege stets rein erhalten und allen Unrath, der sich in den Häusern angesammelt hat, fortschaffen. Indes werden gerade diese, trotz ihrer niedrigen, schmutzigen Verrichtung, besser behandelt, als die übrigen, weil ihnen, außer der ekelhaften Arbeit, die wir so eben erwähnt haben, noch das reinlichere Geschäft obliegt, das Wasser der Teiche und Kanäle in den Reisplantagen der Dorfbewohner zu vertheilen, und letztere können aus diesem Grunde sich eines Gefühls von Dankbarkeit gegen die Unglücklichen nicht erwehren. Einige Varias, welche nicht in einem solchen Zustande von Sklaverei leben, haben die Pferde einzelner Individuen, oder der Armee, oder die Elephanten zu besorgen; desgleichen werden sie als Thürknecht oder Boten gebraucht. In einigen Theilen Indiens ist ihnen sogar erlaubt, das Land zu ihrem eigenen Besten anzubauen, und in anderen dürfen sie das erworbene Handwerk betreiben. In neuerer Zeit sind sie gelegentlich sowohl in die europäischen Heere, als auch unter die Truppen der eingeborenen Fürsten aufgenommen worden und haben sich als Soldaten Ruhm und Auszeichnung erworben. Hinsichtlich des Muthes stehen sie keiner anderen hindostanischen Gaste nach, allein die ihnen zu Theil werdende Erziehung läßt sie in der Regel von allen übrigen Eigenschaften eines Kriegers entblößt."

Zu bemerken ist übrigens, daß Dwarlanauth zu den reichsten Männern Indiens gehörte, daß er ungeheure Summen an milde Stiftungen gab und dafür auch von der Königin von England zum Baronet ernannt worden war.

Die Marquise.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Dheim, scherzen Sie nicht, sondern denken Sie lieber daran, sich zu verbergen,“ sagte die Marquise.

„Nein, ich will wissen, wie Herr Boisroger, der sonst ein großer Philosoph war, und jetzt ein gewaltiger Republikaner ist . . .“

„Er schützt Sie, Dheim, er kann Sie noch retten, er . . .“

„So rede er.“

„Sprechen Sie, Boisroger,“ sagte die Marquise, „ich befehle es.“

Boisroger schloß die Thüre ab, ersuchte die Anwesenden, Platz zu nehmen, und sagte, indem er Chatillon ansah:

„Ich bin der Bruder der Marquise . . .“

„Ihr Bruder?“

„Ja, Herr von Chatillon, ihr Bruder.“

„Und mein guter Bruder,“ setzte die Marquise hinzu; „er hat es bewiesen.“

„Es ist Ihnen nicht unbekannt, Herr von Chatillon,“ fuhr Boisroger fort, „wie sehr der Marquis von Chenevières

sich über Ludwig XV. zu beklagen zu haben glaubte, und zwar wegen eines Amtes, das er auf seinen ersten Sohn übertragen zu sehen wünschte. Bei den langjährigen Diensten, die seine Familie und er selbst geleistet hatten, erwartete er keine so große Strenge von dem Könige, der ihm sein Gesuch abschlug. Diese Wunde im Herzen des Marquis wurde tödtlich und er schwur, gar keine Erben seines Namens zu haben, d. h. der Monarchie die Unterstützung seiner Nachkommen gänzlich zu entziehen. Er sprach diese Drohung vor Ludwig XV. selbst aus, der darüber lachte und spottete und antwortete, der junge Marquis von Chenevières würde wahrscheinlich anderer Meinung sein. Einige Jahre nach dieser Erklärung wurde meinem Vater ein Sohn geboren und er blieb fest. Ich war dieser Sohn. Mein Vater machte meiner Mutter glaublich, ich sei gestorben, und ich verschwand. Ein alter Diener brachte mich fort, und ich verlebte meine ersten Jugendjahre fern von Paris. Man erzog mich wie den Sohn eines Bürgerlichen, und ich würde wahrscheinlich stets in Unkenntniß meines Namens geblieben sein, wenn nicht meine Mutter nach der Geburt meiner Schwester hier gestorben wäre. Diese Geburt und dieser Todesfall änderten den Vorsatz meines Vaters nicht, der nun nicht mehr auf einen Erben hoffen konnte, wenn er nicht mich als seinen Sohn zurückrief. Er rief mich allerdings zurück, aber nur, um mir auf seinem Sterbebette, indem er mir sein Geheimniß offenbarte, zu empfehlen, seine Rache nie zu vergessen, d. h. niemals zu sagen, daß ich sein Sohn sei, wenn nicht ganz ungewöhnliche Ereignisse einträten. Gegen meine Schwester, wenn ich sie meines Vertrauens würdig hielt, durfte ich offener sein. Er starb, und ich enthüllte mein Geheimniß der Schwester nicht eher, bis ich ihr gutes Herz erkannt hatte. Aimée versprach, dasselbe zu achten, und sie hat sich von diesem Augenblicke an bemühet, meine Lage so viel als möglich zu verbessern. Ich habe, da ich den Gang der Revolution vorausah, alle Güter meiner Schwester gekauft und konnte nun um ihre Zukunft unbesorgt sein. So hat sich der Plan meines Vaters als ein sehr weiser bewährt.“

„Sie sind wahrhaftig ein würdiger Neffe!“ rief Chatillon aus, indem er Boisroger umarmte.

„Ich werde mich nicht wahrhaft würdig halten, zu Ihrer Familie zu gehören,“ antwortete Boisroger, „als wenn ich meiner Schwester die Güter zurückgeben kann, die ein Scheinkauf in meine Hände gebracht hat. Wann aber wird dieser Tag kommen?“

In diesem Augenblicke entstand ein ungeheurer Lärm auf der Straße; man hörte in der Ferne die Worte: Decrete, Emigrirte, Verbannte schreien.

„Wir sind verloren,“ sagte der Herzog von Roquefeuille; „das Volk wird uns überfallen; nach einer Stunde werden wir nicht mehr am Leben sein. Vicomte, Sie haben uns Alle ins Unglück gestürzt.“

„Dheim, was haben Sie gethan!“ rief Aimée aus.

„Meine lieben guten Freunde, ich beklage um Cuertwegen meine Unvorsichtigkeit . . .“

„Aber wir werden uns doch wenigstens vertheidigen?“ fragte Constantin.

„Uns vertheidigen? Wie wäre das möglich?“ entgegnete Boisroger.

„Madame,“ sagte der Herzog, indem er sich vor der Marquise tief verbeugte, „ich sterbe, will ich Ihnen wenigstens die Ueberzeugung hinterlassen, daß Sie nach meinem Könige die Person sind, für die ich mein Leben hingegeben haben würde.“

Der Lärm auf der Straße verdoppelte sich, und über alle Stimmen hinweg vernahm man die eines öffentlichen Ausrufers, der bekannt machte:

„Allgemeine Amnestie für alle französische Emigrirte.“

„Amnestie! Amnestie!“ rief die Marquise aus, indem sie das Fenster öffnete, gleichsam um Leben und Freiheit eindringen zu lassen. „Amnestie! Wir sind gerettet!“

Amée umarmte Boisroger, der Herzog und sein Sohn umarmten einander und Chatillon umarmte Alle.

„Glauben Sie,“ sagte Boisroger zu dem Herzoge und zu der Marquise, als man wieder etwas ruhiger geworden war, „daß das Unglück Sie beide hintänglich geprüft hat, daß Sie sich ohne Zögern mit einander verbinden können?“

„Madame,“ sprach Constantin zu der Marquise, als er die Worte Boisrogers hörte; „Madame, ich liebe Ihre Tochter nicht, bedenken Sie das.“

Ohne seiner Schwester Zeit zur Antwort zu lassen, sagte Boisroger zu Constantin wie zu dem Herzoge: „Diesmal schlage ich Ihnen einen Aufschub der so sehr und so lange gewünschten Hochzeit vor. Dieser Aufschub wird aber nicht zehn Jahre, nicht fünf dauern, sondern nur vierundzwanzig Stunden. Morgen in Choisi-le-Roi mag die Verbindung statt finden.“

„Und die Eurige,“ sagte die Marquise, indem sie ihre Tochter Amaranthe und Constantin ansah.

4.

Der Gang der Ereignisse führt uns wieder an den Ort, wo vor funfzehn Jahren die Geschichte des Herzogs von Roquefeuille und der Marquise von Chenevières begann; der einzige bemerkenswerthe Unterschied ist nur der, daß der erste jetzt einunddreißig und die letztere dreißig Jahre alt war.

Alles war festlich in Choisi-le-Roi und das Schloß hatte kaum Raum für so viel Glück. Die so lange verödeten Gärten desselben waren von Gästen erfüllt, man lachte, wunderte sich und betheuerte einander gegenseitig, daß man sich wiederum ganz wohl fühle. Ehemalige Diener, ehemalige Vasallen, ehemalige Bauern, die durch den Sturm von dem großen Feudalschiffe losgerissen worden waren, kehrten zurück und erschienen wiederum in dem Schlosse, um, wenn auch nicht die sonstigen Bande der Knechtschaft, doch die Fesseln der Dankbarkeit und Liebe

von Neuem auf sich zu nehmen. Man erkannte sich unter einander, drückte einander die Hände und sang an, neu aufzuleben.

Während diese Auferstehung in dem alten Schlosse erfolgte, saß Constantin auf dem schönen Rasenplatze an der Seine, auf welchem sein Vater sonst voll Liebe mit der Marquise geplaudert hatte, ganz allein, festlich geschmückt, und las eine Proclamation Bonapartes. Bonaparte brach mit dem Titel eines Oberbefehlshabers nach Italien auf. Die Proclamation voll militärischer Beredsamkeit electrifirte den jungen Mann, der den Ruhm jenes anderen jungen Mannes beneidete. Ach, warum konnte er Bonaparte nicht folgen nach Italien? Er hatte ja so viele Gründe, die ihn aufforderten, das Leben zu wagen. Da hörte er Geräusch hinter sich; er legte die Proclamation zusammen und verbarg sie auf seiner Brust. Die Marquise kam.

Sie eilte auf Constantin zu und setzte sich, halb traurig, halb lächelnd, neben ihm nieder.

„Ist es nicht reizend,“ sagte sie zu ihm, „an einem Tage zwei Hochzeiten zu feiern?“

„Ja, es ist reizend,“ antwortete er.

„Man sieht es selten, daß sich Mutter und Tochter, Vater und Sohn an einem Tage verheirathen.“

„Sehr selten.“

„Ich weiß es nicht, aber es kommt mir wie eine doppelte Bürgschaft des Glückes vor.“

„Des Glückes,“ wiederholte Constantin.

„Sie sind sehr bestimmt in Ihren Antworten,“ sagte die Marquise, „wie das Echo in unserem Thale, aber auch so traurig.“

„Ich traurig? Sie irren sich. Bin ich nicht hochzeitlich gekleidet? Ist nicht bereits der Notar im Salon? Erwartet uns nicht die Kirche? Meine Traurigkeit wäre unbegreiflich. Ich traurig! Sehen Sie nicht, daß die Freude aus allen meinen Zügen spricht? Sie glänzt in meinen Augen und erfüllt mein Herz. Gott, laß mich sterben!“ rief Constantin plötzlich aus, indem er, von Schmerz überwältigt, vor der Marquise auf die Kniee sank.

Sie hob ihn sofort auf und fragte:

„Liebes Kind, was ist Ihnen? Wenn Jemand käme! Sprechen Sie, reden Sie.“

„Ihre Tochter,“ begann Constantin endlich, „ist schön, sehr schön sogar, reich an vortrefflichen Eigenschaften.“

„Aber Sie lieben sie nicht.“

„Nein.“

„Mein Gott!“ seufzte die Marquise. „Arme Amaranthe!“

„Ich empfinde nichts für sie; hätte ich eine Andere nicht gesehen, fühlte ich vielleicht diese tödtliche Gleichgiltigkeit gegen Ihre Tochter nicht. Aber ich habe Sie gesehen, und ich liebe Sie.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Marquise.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Lieber Constantin,“ entgegnete die Marquise, „ich darf und kann Sie nicht anhören. Schweigen Sie! Schweigen Sie!“

„Und warum soll ich schweigen?“

„Sie fragen noch?“

„Sie sind die Erste, die ich liebe. Bewundert habe ich schon oft, aber geliebt nur Sie.“

„Kind!“

„Sie verschmähen mich . . . Ich bin nichts, ich habe keinen Titel, keinen Rang mehr; aber einen Namen kann ich mir schaffen. Lieben Sie mich, und ich werde den bleichen jungen Mann, der morgen nach Italien aufbricht, ersuchen, mich mit sich zu nehmen.“

„Was sagen Sie? Sie wollen uns verlassen?“

„Ja, ich reise fort, mit oder ohne Ihre Liebe. Komme ich nicht zurück, so freuen Sie sich, denn ich werde rühmlich sterben; komme ich aber wieder, so lieben Sie mich, lieben Sie mich! Geben Sie mir Ihr Taschentuch!“

„Was thun Sie?“

„Ich behalte es — da auf meinem Herzen . . . Ich werde es Ihnen zurückbringen, gefärbt mit meinem Blute . . . Wo soll ich verwundet werden?“

„Constantin, Sie machen mich unglücklich!“ sagte die Marquise, indem sie mit beiden Händen den Kopf des liebe-glühenden Mannes zu ihren Füßen erfaßte: „Nein, nein, ich liebe Sie nicht . . . Aber — da kommt Ihr Vater! Beruhigen Sie sich, fassen Sie Muth.“

„Mein Vater?“ entgegnete Constantin; „desto besser; er wird mich anhören.“

Als der Herzog nahe gekommen war, stand Constantin auf, begrüßte ihn achtungsvoll und sagte ziemlich ruhig zu ihm:

„Ich freue mich, daß die Frau Marquise gegenwärtig ist. Sie wird hören, was ich Ihnen zu sagen habe, Vater, und Sie brauchen ihr die peinliche vertrauliche Mittheilung nicht zu überbringen.“

„Welche peinliche, vertrauliche Mittheilung, lieber Constantin? Könnten die unangenehmen Dinge nicht bis morgen aufgeschoben werden? Heute ist Hochzeitstag. Hast Du nicht daran gedacht?“

„Ich kann Mademoiselle Amaranthe, die Tochter der Frau Marquise, nicht heirathen.“

„Du kannst nicht . . . ? Ich habe wohl falsch gehört.“

„Nein, Sie haben nicht falsch gehört.“

„Und warum kannst Du sie nicht heirathen?“

„Ich liebe sie nicht.“

„Ist sie nicht schön genug, lieber Constantin?“ fragte der Herzog mit übertriebener Ironie, da er ja in Gegenwart derjenigen sprach, deren Tochter man zurückwies. „Sehr wenige Männer in Frankreich werden Deiner Ansicht sein, und die Meinung Aller, die meinige inbegriffen, hat doch wohl eben so viel zu bedeuten, als die Deinige, wenn Du mir diese Bemerkung erlauben willst. Welcher Edelmann würde sich nicht beeilen, sein Vermögen, seinen Titel, seinen Namen diesem reizenden Mädchen zu Füßen zu legen? Sie ist schön, von altem Adel, gebildet, was verlangst Du mehr? Von welcher andern erwartest Du das eheliche Glück? Glaubst Du, daß eine so schöne Gelegenheit sich zwei Mal im Leben darbietet? Das glaube nicht. Ich bin vielleicht das einzige Beispiel von einem Manne, der sich mit der Dame verheirathet, die er sich ein Mal entgegen zu lassen das Unglück hatte. Ein solches Beispiel wiederholt sich nicht.“

„Ich bedauere, nicht an Ihrem Plage zu sein, Vater, um auch das Recht zu haben, die achtbare junge Dame so warm zu vertheidigen.“

Der Herzog wurde durch diese Worte seines Sohnes erst darauf aufmerksam, daß er vielleicht zu leidenschaftlich die Tochter der Marquise vertheidigt habe.

„Aber,“ fuhr er würdevoller fort, „was wirst Du der jungen Dame sagen, damit sie Deine Weigerung begreife? daß sie dieselbe verzeihe, wage ich nicht zu hoffen.“

„Ich reise ab; das ist meine Antwort.“

„Du willst nicht hier bleiben?“

„Nein, Vater, ich reise fort, und dieser Entschluß wird Sie in den Stand setzen, meine Verlegenheit, mein Bedauern, meinen Schmerz zu würdigen.“

Der Herzog stand auf.

„So handelt ein ächter Edelmann nicht. Du wirst nicht reisen, Du wirst bleiben und das Fräulein heirathen, verstehst Du? Ihre Mutter hat mein Wort.“

„Aber Vater . . .“

„Du gehorchst.“

„Ich werde nicht gehorchen.“

Nach diesen schrecklichen Worten entfernte sich Constantin mit raschen Schritten und ließ den Herzog und die Marquise in der äußersten Bestürzung zurück. Die Marquise brach das Schweigen zuerst.

„Sie haben edel und würdevoll gehandelt, Herr Herzog; Sie mußten aus Achtung gegen mich und meine Tochter so sprechen, ich danke Ihnen dafür; aber Sie wissen es nun, und zwar in einer Weise, daß Sie nicht daran zweifeln können, Ihr Sohn liebt meine Tochter Amaranthe nicht.“

„Ich gestehe das, aber . . .“

„Soll er gezwungen werden, sie zu heirathen?“

„Unbedingt.“

„Bedenken Sie es wohl, Herr Herzog, wir setzen das Glück der beiden jungen Leute auf das Spiel.“

„So sprechen Sie?“

„Warum nicht?“

„Nun, wenn Sie meinem Sohne verzeihen, so habe ich nichts weiter zu sagen.“

„Man muß über solche Angelegenheiten stets mit Ruhe sprechen.“

„Das wollen wir thun.“

„Wir sind der lebendige Beweis, werther Herzog, daß man die Hand ohne das Herz nicht geben darf.“

„Nun?“

„Wenn eine Andere das Herz Ihres Sohnes gewonnen hätte . . .?“

„Das ist nicht möglich.“

„Das sagen Sie und Sie sind kaum dreißig Jahre alt?“

„Wer kann wissen, daß das Herz meines Sohnes nicht mehr frei sei? Sind Sie vielleicht näher unterrichtet?“

„Wer weiß!“

„Liebt mein Sohn vielleicht Sie selbst?“

„Warum nicht?“

„Und lieben Sie ihn?“

„Wenn dies der Fall wäre, wenn ich ihn liebte,“ antwortete die Marquise, „würde ich jedenfalls nicht so ungeschickt sein, ihn meiner Tochter zum Gemahl geben zu wollen.“

„Das ist mir jetzt zu fein; wenn ich eine Frage an Sie richten dürfte, wenn ich das Recht hätte . . .“

„Nehmen Sie sich dieses Recht.“

„Ich verlange es nicht.“

„Ich gewähre es Ihnen . . . Also, wenn Sie eine Frage an mich zu richten hätten . . .?“

„So würde ich Sie ganz einfach fragen, ob Sie jetzt mich oder ihn lieben?“

„Es scheint mir, lieber Herzog, als beschäftigt wir uns weit mehr mit uns, als mit unsern Kindern . . .“

„Ich gestehe das, aber . . .“

„Da kommt Amaranthe, sie wird die Frage weit leichter entscheiden können. Was werden Sie sagen, wenn sie Ihren Sohn nicht liebt?“

„Und Sie, Madame?“

„Immer wir!“

Amaranthe stand bald im hochzeitlichen Puge zwischen ihrer Mutter und dem Herzoge.

„Liebes Kind,“ sagte die Mutter zu ihr, „ich finde Dich recht traurig . . . An einem Hochzeitstage . . .“

„Ich bin vielleicht etwas überrascht . . .“

„Jedermann will Dein Glück, liebes Kind.“

„Es fällt Niemandem ein, Sie zu einer Heirath zu zwingen, die Ihrer Neigung nicht entspricht,“ setzte der Herzog hinzu.

„Ach, Herr . . .“

„Noch ist es Zeit, meine Tochter, noch kannst Du Dich erklären. Constantin, der sich nicht gegen Deinen Willen mit Dir verheirathen will, hat mich diesen Morgen, vor einem Augenblicke, beauftragt, Dich zum letzten Male um Deine Einwilligung zu bitten.“

„Er hat Ihnen dies aufgetragen? Zweifelt er?“

„Das nicht, er ist aber sehr gewissenhaft.“

„Erlauben Sie, daß ich meines Theils . . .“

„Unterbrechen Sie mich nicht, Herr Herzog . . . Er wird es nicht übel deuten, wenn ich das Jawort zurücknehme, das ich in Deinem Namen gegeben habe, wenn Du es ihm nicht durch Deinen aufrichtigen Wunsch bestätigst, ihm angehören zu wollen . . .“

Amaranthe antwortete nicht.

„Ich will Dich keineswegs auffordern,“ fuhr die Marquise fort, „von Deinem Entschlusse abzugehen. Constantin ist ein sehr hübscher und herzenguter junger Mann, den ich sehr gern meinen Sohn nennen würde.“

„Ich werde ihn heirathen, liebe Mutter.“

„Wirst Du ihn auch glücklich machen?“

„Ja, Mutter.“

„Du wirst mir auch nie den Vorwurf machen, ich hätte Dich zu der Wahl bestimmt?“

„Nein, Mutter.“

„Mein Sohn,“ fiel der Herzog ein, „ist lebhaft, bisweilen wohl auch heftig und barsch, überlegen Sie das wohl.“

„Schildern Sie ihn nicht zu schwarz,“ entgegnete Amaranthe; „das sind Eigenschaften der Jugend.“

„Ich kann auch nicht für seine Treue bürgen,“ fuhr der Herzog fort.

„Ich werde ihn durch Liebe zu fesseln suchen.“

„Dennoch wird er Ihnen entslüpfen.“

„Herr Herzog,“ flüsterte die Marquise dem Sprechenden zu, „Sie scheinen nicht den richtigen Weg zu wählen, um ans

Ziel zu gelangen. Einmal liegt Ihnen sehr viel an dieser Heirath und jetzt, da die Verbindung stattfinden soll . . .“

Der Herzog that, als höre er diese Worte nicht, und fuhr fort:

„Ich muß es Ihnen mit aller Offenheit sagen, Mademoiselle, daß mein Sohn die Verbindung mit Ihnen abbrechen will, ja, gegen meinen Rath, gegen meine Vorstellungen, gegen meine Drohungen . . .“

„Und was wünschen Sie, Herr Herzog?“ fragte die Marquise leise.

„Ich wünsche,“ entgegnete der Herzog laut, „daß Mademoiselle uns sage: Constantin ist der Mann, den ich allen andern vorziehe, und deshalb heirathe ich ihn.“

Amaranthe, die bis dahin durchaus nicht verrathen hatte, was in ihrem Herzen vorging, antwortete:

„Ich kann den Mann, der mit mir brechen will, unmöglich vorziehen. Ich gebe ihm deshalb gern sein Wort zurück.“

„Sind Sie nun zufrieden, Herr Herzog?“ fragte die Marquise.

„Ich? Warum sollte ich zufrieden sein? Und Sie, Madame? frage ich.“

„Ich bin sehr wohl und mit Allem zufrieden,“ antwortete die Marquise halblaut, „nur mit Ihnen nicht, werther Herzog.“

Während der hier eintretenden Pause erschien Constantin wieder, der zu dem Herzoge sagte:

„Lieber Vater, ich habe eben gegen die Achtung gefehlt, die ich Ihnen schuldig bin, und ich bitte Sie auf meinen Knien, mir zu verzeihen. Um diese Verzeihung noch mehr zu verdienen, bitte ich Sie, Vater, und Sie, Frau Marquise, meine Weigerung, die Hand der Mademoiselle Amaranthe anzunehmen, für nicht gesprochen anzusehen. Ich habe nachgedacht, mich mit unserm Freunde Chatillon besprochen, der mir den Schritt, den ich jetzt thue, ebenfalls gerathen hat, und ich erlaube mir, von Neuem um die Hand der Mademoiselle Amaranthe zu bitten, wenn sie mich ihrer noch würdig hält.“

„Sie ist frei,“ antwortete die Tochter der Marquise mit stolzer Kälte, und verbeugte sich, um sich zu entfernen.

Die Uebrigen wollten auch fortgehen, als Chatillon, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, mit schnellen Schritten herbeikam.

„Ich habe den Notar so lange als möglich hingehalten,“ sagte er, „aber nun weiß ich nicht mehr, was ich noch vornehmen und sagen soll. Er will fort, denn er hat in der Nähe noch andere Heirathscontracte zu entwerfen, wie er sagt. Darf er gehen? Sind Sie entschlossen, wieder nicht zu heirathen?“

Niemand antwortete.

„Seltsam,“ dachte Chatillon. — „Also morgen?“ fragte er laut.

Auch darauf erhielt er keine Antwort.

„Wollen Sie gar nicht heirathen?“ fragte er mürrisch. „Sie sehen alle vier aus, als kämen Sie von einem Leichenbegängnisse.“

Um die Verwirrung vollständig zu machen, brauchte nur Boisreger noch zu kommen, und er erschien auch zur rechten Zeit, um die letzte Frage Chatillons zu hören.

Chatillon, der durchaus eine Heirath zu Stande bringen wollte, setzte hinzu: „Da fällt mir etwas sehr Komisches ein. Vielleicht kommen wir so zum Ziele.“

Er nahm den Arm Amaranthens und gab denselben dem Herzoge, dann führte er Constantin und die Marquise zusammen und endlich fragte er:

„Ist die Eintheilung in dieser Art ansprechender? Kann in dieser Weise eine Heirath zu Stande kommen?“

Die beiden Paare sahen einander lächelnd an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Giftmischerei im siebzehnten Jahrhundert.

Unter die Opfer der Giftmischerei zu der Zeit, als dieses Verbrechen in Europa so häufig vorkam, gehört auch Henriette von England, Herzogin von Orleans. Daß sie an Gift starb, scheint keinem Zweifel zu unterliegen, obgleich die Ursachen ihrer Ermordung, so wie die Thäter von einem dunkeln Schleier umhüllt sind, der nicht ganz gehoben werden kann.

Henriette Anna von England war die Tochter Karl I. und seiner Königin Henriette Marie und ein Kind der Trübsal von der Wiege an. Als ihr Vater durch die Truppen des Parlamentes von Ort zu Ort getrieben wurde, begleitete ihn seine Königin unter allen Gefahren und auf allen Wanderungen mit Heldennuth und aufopfernder Liebe, und verließ ihn nur, als die Zeit ihrer Entbindung heranrückte, um in der treuen Stadt Exeter eine Zuflucht zu suchen. Sie trennten sich nach einem zärtlichen Abschiede, der ihr letzter sein sollte. In Exeter kam die Königin in so große Noth, daß sie, ohne die Unterstützung der Königin von Frankreich, die bei ihrem Zustande durchaus notwendigen gewöhnlichen Bequemlichkeiten entbehrt haben würde. Am 16. Juni 1644 wurde ihre Tochter Henriette geboren. Der Graf von Essex rückte um diese Zeit an der Spitze eines Heeres des Parlamentes gegen Exeter und die arme Königin sah sich zur Flucht genöthiget, noch ehe sie sich von ihrer Entbindung erholt hatte. Siebzehn Tage später überließ sie ihre kleine Tochter der Pflege der Gräfin von Morton und fand Mittel, trotz der Wachsamkeit der feindlichen Krieger, die Küste zu erreichen. Hier bestieg sie ein kleines Schiff, das bis an die französische Küste verfolgt und beschossen wurde.

Bei ihrer Ankunft in Paris wurde sie anfänglich mit den Ehrenbezeugungen empfangen, welche der Tochter Heinrichs IV. gebührten, sowie, scheinbar wenigstens, mit der Liebe, auf welche sie bei der königlichen Familie von Frankreich, ihren nahen Verwandten, mit Recht Anspruch machen konnte. Bald darauf brachen indeß die Unruhen der Fronde aus und die Volkspartei wurde von den königlichen Truppen in Paris belagert. In

dieser Zeit wurde sie nicht bloß von dem Pöbel insultirt als Mitglied der königlichen Familie von Frankreich, sie gerieth auch in solche Dürftigkeit, daß sie, wie sie selbst erzählt, das Parlament um Almosen bitten mußte, damit sie nur ihr Leben durchbrächte. In dieser traurigen Lage erhielt sie die erschütternde Nachricht von dem tragischen Tode ihres Gemahls, und als sie sich einigermaßen gesammelt und erholt hatte, begab sie sich in ein Kloster, wo sie ihre Zeit der Erziehung ihrer Kinder widmete, da Lady Morton ihr noch vorher ihre Tochter Henriette überbracht hatte. Auch dieser Zufluchtsort schützte sie nicht vor der Wuth des aufgeregten Pöbels, und sie kehrte der Sicherheit halber in ihre frühere Wohnung im Louvre zurück. Der junge König und die königliche Familie hatten sich genöthigt gesehen, die Hauptstadt zu verlassen, in welcher in Folge des Bürgerkrieges große Noth herrschte. Die Königin von England war damals von allen Mitteln des Unterhaltes so entblößt, daß sie der Cardinal von Reg, als er sie einst besuchte, in dem Zimmer ihrer Tochter und die Prinzessin im Bett fand. „Sie sehen,“ sagte die Königin, „daß ich Henrietten hier Gesellschaft leiste, denn das arme Kind kann nicht aufstehen, da wir nicht mehr haben, wovon wir uns Feuer verschaffen könnten.“ — „Die Nachwelt,“ sagt der Cardinal, „wird es kaum glauben, daß die Enkelin Heinrichs IV., in dem Louvre, im Januar kein Holz hatte, um sich zu wärmen.“ Die Noth der unglücklichen Königin endigte erst mit ihrem Leben. Zwar erlebte sie die Thronbesteigung ihres Sohnes noch, aber sein Benehmen war in vielfacher Hinsicht eine Quelle des Grams und der Besorgnis für sie, und nachdem sie sich eine Zeitlang in England aufgehalten hatte, beschloß sie, ihr Leben in ihrem friedlichen Kloster bei Paris zu beschließen, wo sie auch, in ihrem fünfzigsten Jahre, 1669 starb.

Die junge Prinzessin von England, die in großer Zurückgezogenheit und in der Schule der Noth erzogen war, verrieth einen Charakter, den man in den höchsten Kreisen der Gesellschaft nicht oft findet. Sie zeichnete sich durch die Sanftmuth ihres Temperaments und ihre unerheuchelte Demuth aus. Ihre jugendliche Anmuth und Schönheit, ihr freundliches, liebenswürdiges Wesen und ihre hohe Bildung machten sie zu einer Zierde des Hofes und erinnerten an ihre unglückliche Ahnfrau, Maria Stuart. Ihre Mutter und Anna von Oesterreich, die Mutter Ludwigs des XIV., sollen den Wunsch gehegt haben, der junge König möchte sich mit ihr vermählen, er hatte aber in diesen Plan nicht eingehen wollen, weil die Prinzessin noch zu jung sei. Bald nachher machte die Königin Mutter der Königin von England den Antrag, die Prinzessin sollte ihren zweiten Sohn, Philipp, Herzog von Orleans, heirathen. Diese Verbindung fand Beifall, und am 31. März 1661 wurde das junge Paar in der Kapelle des Palais Royal getraut.

Vor der Vermählung behandelte der Herzog seine Verlobte mit der eifrigsten Galanterie und seinen Aufmerksamkeiten, sagt

die Frau von Lafayette, fehlte nichts als — die Liebe; „freilich,“ sagt sie hinzu, „vermochte kein Weib in der Welt das Wunder zu thun, dem Herzen dieses Prinzen Liebe einzulösen.“

In der Verbindung mit einem solchen Manne war ein Grad von Umsicht und Weltkenntnis nöthig, welche die junge Herzogin bei der Art ihrer Erziehung sich nicht hatte erwerben können. Sie war heiter, unerfahren, hingebend, versiel in Unvorsichtigkeiten, die Verdacht erregten, und wurde in die Intriguen der verborbenen und selbstsüchtigen Herren und Damen vom Hofe verwickelt, die sie zu Handlungen verleiteten, welche sich nicht mit den Schilderungen vereinigen lassen, die alle Zeitgenossen von ihr gegeben haben.

Ein junger Edelmann vom Hofe, der Graf von Guiche, stand damals in hoher Gunst bei dem Herzoge von Orleans, der ihn bei der Herzogin einführte und derselben empfahl. Der Graf war sehr schön, in seinem Benehmen und seiner Kleidung höchst elegant und Meister in dem Liebesgeplauder, das damals die elegante Conversation bildete. Die Herzogin fand Gefallen an der Gesellschaft dieses vollendeten Cavaliers, während er sich ernstlich in die junge reizende Frau verliebt zu haben schien, mit der er ungestört zusammenkommen durfte. Sein Benehmen und seine Sprache verriethen bald wärmere, aber weniger achtungsvolle Gefühle und der Zustand seines Herzens, welcher dem unerfahrenen Auge des Gegenstandes seiner Wünsche unbemerkt blieb, entging den geübtern Blicken der Mademoiselle von Montalais, einer ihrer Fräuleins, nicht. Der Graf fand indes Mittel, die Gewogenheit dieser Dame sich zu gewinnen und statt ihre Gebieterin vor ihm zu warnen, begünstigte und förderte sie seine Pläne, ja unternahm es sogar, die Herzogin zu vermögen, Briefe von ihm anzunehmen. Dies lehnte die Herzogin anfangs ab, aber durch die listige Montalais ließ sie sich endlich doch bereben, nicht bloß die Briefe des Grafen anzunehmen, sondern sie sogar zu beantworten, ja ihm selbst mehrere Rendezvous zu gestatten.

Eine dieser geheimen Zusammenkünfte ist in den höchst merkwürdigen Bruchstücken der Originalbriefe der Charlotte Elisabeth von Baiern, der zweiten Gemahlin des Herzogs von Orleans, erwähnt. „Eines Tages,“ schreibt sie, „ging Madame (die Herzogin), entweder um ihre Kinder zu sehen, oder um ungestört mit dem Grafen von Guiche sprechen zu können, in die Zimmer der Frau von Ch.. Sie hatte einen Kammerdiener, Launois, der auf der Treppe bleiben mußte, um es zu melden, wenn der Herzog erscheinen sollte. Launois trat schnell in das Zimmer und rief: „Der Herzog kommt die Treppe herunter und ist schon ganz nahe.“

(Fortsetzung folgt.)

